AUFTRAG

»Gerechter Friede«
Friedenswort der deutschen Bischöfe

»Dominus Iesus«
Über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche

St. Bonifatius in Berlin-Kreuzberg, die neue Militärbischofskirche (Foto Diözesanarchiv Berlin)

GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

INHALT

FRIEDENSETHIK

Das neue Bischofswort „Gerechter Friede“ 4
Stellungnahme der GKS zum Friedenswort 6
Interview mit Generalinspekteur Kujat zum Friedenswort der katholischen Bischöfe 7
ZdK-Präsident würdigt Friedens-Hirtenwort 8

Soldatisches Selbstverständnis und humanitäre Hilfe

„Gerechter Friede“ – Friedensdienst als Bewährungsfeld militärischen Einsatzes *(Jürgen Thoma)* 9
Hilfe zur Selbsthilfe: Glockenturm gerettet *(Guiscard Beckmann)* 14
Nova Mala *(Jörg Liebig)* 15
Ein ganz gewöhnlicher Tag in Transnistrien *(Christine Decker)* 17
Papst ermutigt Soldaten zu Friedens- und Hilfsdiensten 18
50 Jahre UNHCR: „Kein Grund zum Feiern“ *(Viola van Melis)* 19

DOMINUS IESUS

Die göttliche Wahrheit ist nicht fassbar und nicht aussprechbar, nicht einmal durch die Christliche Offenbarung *(Georg Kestel)* 20
Auszug aus der Erklärung der Kongregation für die Glaubenslehre: 23
Warum ausgerechnet katholisch sein? *(Carsten Cunardt)* 24
Warum „Dominus Iesus“ auch für evangelische Christen nützlich sein kann *(Klaus Berger)* 28

HERBSTVOLLVERSAMMLUNG DES ZdK

Verfasste Kirche contra „Kommandokirche“ 30
ZdK Thesenpapier: „Die Gemeinde von heute auf dem Weg in die Kirche der Zukunft“ 32
Ökumenischer Kirchentag im Jahr 2003 in Berlin 32
„Weitflächiges Ende des Christentums droht“ *(Barbara Just)* 33

SCHWANGEREN-(KONFLIKT)-BERATUNG

Der lange Weg aus der Beratungsfalle *(Carl Hermann Schmitt)* 34
Juristen fordern Überprüfung der Abtreibungsgesetze 36

KIRCHE UND GESELLSCHAFT

Bosnien: Das „Armenhaus Europas“ braucht Hilfe und Konzepte *(Franz Hummer)* 37
RENOVABIS 2000: „Konfrontation oder Kooperation? Ökumene in Mittel- und Osteuropa“ *(Heinrich Dorndorf)* 38
Königsberg: „Was kann Gott uns schon bieten?“ *(Klaus Peter)* 39
Kirche in Not / Ostpriesterhilfe: Große Nachfrage nach Kinderbibeln 40
Das religiöse Elternhaus macht seine Kinder stark 41
Sudan: Bischof fordert Friedenstruppe *(Kinoph)* .. 42
Molukken: Radikale Moslems wollen Christen vertreiben *(bt/KNA)* 43
China: Die wechselvolle Geschichte des Christentums 44
Glauben im Schatten der sino-vatikanischen Politik *(Roman Malek SVD)* 45

BLICK IN DIE GESCHICHTE

Vor 1.200 Jahren wurde Karl der Grosse in Rom zum Kaiser gekrönt *(Johannes Schidelko)* 47
Vor 750 Jahren starb der Stauferkaiser Friedrich II. *(Alexander Brüggemann)* 48
Der Crac des Chevaliers – Ordensfestung aus der Kreuzfahrerzeit im heutigen Syrien *(Volker B. Böhler)* 50

SPIRITUALITÄT

Thomas Morus Patron der Politiker *(PS/KNA)* ... 58
Wovon das Herz voll ist, fließt der Mund über – Jeremia *(Michael Overmann)* 59

GESELLSCHAFT NAH UND FERN

Das Ende der Uhrzeit *(Alexandra Ringendahl)* . 66
Die letzten Morsezeichen verklingen *(Ulrich Pfaffenberger)* 67
Nachbar Polen: Wehrmachtsoffizier als Held eines deutsch-polnischen Bestsellers *(Joachim G. Görlich)* 69
Die Zeit bringt es an den Tag *(bt)* 70
Die Rettung von Assisi *(bt/MS)* 71
Patengemeinde der GKS im WB I: Nowospasskoje – Wir wollen keinen Krieg mehr *(Nikolai Priwalow)* 72
Geschichten aus Russland *(Paul Roth)* 73
Gräber mahnen zum Frieden *(Constantin Graf von Hoensbroech)* 74
Mord auf dem Stundenplan *(Patricia Zapor)* 75
Kruip: Rechte Gewalt liegt nicht am Verfall von Werten *(PS/KNA)* 75

KIRCHE UNTER SOLDATEN

Vor 25 Jahren endete die Synode der deutschen Kirche *(PS/M. Jacquemain)* 76
Zum Leitmotiv des Weltfriedenstages 2001 78
46. Gesamtkonferenz der hauptamtl. Militärseelsorger *(PS)* 80

GKS im Wehrbereich III 82
GKS-Kreis Mechernich 84
GKS-Kreis Bad Neuenahr-Ahrweiler 85
GKS-Kreis Neuburg/Donau: 85
GKS-Kreis Ingolstatdt 86
Aus dem Vorstand der ZV 86
GKS-Akademie Oberst Helmut Korn 2001 87
Jakobuswallfahrt 2001: 88

Kurz notiert 16, 29
Stichwort: Karneval 57
Briefe an die Redaktion 22, 89
Personalia 79
Termine 3
Autoren 89
Buchbesprechungen 91

Termine • Termine • Termine

22.01.	EA GKS in Bonn, Collegium Albertinum
27.01.	Vorstand ZV in Berlin
01.02.	Int. Soldatengottesdienst zur Feier des Weltfriedenstages 2001 in Köln
05.02.	SA InFü in Bonn, Collegium Albertinum
07.02.	IS in Bonn, Collegium Albertinum
09.-11-02.	AK/WB-Konferenz WB II in Duderstadt
17.02.	BV GKS in Bonn, Collegium Albertinum
02.-04-03.	AK/WB-Konferenz WB I
02.-04.03.	AK/WB-Konferenz WB V in Rottenburg
09.-11.03.	AK/WB-Konferenz WB III in Günne
23.-25.03.	AK/WB-Konferenz WB VI in Niederaltaich
26.03.	SA InFü in Bonn, Collegium Albertinum
02.04.	EA GKS in Bonn, Collegium Albertinum
06.-08.04.	WB-Konferenz WB II in Hildesheim
06.-08.04.	WB-Konferenz WB IV in Maria Engelporten
22.-28.04.	41. WdB in Berlin, Kath. Akademie Thema: „Glauben helfen, Zeugnis geben – Christsein in der großen Stadt“ 21.-23.04. Vorkonferenz 22.04. Anreise der Delegierten 23.-25.04. ZV 25.-28.04. BuKonf GKS 26.04. FGKS Mitgliederversammlung
25.-29.04.	Seminar 3. Lebensphase in Nürnberg
04.-05.05.	VV ZdK in BN-Bad-Godesberg
09.-11.05.	Haupttagung GKMD (50 Jahre) in Fulda
16.-22.05.	Int. Soldatenwallfahrt nach Lourdes
23.05.	KAS-Mitgliederversammlung in Bonn
13.-17.06.	29. Evang. Kirchentag in Frankfurt
22.-26.06.	WB-Konferenz WB III in Wermelskirchen
23.06.	Vorstand ZV in Berlin
11.06.	EA GKS in Bonn, Collegium Albertinum
06.-10.06.	Seminar 3. Lebensphase in Cloppenburg (Übergabe Ltg. von Havermann an Mathias)
01.-12.07.	Jakobuswallfahrt Münster-Köln-Aachen
27.08.	EA GKS in Bonn, Collegium Albertinum
14.-21.09.	AMI-Konferenz in Erfurt (Veranstalter GKS)
28.-29.09.	BV GKS in Bonn, Collegium Albertinum
13.10.	Vorstand ZV in Berlin
12.-14.10	AK/WB-Konferenz WB I
22.-26.10.	46. Gesamtkonferenz der hauptamtl. kath. Militärseelsorger
24.-28.10	Seminar 3. Lebensphase in Nürnberg
26.-28.10	AK/WB-Konferenz WB III in Günne
26.-28.10.	AK/WB-Konferenz WB VI in M-Fürstenried
29.10.-02.11.	8. Seminar GKS-Akademie Oberst Helmut Korn in Fulda
19.11.	EA GKS in Bonn, Collegium Albertinum
23.-24.11.	VV ZdK in BN-Bad-Godesberg
23.-25.11.	AK/WB-Konferenz WB II in Worphausen
03.-04.12.	Herbstkonferenz GKMD in Fulda
2002	
16.-22.09.	42. WdB in Rolduc bei Sterkrade (NL) 14.-16.09. Vorkonferenz 16.-18.09. ZV 18.-21.09. BuKonf GKS

Verwendete Abkürzungen: AGKOD – Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen Deutschlands, AK – Arbeitskonferenz des Wehrbereichsdekans, AMI – Apostolat Militaire International, BuKonf – Bundeskonferenz, BV GKS – Bundesvorstand der GKS, EA – Exekutivausschuss, GKMD – Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands, IS – Internationaler Sachausschuss, MGV – Militärgeneralvikar, SA InFü – Sachausschuss „Innere Führung“, SA S+F – Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“, SA KI – Sachausschuss „Konzeption und Information“, WB – Wehrbereich, WdB – Woche der Begegnung, ZV – Zentrale Versammlung, VV ZdK – Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Das Redaktionsteam **AUFTRAG** *wünscht Ihrer Leserschaft Gottes Segen für das Jahr 2001. Den aktiven Soldaten wünschen wir Kraft, Fantasie und Geduld bei der bevorstehenden Reform der Bundeswehr, den Soldaten im Friedenseinsatz, dass sie ihre Aufträge gesund an Leib und Seele bestehen. Der Kirche unter Soldaten danken wir für ihre treue Begleitung der Soldaten in ihrem schwierigen Dienst und hoffen, dass sie diese auch weiterhin leisten kann.*

KATHOLISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Das neue Bischofswort „Gerechter Friede"

Zusammenfassung

Vor knapp zwanzig Jahren haben sich die deutschen Bischöfe mit dem Wort „Gerechtigkeit schafft Frieden" (1983) an die Öffentlichkeit gewandt. Die Friedensproblematik war damals in Deutschland Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen. Kontrovers diskutiert wurde die Stationierung amerikanischer Mittelstreckenwaffen, die sogenannte „Nachrüstung", ebenso wie die Legitimität atomarer Rüstung überhaupt. Die Bischöfe waren damals angefragt, vor allem zu diesen speziellen Fragestellungen eine ethische Stellungnahme abzugeben. Waren die Drohungen mit dem Einsatz von Atomwaffen und die entsprechenden militärischen Planungen als Element einer Politik der Kriegsverhütung noch ethisch verantwortbar? Die damalige Position, dass die Strategie der nuklearen Abschreckung nur befristet und verbunden mit der Pflicht, mit aller Anstrengung nach Alternativen zur Androhung von Massenvernichtung zu suchen, ethisch tolerierbar ist, hat nichts von ihrer Gültigkeit verloren. Denn nach wie vor verfügen die Großmächte über umfangreiche Atomwaffenarsenale, und es ist nach 1989 teilweise schwieriger geworden, die Kontrolle über diese Bestände sicherzustellen sowie die Weiterverbreitung militärisch nutzbarer Nukleartechnologie zu verhindern. Dennoch ist dieses weiterhin bedrängende Problem vom Zentrum an den Rand gerückt. Die gesamte Friedensproblematik wurde durch den Gang der Geschichte in eine veränderte Perspektive gestellt, die neue Herausforderungen mit sich bringt.

Die Konfrontation der Blöcke konnte überwunden werden und damit die Teilung Deutschlands und Europas. Doch die erforderliche politische und wirtschaftlich soziale Neuordnung wurde vielerorts von gewaltigen Erschütterungen begleitet. Die Vorgänge im ehemaligen Jugoslawien zeigten auf erschreckende Weise, wie Nationalismus und „Ethnozentrismus" der Geschichte erneut ein blutiges Mal aufprägten. Bei vielen der seit 1989 gewalttätig ausgetragenen Konflikte handelt es sich nicht mehr um „klassische" zwischenstaatliche, sondern um innerstaatliche Auseinandersetzungen, die sich mit dem herkömmlichen sicherheitspolitischen Instrumentarium nur bedingt erfassen und bearbeiten lassen.

Diese seit dem Ende des Kalten Krieges deutlich geänderte friedens- und sicherheitspolitische Lage in Europa und der gesamten Welt ist für die Bischofskonferenz Anlass gewesen, sich erneut in grundsätzlicher Weise mit den Fragen des Friedens auseinander zu setzen. Der Titel des neuen Wortes „Gerechter Friede" will zum Ausdruck bringen, dass es ganz wesentlich darum geht, sich der Friedensfrage nicht erst dann zu stellen, wenn Auseinandersetzungen bereits mit Waffengewalt geführt werden. Es gilt vielmehr, frühzeitig alles zu tun, um Gewaltsituationen erst gar nicht entstehen zu lassen.

Das bischöfliche Wort besteht aus drei großen Teilen. Zunächst vergewissert es sich anhand der Bibel - des Alten und Neuen Testaments – der theologischen Grundposition zur Frage der Gewalt und ihrer Überwindung. Im zweiten Teil werden die gegenwärtigen Friedensgefährdungen in den Blick genommen und die Hauptlinien einer Politik eines „gerechten Friedens" skizziert. Der abschließende dritte Teil fragt nach dem Auftrag der Kirche. Da diese sich als ganze als „Sakrament des Friedens" verstehen lässt, will der Text verdeutlichen, wie sie immer mehr eine Kirche werden kann, die aus dem Frieden Jesu Christi lebt und ein überzeugendes Zeugnis für diesen Frieden ablegt.

Der Vorsitzende der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, der Limburger Bischof Dr. Franz Kamphaus, stellte gemeinsam mit dem Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz Prof. Dr. Karl Lehmann das Friedenswort „Gerechter Friede" in einer Pressekonferenz am 11. Oktober 2000 in Berlin der Öffentlichkeit vor.

I. Teil: Gewaltfreiheit in einer Welt der Gewalt. Die biblische Botschaft vom Frieden

Die kirchliche Lehrverkündigung hat sich im vergangenen Jahrhundert mit wachsender Intensität dem Friedensthema zugewendet und deutlich gemacht, dass es kein Randthema ist. Schon in der Bibel hat die Auseinandersetzung mit der Gewaltproblematik eine zentrale Bedeutung. Dies herauszuarbeiten, ist das Anliegen des ersten Hauptteiles des Bischofswortes. Er zeigt, wie eng die Offenbarung Gottes in der Geschichte und sein Handeln in dieser Welt verknüpft sind mit der Aufdeckung der Ursachen menschlicher Gewalttätigkeit und der Suche nach Möglichkeiten, ihrer Herr zu werden. Nicht nur durch die Zeitspanne zwischen der Ursünde im Paradies und dem Kreuz Jesu Christi, sondern auch durch die Geschichte der christlichen Kirche zieht sich eine breite Blutspur der Gewalt. Doch wird die Kette der Gewaltanwendung immer wieder durchbrochen von Mahnreden, Friedensvisionen und Verheißungen, im Alten Testament vor allem seitens der Propheten. Von Anfang an lautete die Kernfrage, wie unter den Bedingungen einer von Gewalt bedrohten und beherrschten Welt Gottes Heil konkrete Gestalt gewinnen kann.

Die Bibel bietet hierauf nicht nur eine einzige Antwort. Da sie stets in die konkrete Geschichte der Men-

schen hineinspricht, liefert sie auch keine überzeitlich gültige und unveränderbare friedensethische Systematik. Vielmehr will sie „helfen, die menschliche Wirklichkeit im Licht der göttlichen Verheißungen zu sehen, mit brennenden Herzen und doch zugleich nüchtern.“ (Nr. 8) Im Zentrum christlichen Heilsgeschehens steht das Kreuz, das deutlich macht, was die Gewalt anzurichten vermag, das aber auch offenbart, dass Gottes Heilsweg nicht der der Gewalt ist.

II. Teil: Elemente innerstaatlicher und internationaler Friedensfähigkeit

Der zweite Hauptteil des Bischofswortes entfaltet in sozialethischer Analyse das Leitbild des gerechten Friedens und will es in den Prozess der öffentlichen Meinungs- und Willensbildung einbringen. Die biblische Perspektive, von der es heißt, dass der Glaube die Vernunft über sich selbst hinausführt, ohne sie von sich wegzuführen, wird in diesem Teil in ethisch-politischer Hinsicht konkretisiert. Zwar möchten die Bischöfe keine detaillierten politischen Programme und Friedensstrategien vorlegen. Doch geht es um den Versuch, „innerhalb der herrschenden Ordnung Vorgriffe auf den messianischen Frieden zu wagen und auf diese Weise die Welt vernünftiger und menschlicher zu gestalten. Christen können dieses Wagnis eingehen, gestützt auf und gestärkt durch die Erfahrungen, die der Glaube als unbedingtes Vertrauen auf die Kraft der göttlichen Liebe ihnen ermöglicht.“ (Nr. 56)

In sieben Abschnitten entfaltet dieser zweite Hauptteil das Leitbild des gerechten Friedens. Es werden dabei Felder aktueller und künftig möglicher Konflikte benannt, und es wird nach Wegen gesucht, wie sich gewaltträchtigen Konflikten bereits im Ansatz entgegenwirken lässt. Denn unter den veränderten weltpolitischen Bedingungen erweist sich für die Bischöfe „die Suche nach Wegen gewaltvermeidender und gewaltvermindernder Konfliktbearbeitung als vorrangige Verpflichtung.“ (Nr. 66). Dem gemäß wird einer Politik der Gewaltfreiheit und Gewaltvorbeugung deutlich der Vorzug gegenüber Lösungen unter Einsatz von Gewalt eingeräumt, denn es gilt „insbesondere den durch kein anderes irdisches Gut überbietbaren Wert des menschlichen Lebens zu wahren“. (Nr. 67)

Die Bischöfe gehen aus von der christlich verstandenen Personwürde, die allen Menschen zu eigen ist, und sehen deswegen in der Ausrichtung auf ein internationales Gemeinwohl die entscheidende Herausforderung der Friedenspolitik. Gerechtigkeit und Solidarität werden als Leitprinzipien auf der Suche nach einem gerechten Frieden entfaltet.

Die Zunahme innerstaatlicher Konflikte macht es erforderlich, die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse innerhalb von Staaten in friedenspolitischer Hinsicht zu beleuchten und die Ursachen ethnisch, religiös oder ideologisch gedeuteter Konflikte in den Blick zu nehmen. Dabei zeigt sich, dass es in vielen Entwicklungsländern an Erfahrung mit Rechtsstaatlichkeit und Demokratie fehlt und die Bevölkerung nur unzureichend am politischen Prozess beteiligt ist. „Reformen werden jedoch“, so die Bischöfe, „nur dann zu tragfähigen Ergebnissen führen, wenn auch in den wirtschaftlichen und sozialen Fragen Fortschritte erzielt werden. Menschenrechte und Demokratie, wirtschaftliche und soziale Entwicklung und der Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen stehen also in einem engen Zusammenhang. Für eine Friedenspolitik, die vom Gedanken der Gewaltprävention und der Austrocknung von Gewaltverhältnissen bestimmt ist, sind sie von herausragender Bedeutung.“ (Nr. 71)

> „Die Bibel belegt, dass zwischen Gewalt und Religion eine ebenso uralte wie tiefgründige und widersprüchliche Wechselbeziehung besteht. Da muss man sich nur an die Religions- und Konfessionskriege erinnern oder auf den schier unlösbaren Konflikt im Nahen Osten blicken. Daher zählt zu den vorrangigen Pflichten aller Religionen der interreligiöse Dialog und die interreligiöse Begegnung. Sie sind Voraussetzungen einer Gesellschaft verschiedener Kulturen. Mag sein, dass der Einfluss der christlichen Kirchen in Europa noch weiter schwindet. Es wäre irrig, daraus zu schließen, die Religion als solche oder die Religionen würden künftig keine politische Rolle mehr spielen. Vieles spricht eher für das Gegenteil. Das Bischofswort hält sich gegenüber der populären These vom unvermeidlichen Zusammenprall der Kulturen oder Zivilisationen erkennbar zurück, aber es lässt keinen Zweifel an dem hohen Rang, dem der Umgang mit religiösen Überzeugungskonflikten zuerkannt werden muss.“
>
> *Bischof Franz Kamphaus am 11. Oktober in Berlin*

Betont wird in dem Dokument auch die Bedeutung der internationalen Zusammenarbeit. Ein primär an Einzelinteressen von Nationalstaaten orientiertes außenpolitisches Denken sei ungeeignet, die gegenwärtigen Sicherheits- und Friedensprobleme zu bewältigen. Gefordert wird dagegen eine allseitige Politik der Kooperation, die internationalen Organisationen zur Friedenssicherung mehr Vertrauen entgegenbringt, die Wirksamkeit ihrer friedenspolitischen Arbeit erhöht und nationale Interessen zugunsten eines Weltgemeinwohls zurückzustellen bereit ist.

Breiten Raum widmet das Dokument der Suche nach einem angemessenen Umgang mit belasteter Vergangenheit. Die Bischöfe betonen: „Ein Krieg beginnt nie erst, wenn geschossen wird; er endet nicht, wenn die Waffen schweigen. Wie er längst vor dem ersten Schuss in den Köpfen und Herzen von Menschen begonnen hat, so braucht es lange Zeit, bis der Friede in den Köpfen und Herzen einkehrt.“ (Nr. 108) Hervorgehoben wird die Bedeutung des Anerkennens von Schuld, von Vergebungsbereitschaft und Versöhnung, damit Gesellschaften und Völker nach einer Zeit gewaltsamer Auseinandersetzungen wieder Frieden finden können. Von größter Wichtigkeit ist ein sensibler Umgang mit belasteter Vergangenheit, der vor allem die Opfer in ihrer Würde ernst nimmt und sich darum bemüht, ihnen wenigstens ein Stück weit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Besondere Aufmerksamkeit gilt ferner den Möglichkeiten, im Rahmen der Zivilgesellschaft Beiträge für eine gelingende Konfliktnachsorge zu erbringen.

‘Bedeutung und Grenzen militärischer Mittel’ werden im letzten Kapitel des zweiten Hauptteils behandelt. Schon dadurch soll verdeutlicht werden, dass der Rückgriff auf solche Instrumente allenfalls am Ende jedweder Bemühungen um eine Konfliktbewältigung stehen kann, vor al-

lem die Chancen der Gewaltprävention dadurch nicht beeinträchtigt werden dürfen. Neben Fragen der Abrüstung und Rüstungskontrolle geht es in diesem Abschnitt um die friedenspolitische Bedeutung und die veränderte Rolle der Bundeswehr. Eingegangen wird dabei auch auf die kontrovers diskutierten Fragen sogenannter humanitärer Interventionen, für die strenge ethische Kriterien gelten müssen.

III. Teil: Aufgaben der Kirche

Der dritte Hauptteil gilt Fragen der Pastoral und reflektiert das breite Spektrum von 'Aufgaben der Kirche'. Die Bischöfe möchten nicht nur die Verantwortungsbereiche von Politik und Gesellschaft ansprechen, sondern auch die Kirche selbst in den Blick nehmen: „Sie hat von ihrem Herrn den Auftrag, mitten in der Welt des ächzend-stöhnenden gewaltbewehrten Friedens einen größeren, 'messianischen' Frieden zu leben, der nicht auf Gewalt, sondern auf Vertrauen baut und so alle, welche den wahren Frieden suchen, faszinieren kann. Es ist noch wichtiger für sie, Sakrament des Friedens zu *sein*, als etwas für den Frieden zu *tun*". (Nr. 162)

Von der christlichen Botschaft her lässt sich die Kirche als Sakrament des von Gott verheißenen Friedens verstehen, den sie als gegenwärtig wirksam zu bezeugen hat. Sie tut das mitten in einer noch immer gewaltdurchwirkten Welt, von deren Sündhaftigkeit auch die Kirche selbst nicht unberührt bleibt. Der dritte Teil beschreibt daher ihr Mühen um den Frieden, benennt Fehler, Versäumnisse und Schuld im Lauf ihrer Geschichte und zeigt Möglichkeiten und Felder eigenen Friedenshandelns heute auf. Die Kirche selbst sieht sich in die Pflicht genommen, für ein Mehr an messianischem Frieden in einer gewaltdurchwirkten Welt tätig einzutreten. In vier Kapiteln werden ‚Der gerechte Friede als Leitbild der Kirche' sowie 'Die Einheit der Sendung und die vielen Dienste' entfaltet, 'Bewährungsfelder kirchlichen Handelns für den Frieden' und die 'Kulturelle und spirituelle Dimensionen des Dienstes am gerechten Frieden' aufgezeigt.

Was die deutschen Bischöfe im ihrem Dokument 'Gerechter Friede' für nötig erachten, ist nicht weniger als ein tiefgreifender Bewusstseinswandel im Geist der Gewaltlosigkeit, der in Kirche, Gesellschaft und Politik fruchtbar werden soll. *(DBK)*

PRESSEMITTEILUNG DER GKS

Stellungnahme zum Friedenswort „Gerechter Frieden"

Die deutschen katholischen Bischöfe haben in ihrem neuen Friedenswort das Leitbild „Gerechter Frieden" beschrieben, wie es sich in der neueren kirchlichen Friedenslehre entwickelt hat. Sie fordern zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit der Gewalt in unserer Welt und mit den Aufgaben einer Friedensordnung auf. Die Überwindung der Gewalt – das nehmen wir als bilische Mahnung auf – ist eine zentrale Forderung des christlichen Glaubens.

Die Bischöfe ordnen den Dienst des Soldaten in die politische Perspektive eines weltweiten Friedens in Gerechtigkeit ein. In Übereinstimmung mit den Aussagen des II. Vatikanischen Konzils und des Friedenswortes der deutschen katholischen Bischöfe von 1983 wird die Vorrangigkeit politischer Krisenbewältigung, ja der Krisenprävention betont.

Politische Krisenbewältigung, die sich zu Verantwortung für den Schutz von Gewaltopfern bekennt, bedarf im äußersten Fall des Einsatzes präventiv bereitgehaltener rechtsschützender militärischer Gewalt: Ungerechter Gewalt muss notfalls mit Gegengewalt entgegengetreten werden.

Beide Elemente, sowohl politische Krisenprävention und Krisenbewältigung als auch die Fähigkeit, ungerechter Gewalt wirksam entgegenzutreten, sind notwendige Elemente einer auf die Herrschaft des Rechts ausgerichteten internationalen Friedensordnung.

Die GKS begrüßt die Aussagen der deutschen katholischen Bischöfe zum Dienst des Soldaten für den Frieden.

Wir unterstreichen mit großem Nachdruck die ethische Einordnung des Soldatendienstes als Dienst am Frieden aller Völker und sind bereit, dafür einzustehen. Die Grundsätze für den Einsatz militärischer Gewalt als äußerstes Mittel (ultima ratio) gegen ungerechte Gewalt, also gegen Aggression, Unterdrückung und Völkermord, aber für Frieden, Freiheit und Menschenrechte, werden in den gesetzlichen Grundlagen für den Dienst deutscher Soldaten in der Bundeswehr aufgegriffen.

Die GKS erklärt ihre ausdrückliche Zustimmung zu den von den Bischöfen beschriebenen Grundsätzen für militärische Interventionen: Die Bindung an das geltende Friedenssicherungsrecht; die Beschränkung auf jenes Maß an Gewaltanwendung, das zur Einlösung von Solidaritätspflichten unabdingbar ist; die hinreichende Erfolgswahrscheinlichkeit; der Schutz der Zivilbevölkerung vor unverhältnismäßig schweren Schädigungen; die politische Perspektive.

Nachdrücklich begrüßt und unterstützt die GKS die Forderung der Bischöfe, dass der Primat der Politik und die Integration der Streitkräfte in das demokratische System - in der Bundeswehr verwirklicht durch die Grundsätze der Inneren Führung – auch in der internationalen Zusammenarbeit nicht in Frage gestellt werden dürfen.

Mit der Schrift der deutschen katholischen Bischöfe wird das Selbstverständnis deutscher Soldaten als „Soldaten für den Frieden" erneut bekräftigt. Die GKS wird sich mit dem Wort „Gerechter Frieden" sorgfältig auseinander setzen

Die GKS betrachtet das neue Friedenswort der Bischöfe aber auch als Grundlage für das Gespräch mit anderen (katholischen) Verbänden. ❑

INTERVIEW MIT GENERALINSPEKTEUR KUJAT

Friedenswort der katholischen Bischöfe hat „ganz hohe Bedeutung“

Generalinspekteur Harald Kujat äußerte sich gegenüber der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) zu dem neuen Friedenswort der katholischen deutschen Bischöfe „Gerechter Friede“. Das Interview führte Christoph Strack am 14. November am Rande der Kommandeurtagung in Leipzig. Angesichts der Auslandseinsätze der Bundeswehr gewinne die Militärseelsorge nach Ansicht des Generals immer mehr an Bedeutung. Ein äußerst positives Indiz sei, dass sich gerade Soldaten aus dem Osten Deutschlands über die Militärseelsorge stärker der Kirche zuwendeten, meinte Kujat.

KNA: Herr General, nach 17 Jahren hat die Bischofskonferenz wieder ein Friedenswort vorgelegt. 1983 - da arbeiteten Sie im Bundeskanzleramt – gab es scharfe Debatten, auch heftige Kritik. Nun sorgt so ein Text, trotz strenger Mahnungen und mancherlei Kritik, nicht sehr für Aufsehen. Haben Sie dafür Verständnis?

Kujat: In der Nachrüstungsdebatte 1983 waren die Menschen in unserem Land persönlich sehr betroffen. Das ist heute nicht mehr der Fall. Zunächst ist das ein gutes Zeichen: Die Menschen fühlen sich sicher. Aber persönlich würde ich mir mehr gesellschaftliches Interesse für die Fragen rund um Frieden und Sicherheit wünschen. Ereignisse wie der Konflikt auf dem Balkan haben ja immer auch Einfluss auf unsere eigene Sicherheit. Wenn die Menschen mit einer Haltung „uns selbst geht das nichts an“ ein solches Problem einfach an die Bundeswehr abtreten, stört mich das. Das ist nicht fair gegenüber unseren Soldaten. Diese Mentalität ist aber auch nicht angemessen gegenüber den Risiken, die nach wie vor bestehen. Wir brauchen mehr Bereitschaft, solche Fragen zu diskutieren. Da ist das Bischofswort wirklich ein gutes Beispiel. Wir werden das Dokument in unserer Inneren Führung einsetzen. Es wird also Gegenstand des politischen Unterrichtes in den Streitkräften sein. Daran können Sie ermessen, dass ich dem Papier ganz hohe Bedeutung beimesse.

KNA: Die Bischöfe loben nachdrücklich diese bewährte Innere Führung ...

Kujat: Ein solches Lob bedeutet mir sehr viel. Die Innere Führung ist eine Konstante in der gegenwärtigen Zeit des Umbruchs, den die Strukturreform mit sich bringt.

KNA: Aber der Hinweis der Bischöfe auf die Innere Führung ist ja nicht nur Lob. Die Innere Führung sei in anderen Armeen schwächer ausgebildet oder kaum vorhanden. Das könne sich auf die Bundeswehr auswirken. Sehen Sie dieses Risiko?

Kujat: Diese Frage ist nur schwer zu beantworten. Streitkräfte reflektieren immer die Gesellschaft, in der sie leben, und auch ihren konstitutiven gesetzlichen Rahmen. Der ist schon in Europa sehr unterschiedlich. Bei der verstärkten Multinationalität der Einsätze sehen wir die großen Vorzüge der Inneren Führung und die Nachteile, die sich aus den Defiziten bei anderen ergeben. Das ist richtig. Aber wir haben nicht die Absicht, das aufzugeben, was wir mit der Inneren Führung erreicht haben. Sie gehört zu unserer militärischen Kultur.

KNA: Anders als 1983 bleiben die Bischöfe zurückhaltend bei der Bewertung der allgemeinen Wehrpflicht. Hätten Sie dabei von den Bischöfen ein deutlicheres Wort gewünscht?

Kujat: Die Bischöfe beziehen eindeutig für den Friedensdienst Position. Und sie machen deutlich, dass es sich beim Zivildienst um einen sozialen Dienst handelt, der sehr wichtig ist, dass der militärische Dienst aber ein unmittelbarer Dienst am Frieden ist und insofern andere Bedeutung hat. Auf der anderen Seite ist es natürlich richtig – darauf weisen die Bischöfe auch hin –, dass die Wehrpflicht sicherheitspolitisch legitimiert sein muss. Dem tragen wir bei unseren Überlegungen zur Strukturreform Rechnung.

KNA: Ein Kernelement des Bischofsworts sind Vorgaben für Einsätze der Bundeswehr auf internationaler Ebene. Wichtigstes Kriterium ist gerade nach dem Kosovokonflikt 1999 die Frage der rechtlichen Absicherung bewaffneter Interventionen. Dahinter steht Kritik, dass es eine völkerrechtlich verbindliche Grundlage nicht ausreichend gibt.

Kujat: Ich muss diese Frage zunächst aus der nationalen Perspektive betrachten. Jeder Einsatz der deutschen Streitkräfte muss vom Bundestag legitimiert werden. Wenn das Parlament entscheidet, dass eine ausreichende Legitimationsbasis gegeben ist, dann ist dies für mich völlig ausreichend. Der Rückhalt im Parlament ist ja zugleich Rückhalt in der Bevölkerung. Im Übrigen ist diese Frage der internationalen Legalität eines Einsatzes durchaus äquivalent zu betrachten. Auch unter Völkerrechtsexperten gab es da eine sehr lebhafte Diskussion.

KNA: Aber in der Krisensituation 1999 mahnte die Kirche, mahnte der Papst bis zuletzt vor einem bewaffneten Eingreifen. Das kommt doch auch an der Basis Ihrer Truppe an?

Kujat: Das ist richtig. Die Auffassung der Kirche spielt hier natürlich eine große Rolle. Auch sie ist Teil des Rückhalts, den die Soldaten brauchen. Bei solchen Einsätzen muss aber oft kurzfristig entschieden werden, lange Diskussionen sind da nicht mehr möglich. Und ich glaube auch nicht, dass eine grundsätzliche Diskussion möglich ist, die alle Eventualfälle abdeckt. Die Soldaten und die Parlamentarier müssen sich also stets auf die Werte besinnen, die

wir verteidigen wollen. Und diese Werte sind ja identisch mit den Werten, für die auch die Kirche steht. Da sollte sich schon ein gemeinsamer Nenner ergeben - gerade dann, wenn – wie im Kosovo – die Menschenrechtsverletzungen so offensichtlich sind.

KNA: Die Bischöfe mahnen in ihren Kriterien für ein militärisches Eingreifen auch Planungen für die „Nachsorge" und ein klares politisches Konzept an. Sehen Sie das im Kosovokonflikt gegeben?

Kujat: Das politische Konzept ist im Balkanstabilitätspakt gegeben, der deutlich macht, dass es nicht nur um das Kosovo, sondern um den gesamten Balkan geht. Soweit ich mich erinnere, ist es das erste Mal, dass die Völkergemeinschaft einen solch umfassenden Plan für eine Krisenregion entwickelt hat. Langfristig ist sicher noch die politische Perspektive des Balkanraums zu diskutieren. Die positive Entwicklung in Serbien wird da Rückwirkungen auf die Gesamtentwicklung des Balkan haben.

KNA: Sehr umfassend mahnen die Bischöfe zu mehr weltweiter Gerechtigkeit als Bedingung eines wirklichen Friedens ...

Kujat: Das ist sehr aktuell. In einer globalisierten Welt müssen wir Fragen von Sicherheit und Frieden viel umfassender sehen als bisher. Wir müssen auch über Europa hinaus denken. Entwicklungen außerhalb Europas werden langfristig auch unsere eigene Sicherheit beeinflussen. Wir können uns also nicht mehr auf eine Insel der Glückseligen zurückziehen, sondern müssen wirklich global denken. Diese Intention sehe ich auch bei den Bischöfen.

KNA: Weltweite Einsätze, eine globale Dimension: Wie wichtig ist dabei die Seelsorge der Kirchen unter den Soldaten?

Kujat: Anders als früher ist die Situation unseres Auftrages heute sehr real: Die Soldaten sind jeden Tag mit kritischen Situationen konfrontiert. Sie werden dabei auch Zeugen von Gewaltverbrechen, sie nehmen teil an der Aufdeckung von Massenmorden, sie sind täglich schrecklichen Dingen ausgesetzt. Das führt zu sehr starker persönlicher Betroffenheit. Damit hat die Militärseelsorge eine wesentlich größere Bedeutung gewonnen. Ich habe immer, auch als Kommandeur, die Zusammenarbeit mit dem Militärpfarrer als äußerst hilfreich empfunden. Gerade die Einsätze im Kosovo und in Bosnien beweisen dies erneut. Auch die Tatsache, dass viele junge Menschen, die den Kirchen an sich doch distanziert gegenüberstehen, und gerade Soldaten aus dem östlichen Teil unseres Landes sich über die Militärseelsorge stärker der Kirche zuwenden, ist für mich ein äußerst positives Indiz für die Bedeutung dieser Seelsorge. ❑

ZdK-Präsident würdigt Friedens-Hirtenwort

Das Friedens-Hirtenwort der deutschen Bischöfe mit dem programmatischen Titel „Gerechter Friede" hat nach Überzeugung des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Prof. Dr. Hans Joachim Meyer, die Substanz, um einen wirklich weiterführenden Beitrag zur gesellschaftlichen und politischen Diskussion darüber zu liefern, welche friedenspolitischen Konsequenzen aus den Veränderungen des letzten Jahrzehnts zu ziehen sind. Zu den besonderen Stärken des Textes gehöre es, dass er die Leit- und Zielperspektive des gerechten Friedens in seinen einzelnen Kapiteln strikt anwende.

Vor dem Hauptausschuss des ZdK betonte Meyer am 20. Oktober, dass es sich hier um ein Hirtenwort handele, welches die katholische Friedensethik unter den radikal veränderten weltpolitischen Rahmenbedingungen seit dem Fall der Berliner Mauer konsequent fortschreibe.

In dem ersten ausführlichen Teil, so der ZdK-Präsident, werde in hervorragender Weise die heilsgeschichtliche Dimension des biblischen Friedensverständnisses entfaltet. Im zweiten Teil des Textes lobte Meyer, dass die Bischöfe nachdrücklich Partei ergreifen für eine konsequente Politik der Gewaltvorbeugung.

Der Präsident des ZdK empfahl allen Katholiken in Deutschland die Lektüre des Hirtenwortes. In den anstehenden sicherheits-, friedens-, und außenpolitischen Debatten könne es einen hilfreichen Orientierungsrahmen geben. Die Zielperspektive eines gerechten Friedens müsse dabei das Handeln der Christen in Kirche, Gesellschaft und Politik leiten. *(ZdK)*

Perspektivwechsel durch Hirtenwort

Im Hirtenwort „Gerechter Friede" sieht der Bundesvorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), Knuth Erbe, einen deutlichen Perspektivwechsel: „Nicht mehr die Frage nach dem 'gerechten Krieg', sondern vielmehr die Suche nach einem 'gerechten Frieden' steht in diesem Wort im Vordergrund. Der BDKJ-Bundesvorstand begrüßt diese neue Sichtweise, da sie der 'Lehre vom gerechten Krieg' immer mehr die theologische Substanz entzieht. Die Bischöfe leisten damit einen wichtigen Beitrag für die Meinungs- und Urteilsbildung." Die im Hirtenwort formulierten Kriterien für militärische Einsätze aus humanitären Gründen legen es aus seiner Sicht nahe, den Einsatz der Nato im Kosovo 1998 rückblickend als äußerst fragwürdig anzusehen.

Der BDKJ-Bundesvorsitzende hebt hervor, dass die Bischöfe sich bei sehr konkreten Fragen, wie z.B. der Wehrform, zu Recht zurückhalten. Aus seiner Sicht sei deren Beantwortung Aufgabe der katholischen Verbände und Organisationen. Diese könnten die im Hirtenwort angeführten Aspekte in ihre Überlegungen einbeziehen und gewichten. Als weiterhin positiv bewertet Erbe den breiten und konkreten Ansatz des Hirtenwortes. Insbesondere die Hervorhebung des notwendigen Einsatzes gegen die Unterdrückung und Missachtung von Frauen kann dabei als ein gutes Beispiel dienen. Das Eingeständnis der eigenen Versäumnisse als Kirche lässt hier aus seiner Sicht auf weitere Schritte durch die Bischöfe hoffen.

Der BDKJ-Bundesvorstand hat eine Arbeitsgruppe eingerichtet, die für nächstes Jahr eine friedensethische und sicherheitspolitische Position vorbereitet. *(BDKJ)*

„Gerechter Friede" – Friedensdienst als Bewährungsfeld militärischen Einsatzes

Eindrücke vom sechsmonatigen Einsatz des Logistikregiments 10 aus Veitshöchheim in Mazedonien

JÜRGEN THOMA

Was bis vor wenigen Jahren noch undenkbar war, ist heute schon fast, aber eben nur fast Routine. Die Bundeswehr als Teil der KFOR in Mazedonien stationiert, ist ein akzeptierter Bestandteil des täglichen Lebens. Aber der Reihe nach: Die Republik Mazedonien ist mit seiner Ausdehnung von ca. 25.710 km² flächenmäßig nur wenig größer als das Bundesland Hessen. Mit etwa 2.1 Millionen Einwohnern aber nur halb so dicht besiedelt. Den offiziellen Zahlen der letzten Volkszählung folgend, ergibt sich eine ethnische Aufteilung wie folgt: 65,3% Mazedonier, 21,7 % Albaner, 3,8% Türken und 2,5% Roma. Die übrigen 6,4% bezeichnen sich selbst als Wlachen, Slawen und Serben. Inoffiziell dürfte der albanische Anteil jedoch bei 30% und höher liegen, da die Zählung, durch die albanische Bevölkerung boykottiert, in diesem Fall nur auf Schätzungen basierte.

Das Land Mazedonien ist ein junger Staat, der erst auf sieben Jahre Selbständigkeit zurückblicken kann. Er wird von den Grenzen Bulgariens, Albaniens, Serbiens, Griechenlands und dem Kosovo umrahmt. Allein durch diese geostrategisch wichtige Lage, im Zentrum des Balkan gelegen, verdient das Land und seine Einwohner, auch ohne einen Kosovokonflikt, das Interesse der Weltöffentlichkeit.

Das Staatsgebiet Mazedoniens wird von den Gebirgen Zeden (1.000 Meter ü.NN), Shar Panina (2.500 Meter ü.NN), Crna Gora (2.335 Meter ü.NN) und Ivanje (1.400 Meter ü.NN) durchzogen. Der Fluss Vardar, gespeist durch den Ohridsee und viele kleinere Bergbäche, durchfließt das Land von Süden nach Norden.

Der eben erwähnte Ohridsee, mit den kleinen Städten Ohrid und Struga, bildet den Schwerpunkt des noch unterentwickelten Fremdenverkehrs des Landes. An seinen Ufern lockt der See mit vielen kulturellen Sehenswürdigkeiten, malerischen Klöstern, alten Kirchen und nicht zuletzt mit seinem klaren, blauschimmernden Süßwasser. Nicht weit entfernt findet man den gleichfalls malerischen Prespasee. Weitestgehend unerschlossen verbindet er die Länder Mazedonien, Griechenland und Albanien. Das in der Nähe von Tetovo gelegene Skigebiet Popova Sapka wandelt sich mehr und mehr zu einem beliebten Wintersportzentrum.

Wirtschaftlich gehörte Mazedonien schon im ehemaligen Jugoslawien zu den eher rückständigen Teilrepubliken und leidet noch heute darunter. Nahezu die Hälfte der Bevölkerung ist in der Landwirtschaft tätig und bildet damit ein für das Land wichtiges Standbein im Handel und Export. Auf den mittel- und westeuropäischen Märkten sind besonders das Frühgemüse und das Obst beliebt und etabliert. Mazedonischer Wein, Tabak, Reis und Baumwolle haben ihren festen Platz in den Auftragsbüchern der Europäer. Zwar verfügt Mazedonien ebenfalls über einen kleinen Reichtum an Bodenschätzen wie Kupfer, Zink, Mangan und Chrom, bleibt aber insgesamt mit seinen Erzeugnissen unter Weltmarktniveau und ist damit insgesamt nicht wettbewerbsfähig.

Den Menschen in Deutschland und damit auch den Soldaten des Logistikregimentes 10 in Veitshöchheim, unter der Führung ihres, uns Lesern wohl bekannten Kommandeurs und GKS-Vorsitzenden, Oberst Karl-Jürgen Klein, waren die Probleme dieses kleinen Landes, mitten im fernen Balkan, zunächst nicht oder

Blick auf die Garnisonsstadt Tetovo im Nordwesten von Mazedonien, in der das LogRgt im Wesentlichen stationiert war. (Fotos/Abb. J. Thoma)

nur oberflächlich bekannt. Spätestens mit Erteilung des Auftrages an die 10. Panzerdivision, Sigmaringen, das 1. Einsatzkontingent KFOR, für den Zeitraum Juni bis Dezember 2000 aufzustellen, sollte unser aller Interesse für Mazedonien und seine Probleme wecken. Oberst Klein wurde mit der Aufstellung des Logistikregimentes KFOR beauftragt *(s.a. Paul Schulz: „Besuch bei den deutschen Truppen in Mazedonien und Kosovo"; in Auftrag 240/241 S. 59 ff.)*

Schon in der Vorausbildung wurde der Einweisung der Soldaten in die Ethnienproblematik für die Einsatzstandorte des Regimentes, Kosovo und Mazedonien, ein besonders hoher Stellenwert beigemessen. Dieses Wissen um das Land war für die Soldaten für die Erfüllung ihres Auftrages, den Frieden auf dem Balkan zu stabilisieren, sehr hilfreich. Mazedonien leidet unter dem ethnischen Gegensatz der mehrheitlichen Slavo-Mazedonen und der albanischen Minderheit, die sich diskriminiert fühlt und mehr Autonomierechte fordert. Im Zuge des Kosovo-Konfliktes drohte die Situation zeitweise zu eskalieren. Erst nach dem Einmarsch der KFOR-Truppen ins Kosovo beruhigte sich die Lage. Die hohe Anzahl an Flüchtlingen, welche das Gleichgewicht der Ethnien in Mazedonien zu verschieben drohte, war zurückgegangen.

Die Albaner und ebenso die Mazedonen im Land sind stolze, freiheitsliebende und traditionsbewusste Völker mit einer jeweils eigenen Kultur und Religion.

Zwar haben die Albaner nicht die Vertreibungen ihrer Volksgenossen im Kosovo erlitten, fühlen sich aber dennoch durch die mazedonische Mehrheit im Lande, welche ihrerseits eine „Überfremdung" befürchtet, diskriminiert. Die Albaner selbst sehen sich nicht als Minderheit, sondern als gleichberechtigten Teil in einem multinationalen Staat Mazedonien. Hoffnung in diesem Konflikt bietet nicht nur der immer weiter fortschreitende Demokratisierungsprozess – so sind die Albaner momentan mit ihrer stärksten Partei, der DPA, an der Regierung beteiligt – auch die Kirchen im Lande beeinflussen die Entwicklung ganz erheblich, haben sie doch in den Familien aller Ethnien einen hohen Stellenwert inne.

Oberst Klein hatte das in seiner Eigenschaft als Kommandeur des Logistikregiments KFOR und höchster nationaler Repräsentant in Mazedonien schon früh erkannt. Kam ihm hier doch seine langjährige Erfahrung im Umgang mit den unterschiedlichsten Glaubensrichtungen in Deutschland zu Gute. Ständig bemühte er sich um den offenen Dialog mit den einzelnen Religionsführern. Er sollte Erfolg haben! Schon kurz nach Kontingentsbeginn, konnte er mit einer kleinen Abordnung von Soldaten beim Erzbischof der mazedonisch-orthodoxen Kirche, „seiner Mildheit" Metropolit Steffan ein Gespräch führen. Der Patriarch betonte bei den Besuchern: „Für mich ist es wichtig, dass alle Menschen etwas über die Geschichte von Mazedonien erfahren, nur so kann man die Menschen und die Religionen und ihr Miteinander verstehen. Die Vergangenheit ist Grundlage für das Heute." Im Gespräch erläuterte er, wie sich die orthodoxe Kirche Mazedoniens, ehemals der serbisch orthodoxen Kirche zugehörig, als Erbin des alten Ohrider Bistums verstehe. Besonders ausführlich beschrieb er die wohl bekanntesten Heiligen des Balkans, Cyrill (* 869) und Methodius (* 885), welche das erste slawische (sog. glagolitische) Alphabet entworfen hatten. 1863 durch Papst Pius IX zu Schutzpatronen der slawischen Völker ernannt, war ihre Bedeutung erneut gestiegen, als sie 1980 durch Papst Johannes Paul II. zu Schutzaposteln Europas bestellt worden wa-

Der Kommandeur des LogRgt KFOR, Oberst Karl-Jürgen Klein überreicht anlässlich seines Besuches beim Metropolit der mazedonisch-orthodoxen Kirche Erzbischof Steffan eine Erinnerungsplakette

Die Heiligen Cyrill und Methodius

Heiliger Klement († 916)

ren. Der Papst hatte damit eine Annäherung der Ost- und Westkirchen erreicht. Schüler der Beiden waren die berühmten Bischöfe von Ohrid, die Heiligen Klement (* 916) und Naum (* 910). Sie hatten im 8. Jahrhundert eine Priesterschule gegründet, in der sie den mehr als 3.500 Schülern das neue kirchenslawisch und die kyrillischen Schriften lehrten, um später eine eigene kirchliche Hierarchie slawischen Ursprungs zu schaffen. Ungefähr 1,2 Millionen Mazedonen seien orthodoxe Christen. Mehr als 1500 Kirchen und Klöster verteilten sich aufs Land. Nicht ohne Stolz erzählte er, dass ab dem 2. Jahrhundert Mazedonien zum ersten Mal in den Büchern Roms erwähnt wurde, da der Heilige Paulus in Mazedonien gewesen war. Die mazedonisch-orthodoxe Kirche entwikkele sich insbesondere in den letzten Jahren ständig weiter. Ausdrücklich erwähnte er: „Die Beziehung der verschiedenen Ethnien untereinander kann als harmonisch bezeichnet werden." Oberst Klein verdeutlichte seinerseits die Wichtigkeit der Militärseelsorge in der Bundeswehr und erkundigte sich nach Priestern in der mazedonischen Armee. Hier sagte er Unterstützung beim Aufbau eines ähnlichen Systems in Mazedonien zu.

Nächstes Ziel des Kommandeurs war der Präsident der Islamischen Glaubensgemeinschaft, „Reis Ul Uleman", Haxhi Sulejman Rexhepi. In harmonischer Atmosphäre sprach das Oberhaupt über die Glaubensschichten in Mazedonien. Dabei betonte er, dass die islamische Glaubensgemeinschaft aus mehreren Ethnien bestehe. Die große Mehrheit der Albaner werde, wenn auch zu einem geringen Anteil, durch Roma und Türken ergänzt.

Heiliger Naum († 910)

Besuch beim Präsidenten der islamischen Glaubensgemeinschaft Haxhi Sulejman Rexhepi (Foto o.)

Im Bild unten der Besuch des kath.-unierten Weihbischofs Dr. Kiro Stojanov im Feldlager Tetovo (v.l.), am Tisch neben ihm Oberst Klein, dahinter Lt Jürgen Thoma (3.v.l., Verfasser des Beitrags), hinten rechts Msgr. Antun Cirimotiv, daneben CIMIC-StOffz Major Rainer Zink und im Vordergrund Militärpfarrer Norbert Sauer

Nachdrücklich versicherte er: „Die islamische Glaubensgemeinschaft funktioniert.", und verband damit einen an die Politiker gerichteten Appell „Dieses sollte auf die gesamte Bevölkerung projiziert werden." Er bedankte sich beim Kommandeur für die Friedensleistung der deutschen Soldaten und bekräftigte, dass die Präsenz der deutschen Soldaten in diesem Land Garant für Frieden und Wohlstand in Mazedonien seien.

Zusammen mit dem katholischen Militärpfarrer Norbert Sauer konnte der Kommandeur den Weihbischof der katholisch-unierten Kirche von Mazedonien, Dr. Kiro Stojanov, im Feldlager Tetovo begrüßen. In einer äußerst angenehmen, freundschaftlichen Gesprächsrunde tauschte man sich über Gemeinsamkeiten, Besonderheiten und Glaubensfragen der unierten Kirche aus. Früh folgte ein Besuch in der Hauptstadt Skopje, dem Sitz des Erzbistums. Erzbischof Dr. Joakim Herbut empfing die Gäste aufs herzlichste. Gemeinsam besichtigte man die katholische Kathedrale der Metropole und sprach über die Möglichkeit der katholischen-unierten Priester, zu heiraten, welches bei allen allgemeines Erstaunen auslöste.

Auch dem Superintendenten der Methodisten in Mazedonien, Pastor Mihajlo Cekov, wurde ein Besuch in Strumica, im Süden des Landes, abgestattet. Cekow berichtete von seiner engen Beziehung zum Staatspräsidenten Mazedoniens, Boris Trajkovski, der ebenfalls Methodist ist. Die Väter der Beiden waren Freunde geworden, als sie jahrelang als politisch Verfolgte in einer jugoslawischen Gefängniszelle gesessen hatten.

Gemeinsam mit dem Kommandeur der Multinationalen Brigade Süd, Brigadegeneral Fritz von Korff, suchte Oberst Klein den „Baba Tahiri", Oberhaupt eines Bektaschiordens *(Foto S. 12 o.)*, im Tetovoer Derwischen-Kloster Arabati Baba Tekke auf. Die Führer dieser, aus

dem Islam stammenden Sekte, werden als Derwischen bezeichnet. Vom Begründer des Bektaschiordens, Hadschi Bektasch Veli, ist nur wenig überliefert. Er wurde im 13. Jahrhundert in Persien geboren und hat dann als einer der Anführer die Türken nach Kleinasien geleitet. In dieser Zeit der türkischen Neuordnung konnte er dann seine Spuren als Heiliger hinterlassen, indem er die noch verbliebenen heidnischen Türken und Einheimischen zu „besseren Muslimen“ machte. Das Bektaschitum, in dem sich Ähnlichkeiten zum Buddhismus und zu vor-islamischen Heiligenkulten finden, lehrt in vielen Punkten genau das Gegenteil von dem, was wir gemeinhin mit dem Islam verbinden: Die Bektaschi sind nicht fanatisch, sondern tolerant auch gegenüber anderen Religionen. Der Genuss von Alkohol ist erlaubt, Frauen müssen sich nicht verhüllen und beim Gebet muss sich der Gläubige nicht in Richtung Mekka wenden.

Bei den Gesprächen mit den Religionsführern, wurde schnell eine Gemeinsamkeit aller deutlich: Das Akzeptieren und Tolerieren der jeweils anderen Seite. Daraus entstand die Idee des Kommandeurs, alle bedeutenden Religionsführer Mazedoniens, welche er ja besucht hatte, zusammen an einen Tisch zu bringen. Von vielen Soldaten des Regiments wurde dieser Gedanke skeptisch aufgenommen oder sogar als gänzlich aussichtslos belächelt. Als Termin hatte Oberst Klein die Feierlichkeiten zum Tag der deutschen Einheit am 3. Oktober ausgewählt. Er sollte

Recht behalten.

Mehr als 1.000 deutsche und ca. 200 Soldaten der mazedonischen Armee, über 225 Gäste aus Wirtschaft, Industrie, Politik, Bildung, Militär und alle geladenen Religionsführer brachten es auf eine eindrucksvolle Kulisse! Den musikalischen Rahmen dieses besonderen Festaktes bildete das Heeresmusikkorps 12 aus Veitshöchheim, der mazedonische CHOR MENADA und der albanische CHOR DES KULTURPALASTES.

Oberst Klein begrüßte die Gäste, Soldaten und Religionsführer. In seiner kurzen Ansprache hob er die Besonderheit der Wiedervereinigung und die Wichtigkeit dieses Tages hervor. Nach einigen sehr persönlichen Grußworten durch den Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Mazedonien, Seine Eminenz Werner Burkart, sprachen die geladenen Vertreter der großen Religionen und kirchlichen Gemeinschaften gemeinsam ein Gebet des ökumenischen Rates *(s. Friedensgebet S. 13)* und verlasen den Bibeltext von der Berufung Abrahams (Gen 12, 1-3 bzw. 1. Mose 12, 1-3).

Hiermit war es erstmals gelungen, alle Religionsführer an einen Altar zu führen und gemeinsam für ein friedliches Miteinander, in gegenseitiger Toleranz und Achtung zu bitten. Alle Anwesenden hatten dieses als ein Zeichen der Hoffnung für eine friedliche Lösung der Konflikte auf dem Balkan gesehen.

Höhepunkt des Abends war der anschließende Lichtritus. Das Licht der auf dem Altar brennenden Kerze wurde durch die Zelebranten geteilt und die Flammen an alle Anwesenden weitergereicht. Am Ende war der gesamte Festplatz ein Lichtermeer. Über 1.500 Kerzen brannten und waren Zeugnis für den Willen und die Bitte aller Menschen um Aussöhnung und Frieden auf dem Balkan und der Welt (Foto S. 13).

Der ausdrücklichen Bedeutung dieses Tages für Mazedonien wegen, seien hier die kirchlichen Vertreter einzeln aufgeführt, um dem Vergessen entgegenzutreten. Erschienen waren: für die lateinisch-byzantinisch-unierten Kirche, der Diözesanbischof von Skopje, Dr. Joachim Herbut, der katholische Weihbi-

Der Chor Menada empfängt beim Lichtritus die Kerzenflamme vom mazedonisch-orthodoxen Metropolit Kyrill

schof, Dr. Kiro Stojanov und sein Berater Msgr. Antun Cirimotiv; als Vertreter der mazedonisch-orthodoxen Kirche, Bischof Stefan zusammen mit dem mazedonischen Militärpfarrer Dragi Kostadinovski; der höchste Repräsentant der Muslime in Mazedonien, der Imam, seine Hoheit Reis-Ul-Ulema, Efendi Redzepi, mit seinem Stellvertreter seine Hoheit Muhammet Hiseni; der Superintendent der Methodisten in Mazedonien, Pastor Mihajlo Cekov; der Präsident der jüdischen Gemeinschaft in Mazedonien, Victor Mizrachi; der „Baba Tahiri" der Arabati Baba Tekke aus dem Derwischen-Kloster in Tetovo; und nicht zu vergessen die Militärpfarrer Werner Herrmann und Norbert Sauer.

Im Nachhinein betrachtet waren diese sechs Monate Einsatz für den einzelnen Soldaten und dessen Angehörige anstrengend und sehr lange, gemessen an der Aufgabe und am erreichbaren Erfolg aber eigentlich zu kurz. Sicherlich wurde durch Oberst Klein und seine Soldaten nicht der Grundstock für ein friedliches Zusammenleben gelegt, dieser war im Grunde schon vorhanden. Sie haben ihn aber ein Stück vorwärts gebracht. Fordern wir alle Menschen auf, daran teilzuhaben und mitzuhelfen. Zukunft ist ein Stück Leben, das sich aus einer friedlichen Vergangenheit ergibt. Missgunst, Neid und Krieg sind zwar Gegenwart, bedeuten aber für uns alle das Ende der Zukunft.

Friedensgebet

Herr Gott, wir danken dir für die ganze menschliche Familie:
Für die Menschen anderen Glaubens, besonders für unsere Freunde und Nachbarn;
für die reiche Vielfalt menschlicher Erfahrungen und Gaben, die wir einander entgegenbringen,
wenn wir zusammenkommen im Geist des einander Annehmens und der Liebe;
für den Dialog in Gemeinschaft, für gegenseitige Bereicherung und wachsendes Verständnis;
für Bewegungen, die sich für die legitimen Rechte von Personen jeder religiösen Überzeugung
und jeden Volkes einsetzen und sie stärken.
Wir bitten dich, dass Menschen jeden Glaubens und jeder ethnischen Zugehörigkeit
die Freiheit gewinnen, ihre Überzeugung unbescholten zum Ausdruck zu bringen,
in Demut aufeinander zu hören, Grenzen zu überwinden und in Toleranz einander zu begegnen;
dass die Religionen ein versöhnendes Amt ausüben in einer Welt, die durch Misstrauen und Missverständnis,
durch Hass, Streit und tiefe Gräben getrennt ist, und heilende Kraft dorthin bringen,
wo Unduldsamkeit, Intoleranz und Machtstreben menschliche Gemeinschaft zerstört;
dass die Religionen ein wahres und liebevolles Zeugnis ablegen für den Einen,
den sie Herrn nennen, und dessen Namen wir beten. Amen.

HILFE ZUR SELBSTHILFE:

Glockenturm gerettet

Kommandeur Logistikregiment KFOR und Bundesvorsitzender der GKS, Oberst Dip.-Ing. Karl-Jürgen Klein, übergibt Spende für Glockenturm der katholischen Pfarrei in Bitola/Mazedonien

GUISCARD BECKMANN

„Das Jesus Herz“ ist der klangvolle Name der katholischen Kirche in Bitola /Mazedonien. Die 1870 von französischen Missionaren erbaute Kirche liegt im Zentrum der Stadt. Die angrenzende katholische Ambulanz und katholische Waisenhaus sind leider nicht mehr in Betrieb. Die Pfarrgemeinde betreut Gläubige im Südwesten von Mazedonien und damit ein Drittel des Landes nach dem lateinischem Ritus. Die Kirchengemeinde ist stolz auf ihre Kirche, aber sie bewegt schon sehr lange ein Problem, das von Pfarrer Petar Tasev an den Kommandeur der in Mazedonien stationierten deutschen KFOR-Truppen herangetragen wurde.

Der Kirchturm mit seiner aus dem Jahre 1938 aus Slowenien stammenden Glocke ist so stark beschädigt, dass bei einem Einsturz die Kirche ebenfalls zerstört werden würde. Mit Eigenmitteln war die Reparatur nicht zu finanzieren gewesen. Auch der Faktor Zeit spielte eine große Rolle, denn der Verfall geht stetig voran, so dass schnelle Hilfe nötig war. Mit einer Geldspende des Logistikregiments KFOR konnten nun die finanziellen Mittel bereitgestellt werden, dass die Gemeinde ihren Glockenturm mit Hilfe hoher Eigenleistungen vor dem endgültigen Verfall retten kann. Bereits bei der Übergabe der Spende hatte der Pfarrer zusammen mit einem Gemeindemitglied eine Bauzeichnung vorgelegt. Gottvertrauen und die Verbundenheit mit ihrem Gotteshaus sind so groß, dass die Erfüllung ihres größten Wunsches einer Gebetserhörung gleichkommt. Sicher ist, ohne diese Spende wäre in naher Zukunft die Kirche so zerstört worden, dass ein Wiederaufbau nicht mehr möglich gewesen wäre.

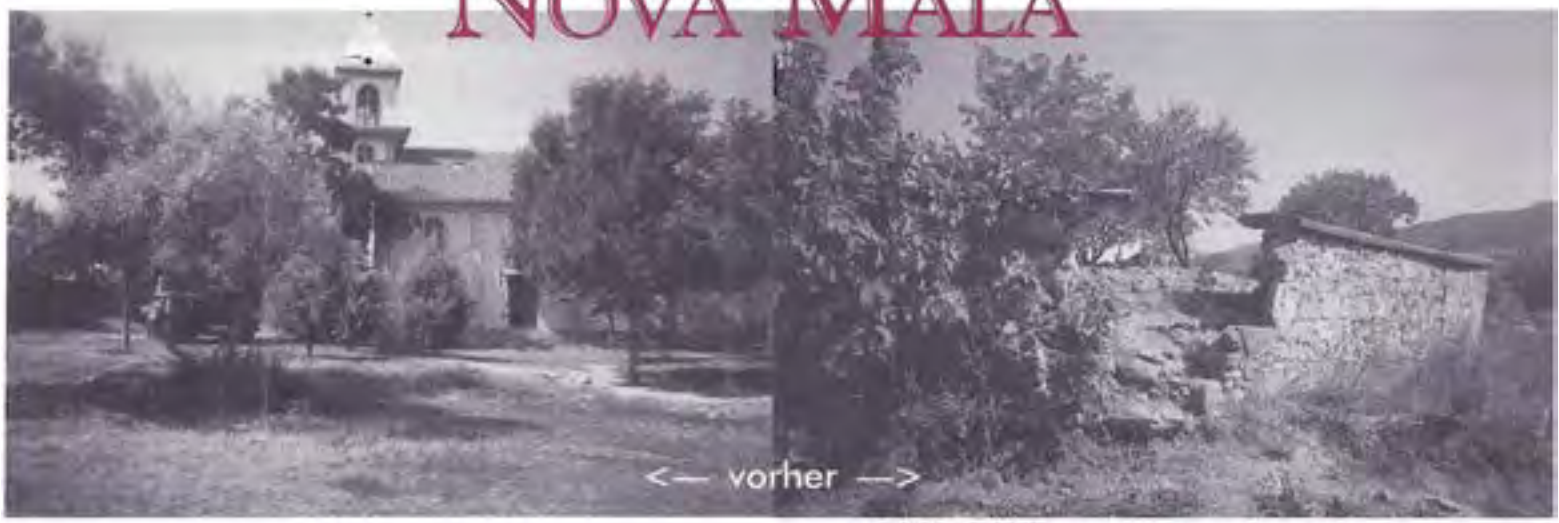
Pfarrer Petar Tasev ist ein vielseitig begabter Geistlicher, den zwei Jahre Missionstätigkeit im Ural geprägt haben. Seine Kenntnisse mehrerer Sprachen treiben ihn immer wieder an, Bücher aus seiner umfangreichen Bibliothek ins Mazedonische zu übersetzen. ❑

Ein Blick in den Turm lässt deutlich die Spuren erkennen, die der Zahn der Zeit in 130 Jahren am Gebälk des Glockenturmes (Bild u.l.) hinterlassen hat. Die Gemeindemitglieder sind arm und die Diözese hat zudem andere Sorgen. Da ist die Spende des Logistikregiments GECONKFOR, die Kommandeur Karl-Jürgen Klein hier dem Pfarrer Petar Tasev überreicht, ein wahres Himmelsgeschenk. (Foto G. Beckmann)

Überblick über das Grundmuster der Verbrechen

Die Ermittler des Kriegsverbrechertribunals der Vereinten Nationen im Kosovo haben die Suche nach Massengräbern und die Exhumierung von Leichen abgeschlossen. In zwei Jahren seien dort 876 Massengräber gefunden und knapp viertausend Leichen oder Leichenteile ausgegraben worden, sagte eine Sprecherin des Tribunals. Die Exhumierungen, an denen Expertenteams aus mehreren Ländern beteiligt waren, hätten einen „ausgezeichneten Überblick“ über den Umfang und das Grundmuster der Verbrechen im Kosovo im Jahr 1999 ergeben. *(DT)*

Nova Mala



Jörg Liebig

Im Südosten Mazedoniens, ca. 15 km von Strumica entfernt, liegt das Dorf Nova Mala. Dort leben rund 850 Einwohner. Die Mehrzahl von ihnen ist katholischen Glaubens. Die Kirche in Nova Mala ist weit und breit die einzige. Sie ist sehr gepflegt und ein Blickfang für Einwohner wie Besucher. Die Gottesdienste sind gut besucht und die Dorfbewohner fühlen sich mit ihrer Kirche sehr verbunden. Die Pfarrgemeinde wird aber weder von kirchlicher noch von Regierungsseite unterstützt.

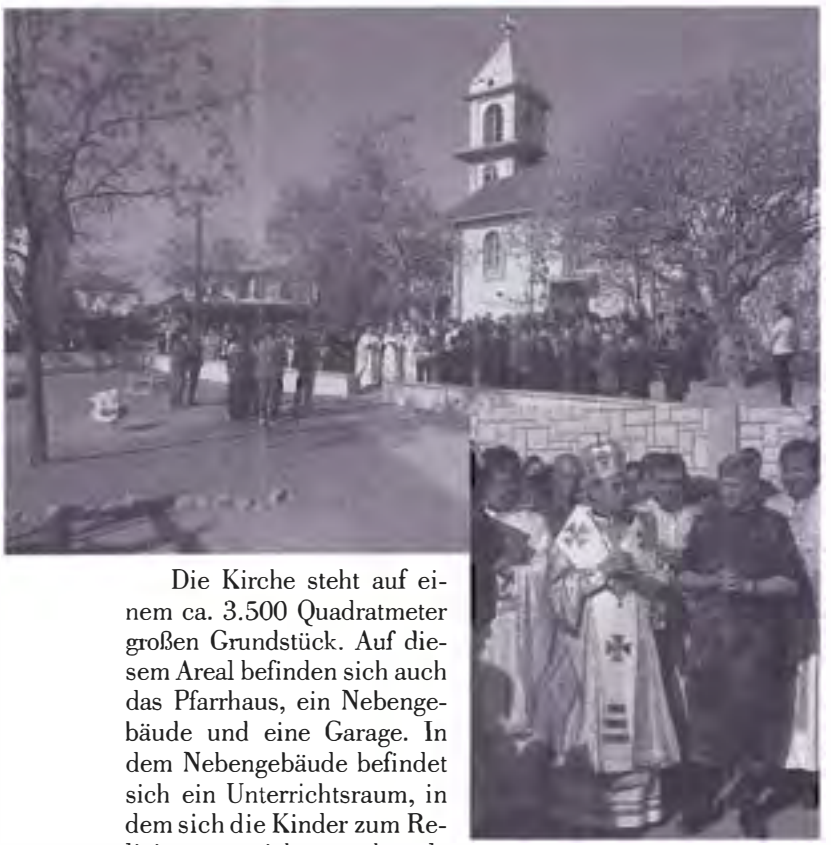
Die finanziellen Nöte sind daher leicht nachvollziehbar und so stellte auch der lang gehegte Wunsch, einen Kirchplatz mit integriertem Spielplatz zu erhalten, für die Dorfbewohner und Gemeindemitglieder sich als ein unerfüllbarer Wunsch dar.

Bei seinem unermüdlichen Einsatz, die verschiedenen Kirchen im Land einander näher zu bringen, wurde dem Regimentskommandeur des LogRgt KFOR vom Diözesanbischof aus Skopje, Bischof Dr. Joakim Herbut und seinem Generalvikar, Weihbischof Dr. Kiro Stojanov, der

Wunsch des Dorfes vorgetragen.

Oberst Klein, der für alle Wünsche und Sorgen ein offenes Ohr hat, nahm sich dieser Bitte an und erkundete selbst vor Ort die mögliche Umsetzung. Und in der Tat wurde nach gründlichen Überlegungen eine Möglichkeit gefunden. Das Ziel war es, den Kirchplatz in einen Ort der Versammlung, des Gespräches und des Miteinander zu umzugestalten und auch die Kinder mit zu integrieren. „Das Gespräch als Grundlage für jegliches Miteinander, soll hier zu jeder Stunde möglich sein. Stellt man zudem die Kinder als Zukunft des Landes in den Vordergrund, hat man ein Ziel vor Augen, für das sich alle Anstrengungen und Mühen lohnen," so die Meinung von Oberst Klein.

Die örtliche Situation stellte sich wie folgt dar:



Die Kirche steht auf einem ca. 3.500 Quadratmeter großen Grundstück. Auf diesem Areal befinden sich auch das Pfarrhaus, ein Nebengebäude und eine Garage. In dem Nebengebäude befindet sich ein Unterrichtsraum, in dem sich die Kinder zum Religionsunterricht mehrmals in der Woche treffen. Der Platz um die Kirche konnte von den Bewohnern jedoch nicht genutzt werden, da er neben unausgleichbaren Unebenheiten auch ein starkes Gefälle aufwies, welche gerade Kindern und älteren Menschen die Benutzung verwehrte. Ziel war es also, diesen Platz so zu gestalten, dass er ungefährlich als Mittelpunkt des Dorfes Nova Mala genutzt werden konnte.

Schnell war erkennbar, was alles für das Erreichen dieses Zieles notwendig war. Neben einem Bauplan mussten verschiedene Baumaterialien, Maschinen und natürlich auch „Man-Power" her. Nach Bekanntgabe des Vorhabens meldeten sich genügend freiwillige Soldaten mit den notwendigen Qualifikationen , um dieses Projekt in Angriff nehmen zu können.

Es war eine harte körperliche Arbeit bei größter Hitze und erheblicher Staubentwicklung zu leisten. Doch gemeinsam am Ziel orientiert und mit vereinten Kräften sah man schon sehr bald große Fortschritte.

Der Lohn der Arbeit war letztendlich das Ergebnis, das hier in wenigen Wochen erzielt wurde. Es ist ein schöner, idyllischer Ort geworden, den die Bewohner und vor allem die Kinder des Dorfes Nova Mala dankbar angenommen haben und vielfach nutzen.

„Ich danke allen, die an diesem Projekt mitgeholfen haben, besonders aber der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) in Deutschland, die zusammen mit dem Förderkreis dieser Gemeinschaft und der katholischen Militärseelsorge im Wehrbereich VI dieses Projekt finanziert hat," meinte Oberst Klein in seiner Dankesrede am 11. November in Nova Mala.

An diesem Tag wurde der Kirchplatz nach einem katholisch-byzantinischen Gottesdienst und im Beisein aller Dorfbewohner eingeweiht. Ehrenvoller hätte dieses Projekt nicht zu Ende gebracht werden können. „Es ist schön, wenn man die dankbaren Augen der Menschen hier sieht, die diese Arbeit auch würdigen", sagten die mithelfenden Soldaten übereinstimmend.

In seiner Dankesrede lobte der Bischof Herbut die Arbeit und die Soldaten, die „hier eine ewiges Andenken für die Menschen in Nova Mala geschaffen haben". Mit einem Dorffest ließ man diesen Tag dann gemeinsam ausklingen, wohl in dem Bewusstsein, etwas an Erinnerung zu haben und aneinander zu denken, auch wenn man sich nicht jeden Tag wieder sieht.

Es ist sicher leicht zu verstehen, dass auf einem Platz wie diesem, Menschen, ob Jung oder Alt, sich treffen, miteinander sprechen und sich austauschen. Das Miteinander auf allen Ebenen kann hier praxisnah ausgeübt werden als Grundstein für jedes friedliche Zusammenleben.

Insgesamt wurde hier in Nova Mala ein Stück „Miteinander" für Jung und Alt geschaffen, was so in dessen langen Geschichte und in dieser Form noch nie erlebt wurde. Es war eine wichtige Erfahrung für alle Beteiligten, einmal etwas beginnen zu lassen, das man auch in Zukunft nutzen kann, gleichzeitig daraus ein Stück Vergangenheit erzählen kann, denn die Erinnerung wird bleiben. Erinnerung von gestern ist die Erfahrung von heute und der Beginn der Zukunft von morgen. *(Fotos Jörg Liebig)*

KURZ NOTIERT

Ein Verfahren wegen Aufrufs zu Fahnenflucht und Gehorsamsverweigerung hat das Bonner Amtsgericht eingestellt. Hubertus Janssen (62), katholischer Pfarrer aus dem Bistum Limburg, und der Bonner Religionslehrer Armin Lauven (45) hatten während des Kosovo-Krieges im April 1999 an Bundeswehrsoldaten appelliert, sich nicht am Krieg gegen Jugoslawien zu beteiligen und „verfassungs- und völkerrechtswidrige Befehle" zu verweigern. Der Aufruf war unter anderem vor dem Bonner Verteidigungsministerium verteilt und in der Tageszeitung „taz" veröffentlicht worden. Das Bonner Amtsgericht sah angesichts von in Berlin anhängenden Verfahren kein zusätzliches öffentliches Interesse an einer möglichen Strafverfolgung. *(DT)*

Der Schutz von Kindern muss beim Einsatz deutscher Blauhelm-Soldaten nach Ansicht des Kinderhilfswerks terre des hommes eine zentrale Rolle spielen. „UN-Friedenstruppen müssen speziell vorbereitet und sensibilisiert werden", forderte terre des hommes im November in einem Brief an Verteidigungsminister Rudolf Scharping (SPD). Bisher sei die Ankunft von Friedenstruppen in einigen Ländern von einem starken Anstieg der Kinderprostitution begleitet gewesen. So habe in Kambodscha die Zahl Aids-infizierter Kinder deutlich zugenommen. „Es muss alles getan werden, um weitere Gewalt an den Kindern zu verhindern", forderte terre des hommes. „Hier tragen UN-Blauhelm-Soldaten eine besondere Verantwortung." In Schweden würden Hilfsorganisationen von der Regierung beauftragt, UN-Soldaten auf ihre Mission vorzubereiten. *(KNA)*

HUMANITÄRE HILFE

Ein ganz gewöhnlicher Tag in Transnistrien

CHRISTINE DECKER

Um zehn Uhr abends sitzen die drei Schwestern noch immer in der Küche und schälen Kartoffeln. Am nächsten Tag erwarten sie wieder rund hundert Kinder zum Essen. Die Kinder kommen nach der Schule. Sie wohnen in den umliegenden Dörfern. Einige laufen zu Fuß fünf bis sechs Kilometer nach Raschkov. Wenn es bei den Ordensschwestern nichts zu essen gäbe, und wenn die Schwestern sie nicht mit Kleidung und Schulsachen versorgen würden, gingen die meisten von ihnen erst gar nicht zur Schule.

Mit großen Messern rücken die Schwestern einer Unmenge winzig kleiner Kartöffelchen zu Leibe. Vier Tonnen kamen als großzügige Spende über die „grüne Grenze“ aus der Ukraine. In Transnistrien fiel die Kartoffelernte der langen Trockenheit im Sommer zum Opfer. Auch in der Ukraine fehlte den Kartoffeln offensichtlich der Regen. Den Schwestern steht die Müdigkeit deutlich ins Gesicht geschrieben. Ihr Tag fängt früh an. Die meiste Zeit verbringen sie in der Caritas-Suppenküche. Dort fehlt es so ziemlich an allem, was ihnen das Leben erleichtern würde, angefangen beim fließenden Wasser.

Auf dem Grundstück, neben der Kirche, steht die neue Sozialstation. Hier sollten längst das Caritas-Büro, die Suppenküche und sechs Kinder aus besonders armseligen Verhältnissen eingezogen sein. Doch das Haus hat noch keine Fenster, Türen und sanitäre Anlagen. Pater Piotr, Herz-Jesu-Missionar aus Polen und Pfarrer von Raschkov, erzählt, dass das Baumaterial an der Grenze beschlagnahmt wurde. Es kam als Spende aus Polen, aber die transnistrischen Behörden wollen es nicht als „humanitäre Hilfe“ zollfrei ins Land lassen. Pater Piotr legte Beschwerde ein und wartet seither auf eine Antwort des Präsidenten in Tirapol.

Ein Überbleibsel der Sowjetunion

Transnistrien – auch unter dem Namen Dnjestr-Republik bekannt – ist das größte Freilichtmuseum des Sowjetkommunismus, schrieb unlängst der „Spiegel“. Es ist ein schmaler Landstreifen, der sich von Norden nach Süden entlang des Flusses Dnjestr erstreckt. Ursprünglich gehörte Transnistrien zur Ukraine. Stalin schob es nach dem Zweiten Weltkrieg der Sowjetrepublik Moldawien zu. In Transnistrien leben überwiegend Russen, Ukrainer und Polen. Es sind Slawen. Mit den rumänisch sprechenden Moldawiern verbindet sie wenig. So konnte sich Alexander Lebed, Gegenspieler Jelzins und damals noch General einer Spezialeinheit der Sowjetarmee, der Unterstützung der Bevölkerung sicher sein, als er Transnistrien 1992 als eigenständigen Staat ausrief.

Das Prinzip des Teilens und Herrschens, das die Kommunisten besonders liebten, bestimmt bis heute das Verhältnis zwischen Transnistrien und Moldawien. Wenn die international nicht anerkannte Regierung in Tiraspol den Hahn zudreht, gehen der moldawischen Regierung im 50 Kilometer entfernten Chisinau buchstäblich die Lichter aus. Transnistrien ist der wichtigste Energielieferant Moldawiens und zugleich eines der größten noch existierenden Waffen- und Munitionslager der ehemaligen Sowjetunion.

Die Wirtschaft Transnistriens liegt seit Jahr und Tag brach. Für die einheimische Währung „Kuponi Rubel“ (5 Millionen entspr. etwa 1 US-Dollar) gibt es nichts zu kaufen. Das kleinste Brot kostet 720.000, ein Kilo Fleisch zwölf bis 14 Millionen Kuponi eine kleine Plastiktüte voller Geldscheine. Kein Wunder, dass auf dem Markt kaum ein Bauer bereit ist, seine Ware gegen „Kuponi-Rubel“ herzugeben. Überall blüht das Tauschgeschäft. Eine Fabrik in Kamionka, die Obstkonserven herstellt, hat einen Vertrag mit der städtischen Brotfabrik. Der Tageslohn wird in Form von anderthalb Broten ausgezahlt, und umgekehrt erhalten die Arbeiter in der Brotfabrik Obstkonserven. Ein Traktorist erhält für seinen sommerlichen Ernteeinsatz insgesamt 150 Kilo Getreide. Aber zum Leben braucht man nicht nur Mehl ...

Eine lebensfeindliche Welt

Im Norden Transnistriens haben die Kolchosen seit fünf oder sechs Jahren keinen Lohn mehr ausgezahlt. Die Menschen gehen trotzdem Arbeiten. Sie erhalten Naturalien, aber kein Geld für ihre Arbeit. Die meisten Bauern, die sich Land genommen hatten, haben es längst aufgegeben. Ohne Landmaschinen und ohne Geld konnten sie nichts ausrichten.

Ein trockener Sommer wie der letzte hat auch Pater Piotr und den Ordensschwestern den Mut genommen, noch einmal ihre Kraft und Arbeit in den halben Hektar Ackerland zu stecken, den sie von einer brachliegenden Kolchose genommen haben. Pater Piotr zeigt uns, wie groß seine hoffnungsfroh ausgelegten Kartoffeln wurden: nicht größer als sein kleiner Fingernagel.

„Es war einmal ...“, lautet die Antwort, wenn man Priester oder Schwestern nach der Zahl der Einwohner in ihrer Pfarrei oder in ihrer Stadt fragt. Die größte Stadt im Norden Transnistriens ist Ribniza. Sie hat heute, so schätzt Pater Piotr,

noch etwa 70.000 Einwohner. Im vergangenen Jahr wurden dort nicht mehr als 90 Kinder geboren. Vor zehn Jahren lebten in Transnistrien 750.000 Menschen, heute sind es vielleicht noch 630.000. Die lebensfeindlichen Bedingungen im Land sind für einen Bevölkerungsschwund von fast 20 Prozent in zehn Jahren verantwortlich.

Eine Suppenküche in der Schule

Pater Henryk ist Pfarrer im 15 Kilometer von Raschkov entfernten Sloboda. „Klein-Warschau" nennt er die 900 Seelengemeinde im Grenzgebiet zur Ukraine stolz. Die Bewohner sind zu über 80 Prozent polnischer Abstammung. Pater Henryk ist nicht nur Pfarrer von Sloboda, sondern auch Leiter des Pfarr-Kindergartens und Polnisch-Lehrer an der Dorfschule. Die Sporthalle mit ihrem undichten Dach und dem verfaulten Fußboden lässt uns ahnen, wie die Schule aussah, bevor der Pater die Gemeinde von der Kanzel her dazu aufrief, mit anzupacken. Am folgenden Tag meldete sich bei ihm 53 Eltern. Mit finanzieller Hilfe aus Polen setzten sie die Schule wieder instand.

Es ist Anfang Oktober, draußen ist es knapp zehn Grad warm. In der Schule wird noch nicht geheizt. Die Kinder sitzen mit Mützen und Mänteln in den Klassenzimmern. Normalerweise fängt die Heizsaison am 15. Oktober an. Aber vielleicht auch nicht. Der Strom fällt auch jetzt schon jeden Tag für mehrere Stunden aus. Seit zwei Jahren gibt es für die 140 Schüler Sloboda jeden Tag ein warmes Mittagessen. Finanziert wurde die Schulküche bisher vom internationalen Caritas-Netzwerk und Geldern der EU. Die Gelder der EU sind inzwischen erschöpft und niemand weiß genau, wie es weiter gehen soll. Pater Henryk und der Schulrektor setzen alle Hoffnung auf den Besuch aus Deutschland: Kann Caritas international ihnen nicht wenigsten über den Winter helfen? Das Essen für die 140 Schüler kostet 20 Mark pro Kopf, insgesamt 3.000 Mark im Monat.

Ein Platz für Kranke

In Transnistrien, ebenso wie in Moldawien, ist das staatliche Gesundheitssystem zusammengebrochen. Das Bezirkskrankenhaus in Kamionka konnte einst 500 Patienten stationär behandeln. Es gab eine kardiologische Abteilung für Herzkranke. Inzwischen ist sogar der Operationssaal geschlossen. Das Narkosegerät steht schrottreif in der Ecke. Die Instrumente sind verrostet. Ein Patient, der nicht Bettwäsche, Nahrungsmittel und das medizinisch Notwendigste mitbringt, wird nicht behandelt. Die billigste und am weitesten verbreitete Medizin ist Wodka. Alkoholismus ist folglich eines der größten Probleme im Land.

Nina ist staatlich geprüfte Krankenschwester und arbeitet im Krankenhaus von Raschkov. Dort ist die stationäre Abteilung bereits seit sieben Jahren geschlossen. Nur die Zahnarztpraxis mit ihrer Ausstattung aus den 50-er Jahren ist noch in Betrieb. Nina leitet jetzt die Gesundheitsstation der Caritas in Raschkov. Sobald das Sozialzentrum bezugsfertig ist, wird sie zusammen mit einer Kollegin einen häuslichen Pflegedienst aufbauen. Dazu gehören die ambulante medizinische Versorgung, die häusliche Pflege und die Schulung der Familienangehörigen von pflegebedürftigen Patienten.

Gesundheitsstationen wie die in Raschkov entstehen zurzeit auch in den katholischen Pfarreien Moldawiens. Federführend in der Planung ist die nationale Caritas in Chisinau. Finanziert werden die Zentren mit Mitteln des deutschen Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und von Caritas international. Für tausende Menschen in Transnistrien und Moldawien setzen die Caritas-Mitarbeiter Zeichen der Hoffnung. Wir wollen ihnen dabei helfen! ❑

Papst ermutigt Soldaten zu Friedens- und Hilfsdiensten

Papst Johannes Paul II. hat Soldaten für ihre Friedens- und Hilfsdienste in Kriegs- und Katastrophengebieten gedankt. Der Friede sei ein Grundrecht, das auch angesichts von Bedrohungen gefördert werden müsse, betonte der Papst am Sonntag, dem 21. November, bei der Heilig-Jahr-Feier für Militär und Polizei auf dem Petersplatz in Rom. Eine Aufgabe dabei könne auch die Entwaffnung von Aggressoren sein. In jenen Fällen, in denen politische Bemühungen und gewaltfreie Verteidigungsmaßnahmen scheiterten, könnten „humanitäre Einmischungen" der „äußerste Versuch sein, um die Hand des ungerechten Angreifers zu stoppen", sagte der Papst. Ausdrücklich gedachte er der Soldaten, die bei Friedensmissionen ihr Leben verloren haben.

„Seid Männer und Frauen des Friedens!", rief Johannes Paul II. den trotz strömenden Regens auf dem Petersplatz versammelten rund 70.000 Angehörigen der Streitkräfte und Polizei aus 49 Ländern zu. Unzählige Personen "vertrauen auf euch in der Hoffnung, in Ruhe, Ordnung und Frieden leben zu können". Urheber und Garant eines echten Friedens sei Christus, so der Papst. Den Soldaten dankte er für ihren „mutigen Dienst der Befriedung in Ländern, die von absurden Kriegen verwüstet werden", sowie für die „Hilfe, die ihr ungeachtet von Risiken der von Naturkatastrophen betroffenen Bevölkerung leistet". Er würdigte, dass die Soldaten derartige Einsätze oft unter hohen persönlichen Risiken und mit großer Opferbereitschaft leisteten. Bei allen Interventionen solle der eigentliche Auftrag zum Dienst für die Sicherheit und die Freiheit der Völker im Vordergrund stehen. Aus Deutschland nahmen 500 Soldaten und Angehörige des Bundesgrenzschutzes an der Heilig-Jahr-Wallfahrt nach Rom teil.

Begleitet wurden sie vom katholischen Militärbischof für die Bundeswehr, Walter Mixa, der auch Bischof von Eichstätt ist, und vom Münsteraner Weihbischof Heinrich Janssen, der von der katholischen Deutschen Bischofskonferenz mit der Seelsorge im Bundesgrenzschutz beauftragt ist. *(KNA)*

„Kein Grund zum Feiern"

UN-Flüchtlingswerk hilft seit 50 Jahren Vertriebenen weltweit

VIOLA VAN MELIS (KNA-REDAKTEURIN)

Neutral und unpolitisch. So war die Organisation ursprünglich gedacht. Von den Vereinten Nationen am 14. Dezember 1950 beschlossen, um nach dem Zweiten Weltkrieg einer Million Flüchtlingen zu helfen. Heute, genau 50 Jahre später, sind die Einsätze des UN-Flüchtlingskommissariats (UNHCR) längst nicht mehr nur humanitärer Natur. Ob im Kosovo, in Tschetschenien oder Osttimor: Als Anwalt der Flüchtlinge ergreift das Hilfswerk immer wieder Partei. Denn, so die scheidende Flüchtlings-Hochkommissarin Sadako Ogata, humanitäre Aktionen seien „nur von begrenztem Wert, wenn sie nicht in einen größeren strategischen und politischen Rahmen eingebettet sind, um die Ursachen von Konflikten anzugehen." Am Donnerstag begeht das Werk, das bereits zwei Mal den Friedensnobelpreis erhielt, seinen 50. Jahrestag.

Ein Grund zum Feiern sei das nicht, unterstreicht die japanische Politologin Ogata, die das Werk seit 1991 leitet, im jüngsten UNHCR-Report. Im Gegenteil: Dass es das Amt immer noch gebe, zeige das „kontinuierliche Versagen" im Kampf gegen Verfolgung, Unterdrückung und Armut, die wesentlichen Ursachen für Flucht und Vertreibung. Allein 1999 mussten über eine Million Menschen ihr Heimatland wegen Kriegen oder massiver Menschenrechtsverletzungen verlassen. Dass die Konflikte immer komplexer werden, bekommt auch das UNHCR zu spüren: So hilft es nicht nur den außer Landes Geflohenen, sondern auch schätzungsweise 20 bis 30 Millionen Menschen, die innerhalb ihrer Staaten vertrieben wurden, wie etwa Bürgern der ehemaligen Sowjetunion. Zuständig ist das Kommissariat zudem für ehemalige Flüchtlinge, die nach der Rückkehr in die Heimat Hilfe brauchen; ebenso für Menschen, die in einem anderen Land vorübergehend Schutz fanden, aber nicht den vollen Rechtsstatus eines Flüchtlings erhielten.

Am 1. Januar 1951 begann das Hilfswerk mit 33 Mitarbeitern und einem Jahresbudget von 300.000 US-Dollar seine Arbeit, zunächst mit einem Mandat für drei Jahre ausgestattet. Heute kümmern sich 5.000 Mitarbeiter in 120 Ländern um mehr als 22 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene. Der Hauptsitz der Organisation ist Genf, daneben gibt es weltweit 277 Büros, darunter das deutsche in Berlin. Das Jahresbudget liegt mittlerweile bei rund einer Milliarde US-Dollar. Dennoch hat die Organisation mit chronischen Geldproblemen zu kämpfen, die freiwilligen Regierungsbeiträge fließen spärlich und kommen von nur wenigen Staaten. 1999 setzten sich 97 Prozent der Beiträge aus Zahlungen der USA, Japans und einiger westeuropäischer Länder zusammen. Besonders bei Flüchtlingskatastrophen in Afrika sei die Spendenbereitschaft der Geberländer mager, beklagt das Werk.

Wenn irgendwo auf der Welt ein Konflikt ausbricht, ist es für die UN-Flüchtlingshelfer nicht damit getan, Zelte aufzubauen, Decken und Lebensmittel auszugeben. Vielmehr haben sie den Auftrag, „dauerhafte Lösungen" für die Probleme der Flüchtlinge zu finden. Wem die Rückkehr in die Heimat verbaut ist, hilft das Werk – auf Basis der Genfer Flüchtlingskonvention –, sich an einem anderen sicheren Ort niederlassen zu können. Konflikte mit den Industrienationen sind programmiert: Das UNHCR wirft ihnen eine „immer restriktivere Asylpolitik" vor und prangert zunehmende „Abschreckungsmaßnahmen" an. Asyl-Suchende, so Ogata, würden zunehmend als „Kriminelle" stigmatisiert. Dahinter stehe „die Frustration einiger Regierungen über ihre eigene Unfähigkeit, Migration zu kontrollieren". Das nüchterne Fazit der Hochkommissarin: Wenn die Ungleichheit zwischen den reichsten und ärmsten Ländern auf der Welt wie in den letzten 50 Jahren weiter zunehme, werde die Zahl der Menschen, „die in reiche Länder streben, um dort ein neues Leben zu beginnen, auf einem hohen Niveau bleiben." ❑

UNHCR Hoher Kommissar für Flüchtlinge (U.N. High Commissioner for Refugees)

Gegründet 1950 (Arbeitsaufnahme 01.01.1951);
Sitz: 154 rue de Lausanne, P. O. BOX 2500, CH-1211 Genf, **Tel.:** (0041) 22-7398111, Fax: -7319546; **deutsche Vertretung:** Rheinallee 6, D-53173 Bonn, Tel.: 0228-957090, Fax: -362296.
Organe: Hohe Flüchtlingskommissarin: Sadako Ogata (Japan); Exekutivkomitee mit Delegierten aus 50 Mitgliedstaaten.
Personal: 5.617, davon 4.664 in den Einsatzgebieten. Finanzierung: neben einem minimalen UN-Haushalt (für Verwaltung) freiwillige Beiträge: 1998 rund 1,075 Mrd. $.
Aktivitäten: Hauptaufgaben sind
1. Wahrnehmung des internationalen Rechtsschutzes für Flüchtlinge,
2. Suche nach langfristigen Lösungen für Verfolgte und Vertriebene. In jüngster Zeit erstreckten sich die UNHCR-Hilfsleistungen jedoch nicht allein auf Flüchtlinge im Sinne der Genfer Konvention, sondern auch auf Binnenvertriebene und auf Menschen, die vor kriegerischen Konflikten und Menschenrechtsverletzungen fliehen.

Derzeit existieren vier verschiedene Formen der **Hilfeleistung:**
1. Soforthilfe,
2. Längerfristige Versorgung für Flüchtlinge in Wartesituationen,
3. Integrationshilfe in das jeweilige Asylland,
4. Rückführungs- und Reintegrationsprogramme.

Das umfassende Aufgabenspektrum kann oft nur in enger Kooperation mit Regierungen, anderen UN-Organen, NGOs sowie neuerdings auch Streitkräften und Friedenssicherungstruppen durchgeführt werden; die Zusammenarbeit ist jedoch nicht automatisch gewährleistet. *(aus: Fischer Weltalmanach 99)*

DOMINUS IESUS – Über die Einzigkeit und Heilsuniversalität Jesu Christi und der einen Kirche

Erklärung der römischen Glaubenskongregation verusacht Sturm im Wasserglas der veröffentlichten Meinung

DOMINUS IESUS hat einigen Wirbel verursacht. Als ab dem 6. September die Medien sich mit vernichtenden Kommentaren zur „Ratzinger-Erklärung“ übertrumpften, schien z.B. einer von langer Hand für Mitte September vorbereiteten ökumenischen Aktionswoche in einer oberbergischen Kleinstadt ein Tiefschlag versetzt worden zu sein. Doch entgegen den Befürchtungen folgten die Menschen in Scharen dem Motto „miteinander – Christen laden ein zum Feiern“. Weit mehr als doppelt so viele wie sonst sich in den drei beteiligten Gemeinden zu Sonntagsgottesdiensten versammeln, kamen zum Gottesdienst im Freien. Dominus Iesus war dort und auch beim anschließenden Straßenfest das Hauptthema. Aber anders als befürchtet, störte die Erklärung nicht das Gespräch, sondern förderte geradezu die Kommunikation zwischen den Konfessionen. Zwar hatten evangelische Christen den in der Erklärung vertretenen Kirchenbegriff als römische Arroganz und schroffe Zurückweisung empfunden, doch spürten sie die Aufrichtigkeit der übereinstimmenden Äußerungen ihrer katholischen Geschwister, welche den Wert der Ökumene vor Ort als unverzichtbar unterstrichen. Ökumene geht weiter. Das Anliegen des „miteinander“-Feierns war das gemeinsame Zeugnis von Christen. Es ging und geht nicht um „falsche ökumenische Höflichkeit, die aus lauter Rücksichtnahme bestehende Unterschiede verschweigt“ (Bischof Walter Kasper).

Der ökumenische Gedanke ist in vielen Gemeinden fest verwurzelt. Gemeinsamen Gottesdienste, Feste und Veranstaltungen oder auch gegenseitige Einladungen („Ökumene zu Gast bei ...“) führen zu „beglückenden Erfahrungen“ (Präses Manfred Kock) und vermitteln die Gewissheit, Glaubens-Geschwister zu sein, die mehr verbindet als sie trennt. So verletzt es m.E. auch kein römisch-katholisches Kirchenverständnis, wenn eine katholische Pfarrgemeinde in der benachbarten evangelischen Kirchengemeinde ihre Schwestergemeinde erkennt und sie als solche akzeptiert.

Bei einer Genaralaudienz auf dem Petersplatz unterstrich Papst Johannes Paul II. am Nikolaustag 2000 noch einmal die Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils, wonach auch Nichtchristen zur Mitwirkung am Reich Gottes berufen sind: „Alle Gerechten der Erde, auch jene, die Christus und seine Kirche nicht kennen und die, unter dem Einfluss der Gnade, Gott mit ehrlichem Herzen suchen, sind berufen, das Reich Gottes zu errichten.“ Der Papst erinnerte damit an den Konzilstext „Lumen gentium“, in dem die Möglichkeit des Heils auch für Nichtchristen festgestellt worden war.

Im Übrigen lohnt es, sich mit der Erklärung der vatikanischen Glaubenskongregation[1] vorurteilsfrei auseinander zu setzen. Die Redaktion AUFTRAG bietet dazu im Folgenden Beiträge aus unterschiedlichen Perspektiven an. (PS)

THEOLOGEN-MEINUNG ZU DOMINUS IESUS:

Die göttliche Wahrheit ist nicht fassbar und nicht aussprechbar, nicht einmal durch die Christliche Offenbarung

GEORG KESTEL

Der „Missionsbefehl“ Jesu *(Mt 16,15.16)* ist der Auftrag der universalen Sendung der Kirche. Diese Sendung, die die Kirche in allen Jahrhunderten ausgeführt hat, ist aber auch heute noch lange nicht vollendet. Der missionarische Auftrag jedes Getauften ist mehr denn je aktuell.

Das Lehramt hat die Begründung und Unterstützung des Evangelisierungsauftrages in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit gewidmet, vor allem in Beziehung zu den religiösen Traditionen der Welt.[2]

In Fortführung dieser Linie wird heute der innerreligiöse Dialog gepflegt. Er gehört zum Evangelisierungsauftrag, ersetzt aber die Missionsaufgabe nicht, sondern begleitet sie und führt zu einer Haltung des gegenseitigen Verhältnisses und der wechselseitigen Bereicherung.

Allerdings werden durch die Praxis und Theorie des Dialogs auch neue Fragen aufgeworfen, denen sich diese Erklärung Dominus Iesus (DI) stellt. Ihre Ziele: einige unumgängliche lehrmäßige Inhalte in Erinne-

1) „Erklärung DOMINUS IESUS ...“, Druckschrift: Verlautbarung des Apostolischen Stuhls Nr. 148, Hrsg: Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz. Bezugsquelle: Bischöfliche Ordinariate oder Sekretariat der DBK, Tel: 0228/ 103-205, Fax: -330

2) Vgl. Vat. II, Nostra Aetate 2, Abs. 2: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selbst für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet.“

rung rufen, die der Theologie helfen sollen, glaubensgerechte Lösungen zu entwickeln.

Die missionarische Verkündigung wird durch relativistische Theorien bedroht, die den religiösen Pluralismus rechtfertigen wollen. Dadurch werden gefährdet:

- das Verständnis der endgültigen und vollständigen Offenbarung Christi,
- die Natur des christlichen Glaubens im Verhältnis zu der inneren Überzeugung in den anderen Religionen,
- die Inspiration der Bücher der Heiligen Schrift,
- die personale Einheit zwischen dem ewigen Wort und Jesus von Nazareth,
- die Einheit der Heilsordnung des Fleisch gewordenen Wortes und des Heiligen Geistes,
- die Einzigkeit und Heilsuniversalität Jesu Christi,
- die universelle Heilsmittlerschaft der Kirche,
- die Untrennbarkeit – wenn auch Unterscheidbarkeit – zwischen dem Reich Gottes, dem Reich Christi und der Kirche,
- die Subsistenz der einen Kirche Christi in der katholischen Kirche.

Die Wurzeln dieser Auffassungen sind in falschen philosophischen und theologischen Voraussetzungen zu suchen, die der Tatsache einer geoffenbarten Wahrheit entgegenstehen, z.B.:

- die göttliche Wahrheit ist nicht fassbar und nicht aussprechbar, nicht einmal durch die Christliche Offenbarung;
- die relativistische Haltung gegenüber der Wahrheit: was für die einen wahr ist, ist es nicht auch für andere;
- der radikale Gegensatz zwischen der logischen Denkweise im Abendland und der symbolischen Denkweise im Orient;
- der Subjektivismus derer, die den Verstand als einzige Quelle der Erkenntnis annehmen;
- ein Geschichtsverständnis, das endgültige und eschatologische Ereignisse ablehnt;
- das Verständnis der Menschwerdung des Logos in der Zeit, das dieses Ereignis metaphysisch entleert und zu einer bloßen Erscheinung Gottes in der Geschichte verkürzt;
- ein theologischer, philosophischer und religiöser Eklektizismus, der Logik, systematischen Zusammenhang und die Vereinbarkeit mit der christlichen Wahrheit vernachlässigt;
- die Tendenz, die Heilige Schrift ohne Rücksicht auf die Überlieferung und das kirchliche Amt zu lesen und zu erklären.

Die auf diesen Annahmen basierenden theologischen Vorschläge relativieren die christliche Offenbarung und das Mysterium Jesu Christi und der Kirche und versehen deren Charakter als absolute und universale Heilswahrheit mit dem Schatten des Zweifels und der Unwahrheit.

Um dieser relativistischen Mentalität zu begegnen, muss vor allem der endgültige und vollständige Charakter der Offenbarung Jesu Christi bekräftigt werden: in ihm ist die Fülle der göttlichen Wahrheit geoffenbart worden. Die Offenbarung Jesu Christi ist nicht nur begrenzt, unvollständig, unvollkommen und komplementär zu jener in den anderen Religionen. Jesus von Nazareth und nur er ist der Sohn und das Wort des Vaters.

Dadurch ist Jesus Christus auch der universale Mittler und Erlöser. Es gibt also nur eine einzige, vom einen und dreifaltigen Gott gewollte Heilsordnung, deren Quellgrund und Mitte das Mysterium der Fleischwerdung des Wortes ist. Dieses hat eine innere Einheit und erstreckt sich von der ewigen Erwählung Christi in Gott bis hin zur Wiederkunft.

Die Wahrheit über Gott wird durch die Aussage in menschlicher Sprache nicht beseitigt oder eingegrenzt. Sie bleibt vielmehr einzigartig, ganz und vollständig, denn derjenige, der spricht und handelt, ist der Fleisch gewordene Sohn Gottes.

Es besteht auch ein Unterschied zwischen dem christlichen Glauben und der inneren Überzeugung in anderen Religionen. Denn der Glaube führt zu einer doppelten Zumutung: zu Gott, der offenbart und zur Wahrheit, die von ihm geoffenbart ist. Außerdem gibt es keinen Glaubensgehorsam, der nicht durch die aktive Zuwendung Gottes in Gestalt seiner Gnade geschenkt ist. Deswegen gilt: die innere Überzeugung in den anderen Religionen ist nur jene Gesamtheit an Erfahrungen und Einsichten, welche die menschlichen Schätze der Weisheit und Religiosität ausmachen, die der Mensch auf seiner Suche nach der Wahrheit und seiner Beziehung zum Göttlichen und Absoluten ersonnen und verwirklicht hat. Der Glaube darf nicht mit der inneren Überzeugung in den anderen Religionen gleichgesetzt werden. Denn diese ist eine religiöse Erfahrung, die noch auf der Suche nach der absoluten Wahrheit ist und der die Zustimmung zum sich offenbarenden Gott fehlt.

Als inspirierte Schriften gelten nur die kanonischen Bücher des Alten und Neuen Bundes. Die heiligen Bücher anderer Religionen erhalten nur vom Mysterium Jesu Christi jene Elemente des Guten und der Gnade, die in ihnen vorhanden sind.

Das Heilswirken des heiligen Geistes ist mit dem Mysterium Christi von Anfang an eng verbunden. Die Heilsordnung des Heiligen Geistes ist nicht universaler als die des Fleisch gewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Herrn. Das ganze Werk der Aufbauung der Kirche durch das Haupt Jesus Christus im Laufe der Jahrhunderte wird als ein Werk gesehen, das er in Gemeinschaft mit seinem Geist vollbringt.

Der auferstandene Christus wirkt im Herzen der Menschen in der Kraft seines Geistes. Der Geist sät den „Samen des Wortes“ aus, die in den Religionen und Riten der Völker und Kulturen vorhanden sind und macht sie für ihr Heranreifen in Christus bereit. Es ist derselbe Geist, der bei der Menschwerdung, im Leben, im Tode und bei der Auferstehung Jesu mitgewirkt hat und der in der Kirche wirkt. Er ist nicht eine Alternative zu Christus, er füllt auch nicht eine Lücke aus zwischen Christus und dem Logos, wie manchmal angenommen wird. Das Wirken des Geistes geschieht also nicht außerhalb vom oder neben dem Wirken Christi. Die Menschen können mit Gott nicht in Verbindung kommen, wenn es nicht durch Jesus Christus unter Mitwirkung des Geistes geschieht. Dieses Heilswirken Jesu Christi mit seinem und durch seinen Geist erstreckt sich über die sichtbaren Grenzen der Kir-

che hinaus auf die ganze Menschheit. In allen Menschen guten Willens wirkt die Gnade Gottes auf unsichtbare Weise, denn Christus ist für alle gestorben und es gibt in Wahrheit nur eine letzte Berufung des Menschen.

Die Einzigkeit und Heilsuniversalität des Mysteriums Christi meint, dass Jesus der einzige Herr und Erlöser ist, der durch seine Menschwerdung, seinen Tod und seine Auferstehung die Heilsgeschichte, die in ihm ihre Fülle und ihren Mittelpunkt findet, zur Vollendung gebracht hat. Dadurch ist der universale Heilswille des einen und dreifaltigen Gottes ein für alle Mal angeboten und Wirklichkeit geworden.

Unter diesen Voraussetzungen ist die Theologie eingeladen, über das Vorhandensein anderer religiöser Erfahrungen und ihrer Bedeutung im Heilsplan Gottes nachzudenken und zu erforschen, ob und wie auch gestalten und positive Elemente anderer Religionen zum göttlichen Heilsplan gehören können, denn die Einzigkeit des Mittlerschaft des Erlösers schließt im geschöpflichen Bereich eine unterschiedliche Teilnahme an der einzigen Quelle in der Mitwirkung nicht aus, sondern will sie wecken. Es müssen noch größere Anstrengungen gemacht werden, um zu ergründen, was diese teilhabende Mittlerschaft bedeutet, die jedoch niemals als gleichrangig oder komplementär betrachtet werden kann, sondern immer vom Prinzip der einzigen Mittlerschaft Christi normiert bleiben muss.

Theologische Ausdrücke wie „Einzigkeit", „Universalität", „Absolutheit" ergeben sich aus den Glaubensquellen selbst und bringen die Treue zum Offenbarungsgut zum Ausdruck. Jesus Christus hat für das Menschengeschlecht eine herausragende und einmalige, nur ihm eigene, ausschließliche, universale und absolute Bedeutung und Wichtigkeit.

Jesus Christus setzt seine Gegenwart und sein Heilswerk in seiner Kirche und durch die Kirche fort. Christus und die Kirche dürfen nicht miteinander verwechselt, können aber auch nicht voneinander getrennt werden. Sie bilden zusammen den einzigen „ganzen Christus". Deshalb gehört in Verbindung mit der Einzigkeit und Universalität der Heilsmittlerschaft Jesu Christi die Einzigkeit der von ihm gestifteten Kirche als Wahrheit zum festen Glaubensbestand. Wie es nur einen einzigen Christus gibt, so gibt es nur einen einzigen Leib Christi. Es besteht eine geschichtliche, in der apostolischen Sukzession verwurzelte Kontinuität zwischen der von Christus gestifteten und der katholischen Kirche.

Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet, ist verwirklicht (*subsistit in*) in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird. Das bedeutet: Trotz der Spaltung besteht die Kirche Christi voll nur in der katholischen Kirche weiter. Außerhalb ihres sichtbaren Gefüges sind aber vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden, nämlich in den Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die nicht in voller Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen. Deren Wirksamkeit leitet sich jedoch von der Fülle der Gnade und Wahrheit her, die der katholischen Kirche anvertraut sind.

Echte Teilkirchen sind nur solche, die mit der katholischen Kirche, wenn auch nicht in vollkommener Gemeinschaft (insofern sie die katholische Lehre vom Primat nicht annehmen), so doch mindestens durch apostolische Sukzession und durch gültige Eucharistie verbunden sind. Die andern sind nicht Kirchen im eigentlichen Sinn, wenn auch nicht ohne Bedeutung und Gewicht im Geheimnis des Heils. Die in dieser Gemeinschaft Getauften sind aber durch die Taufe in Christus eingegliedert und stehen deshalb in einer gewissen, wenn auch nicht vollkommenen Gemeinschaft mit der Kirche.

Die Kirche Christi ist nämlich mehr als eine gewisse Summe von Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften. Es ist falsch zu sagen, die Kirche Christi bestehe heute in Wahrheit nirgendwo mehr, sondern sei nur als ein Ziel zu betrachten, das alle Kirchen und Gemeinschaften suchen müssen. In Wirklichkeit existieren dieser bereits gegebenen Kirche in ihrer ganzen Fülle in der katholischen Kirche und noch nicht in dieser Fülle in den anderen Gemeinschaften. Das Reich Gottes ist nicht mit der Kirche in ihrer sichtbaren und gesellschaftlichen Wirklichkeit identisch. Denn es bezieht alle ein: Die Einzelnen, die Gesellschaft, die ganze Welt.

Die pilgernde Kirche ist zum Heil notwendig. Die heilbringende Gnade Gottes kann auch die Nichtchristen erreichen. Dieses Thema muss im Einzelnen theologisch noch vertieft bearbeitet werden. Aber es widerspricht dem katholischen Glauben, die Kirche als einen Heilsweg neben jenen in den anderen Religionen zu betrachten. Auch Nichtchristen können die göttliche Gnade empfangen. Dies bedeutet aber immer noch, dass sie sich objektiv in einer schweren defizitären Situation befinden im Vergleich zu jenen, die in der Kirche die Fülle der Heilmittel besitzen.

Weil die Kirche an den allumfassenden Heilsratschluss Gottes glaubt, muss sie missionarisch sein. Deswegen ist der Dialog, der zum Evangelisierungsauftrag gehört, nur eine der Tätigkeiten der Kirche in ihrer missionarischen Sendung. Die Parität, die Voraussetzung für den Dialog ist, bezieht sich auf die gleiche personale Würde der Partner, nicht auf die Lehrinhalte und noch weniger auf Jesus Christus im Vergleich zu den Gründern der anderen Religionen. ❑

LESERBRIEF ZU DOMINUS JESUS:

Was bedeutet die Erklärung für den einzelnen Katholiken?

Wenn man diese Verlautbarung der Kongregation für die Glaubenslehre mit der Apostolischen Autorität des Papstes bestätigt, liest und mit den Quellen vergleicht, dann fällt auf, dass nichts Neues gesagt, sondern der Glaubensstandpunkt der kath. Kirche wiederholt und festgestellt wird. Warum war dann eine solche Zusammenfassung notwendig?

In der derzeitigen Diskussion um die Einheit der an Christus Glaubenden werden Überlegungen eingeführt, die einen religiösen Pluralismus „de facto" und „de jure" rechtfertigen wollen. So wird insbesondere „der endgültige und vollständige Charakter der Offenbarung Jesu Christi" infrage gestellt. Die Menschwerdung

Fortsetzung auf Seite 23

AUSZUG AUS DER ERKLÄRUNG DER KONGREGATION FÜR DIE GLAUBENSLEHRE

„DOMINUS IESUS"

Über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche

IV. Einzigkeit und Einheit der Kirche

16. Der Herr Jesus, der einzige Erlöser, hat nicht eine bloße Gemeinschaft von Gläubigen gestiftet. Er hat die Kirche als Heilsmysterium gegründet: Er selbst ist in der Kirche und die Kirche ist in ihm (vgl. Joh 15,1ff.; Gal 3,28; Eph 4,15-16; Apg 9,5); deswegen gehört die Fülle des Heilsmysteriums Christi auch zur Kirche, die untrennbar mit ihrem Herrn verbunden ist. Denn Jesus Christus setzt seine Gegenwart und sein Heilswerk in der Kirche und durch die Kirche fort (vgl. Kol 1,24-27), die sein Leib ist (vgl. 1 Kor 12,12-13.27; Kol 1,18). Wie das Haupt und die Glieder eines lebendigen Leibes zwar nicht identisch sind, aber auch nicht getrennt werden können, dürfen Christus und die Kirche nicht miteinander verwechselt, aber auch nicht voneinander getrennt werden. Sie bilden zusammen den einzigen »ganzen Christus«. Diese Untrennbarkeit kommt im Neuen Testament auch durch die Analogie der Kirche als der Braut Christi zum Ausdruck (vgl. 2 Kor 11,2; Eph 5,25-29; Offb 21,2.9). Deshalb muss in Verbindung mit der Einzigkeit und der Universalität der Heilsmittlerschaft Jesu Christi die Einzigkeit der von ihm gestifteten Kirche als Wahrheit des katholischen Glaubens fest geglaubt werden. Wie es nur einen einzigen Christus gibt, so gibt es nur einen einzigen Leib Christi, eine einzige Braut Christi: »die eine alleinige katholische und apostolische Kirche«. Die Verheißungen des Herrn, seine Kirche nie zu verlassen (vgl. Mt 16,18; 28,20) und sie mit seinem Geist zu führen (vgl. Joh 16,13), beinhalten darüber hinaus nach katholischem Glauben, dass die Einzigkeit und die Einheit der Kirche sowie alles, was zu ihrer Integrität gehört, niemals zerstört werden.

17. [...] Die kirchlichen Gemeinschaften hingegen, die den gültigen Episkopat und die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben, sind nicht Kirchen im eigentlichen Sinn; die in diesen Gemeinschaften Getauften sind aber durch die Taufe Christus eingegliedert und stehen deshalb in einer gewissen, wenn auch nicht vollkommenen Gemeinschaft mit der Kirche. Die Taufe zielt nämlich hin auf die volle Entfaltung des Lebens in Christus durch das vollständige Bekenntnis des Glaubens, die Eucharistie und die volle Gemeinschaft in der Kirche. ...

(Auf diese Textstelle bezieht sich der Autor des nächsten Beitrags „Warum ausgerechnet katholisch sein?" S. 24 ff.)

Fortsetzung von Seite 22

des ewigen „logos" in der Zeit, wird zu einer bloßen Erscheinung Gottes in der Geschichte verkürzt. Schließlich wird mit Blick auf die anderen Religionsgemeinschaften behauptet, dass sie ebenfalls einen gleichwertigen Heilsweg wie die kath. Kirche darstellen.

Um diesem Gedankengang eine einheitliche Diskussionsgrundlage entgegenzusetzen und Irritationen – nicht nur im Kirchenvolk – auszuschließen, war es notwendig, den Inhalt unseres Glaubensgutes und seine Legitimation festzustellen. Stark vereinfacht sagt das Wort aus Rom:

- Christus ist das Wort Gottes, das Fleisch annahm, um der Welt die Wahrheit des Schöpfers zu offenbaren.
- Christus ist Gott und Mensch und verkündet die neue Heilsordnung endgültig und unüberbietbar.
- Christus ist Mittler und Fülle der ganzen Offenbarung.
- Jesus Christus hat nicht nur eine Gemeinschaft von Gläubigen gestiftet, sondern die Kirche als Heilsmysterium gegründet.
- In der Kirche ist Christus anwesend und setzt sein Heilswerk in der und durch die Kirche fort.

Den Gläubigen muss bewusst sein, „dass es eine geschichtliche, in der apostolischen Sukzession verwurzelte Kontinuität zwischen der von Christus gestifteten und der katholischen Kirche gibt". Diese Kirche „zu weiden" hat Christus den Petrus beauftragt und den Aposteln die Ausbreitung und Leitung der Kirche anvertraut. Aus allem wird deutlich, dass die Kirche aus dem Auftrag Christi ihre Sendung herleiten muss. Sie kann gar nicht anders, wenn sie nicht selbst ihren Auftrag und ihre Sendung preisgeben will.

Es ist nun die Aufgabe, in fairer Diskussion mit allen anderen Religions- und Glaubensgemeinschaften auszuloten, was diese aus ihrem Glaubensschatz in die Gemeinschaft aus der ihre Gründer vielfach einst entstammten, einbringen können.

Inwieweit dann die Kirche endlich zur universalen Einheit gelangen kann, ist durch das Bemühen aller Christen, letztlich aber nur durch die Gnade Gottes möglich. Der weitere Schritt ist, mit den Weltreligionen nach Gemeinsamkeiten zu suchen.

Unabdingbar aber bleibt – und das betont diese Erklärung ausdrücklich –, dass jeder Dialog nur in Achtung vor der Glaubensüberzeugung des Anderen geführt werden kann.

Wenn wir das Apostolische Glaubensbekenntnis beten, müssen wir feststellen, dass es mit der Erklärung „Dominus Jesus" deckungsgleich ist. Auf guter Grundlage ist jede Diskussion sachlich zu führen möglich. *(Helmut Fettweis, Bonn)*

LAIEN-ÄUSSERUNG ZU DOMINUS IESUS:

Warum ausgerechnet katholisch sein?

CARSTEN CUNARDT

„Es gibt doch so viele Religionen auf Erden! Muss man denn da ausgerechnet katholisch sein?“ – Ist uns diese Frage nicht schon oftmals im Kopf herumgegeistert? Unsere Welt ist klein geworden, unser Blick hat sich geweitet. Fast täglich lesen, hören oder erfahren wir in Zeitungen, Radio, und auch im Fernsehen allerlei über andere Länder und Völker, von ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Lebensart und ihren Religionen. Und welche Vielzahl von Religionen und Kulturen gibt es! Wer könnte sie alle aufzählen? Manche sind sogar viel älter als das Christentum. Zu den großen heidnischen Religionen Buddhismus, Hinduismus und Islam bekennen sich hunderte von Millionen von Menschen. Zwar ist ungefähr ein Drittel der Weltbevölkerung christlich und bekennt einen christlichen Glauben, doch ist auch die Christenheit gespalten in eine Vielzahl von Kirchen und Sekten, die in vielen Glaubenswahrheiten ganz entgegengesetzter Überzeugung sind. Und sie alle meinen, im Recht zu sein, allein den rechten Glauben zu haben und das wahre Evangelium zu verkünden.

Würden unsere Eltern nicht katholisch sein und einen anderen Glauben bekennen, dann wären auch wir in einem anderen Glauben erzogen worden und würden genauso meinen, rechtgläubig zu sein und diesem Glauben die Treue halten zu müssen. Soll es denn nun unter allen Umständen geboten sein, dem katholischen Glauben die Treue zu halten und katholisch zu bleiben? Es ist doch auch kein Vergehen, aus einem Verein auszutreten und einem anderen beizutreten. Kann es denn ein Unrecht sein, einer anderen Kirche beizutreten, wenn man dazu noch durch wichtige Gründe wie z.B. Einheirat oder des Berufes wegen gezwungen ist? Muss man denn um jeden Preis wie die Märtyrer katholisch bleiben oder kann man notfalls auch mit gutem Gewissen anders entscheiden? Schließlich „haben wir ja alle den selben Herrgott“, sind alle getauft und glauben an Christus, unseren Erlöser. Das Wichtigste dürfte doch wohl sein, dass man ein guter und gläubiger Mensch bleibt, ob man jetzt diesen oder jenen christlichen Glauben bekennt.

Nun, diese Schlagworte sind uns ja sicher zur Genüge bekannt. Daher ist es wichtig und notwendig, in diesen Fragen klare Sicht zu gewinnen. Denn es könnte ja auch mal um eine wichtige und folgenschwere Entscheidung in unserem Leben gehen. Und wie viele junge Katholiken – gerade in der heutigen Zeit – verleugnen den Glauben ihrer Väter und treten zu einem anderen Glauben über, weil sie wenig oder keine Ahnung haben, was es heißt und bedeutet, katholisch zu sein.

- *„Muss denn gerade das Christentum die wahre Religion unter allen anderen Religionen sein?“*
- *„Sollen wir als Christen allein die wahre Gottesverehrung besitzen und sollen alle übrigen Religionen wie Buddhismus, Schintoismus, Islam usw. völliger Irrglaube, purer Unsinn und leerer Wahn sein?“*

Sehen wir uns doch mal die heidnischen Religionen etwas genauer an! Meist ist schon auf den ersten Blick erkennbar, wie viel Irrtum und Verkehrtheit in ihnen steckt. Wo eine Vielzahl von Göttern angebetet wird, vielfach sogar Tieren göttliche Ehren erwiesen werden, Menschenopfer dargebracht oder sogar ein Kult getrieben wird, der jeder natürlichen Ordnung widerspricht, da kann es sich nicht um die wahre Religion und Gottesverehrung handeln. Dennoch aber findet sich auch in diesen heidnischen Religionen etwas Echtes, Wahres und Gutes, auf Grund dessen sie sich behaupten. Schon der hl. Augustinus sagt: „Jeder Irrtum lebt aus dem Körnchen Wahrheit, das auch ihm innewohnt.“ Aus dem Gesagten ist leicht zu erkennen, wie dringend notwendig es war, dass Gott sich uns geoffenbart hat und durch Jesus Christus volle Wahrheit und Klarheit gebracht hat, wer Er ist, was Er von uns will, wozu Er uns erschaffen (I. Katechismusfrage) und bestimmt hat und wie wir Ihm dienen müssen. Durch Jesus Christus haben wir volle Wahrheit und Klarheit erlangt. „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in Finsternis wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben!“ *(Joh 8,12)*. Christi Wort hat offenbar gemacht, was verborgen war von Anfang an. Durch die Erfüllung der Weissagungen im Alten Bund, durch Sein unaussprechlich heiliges Leben, durch Seine Wunder und vor allem Seine Auferstehung ist Seine Gottheit und die Wahrheit Seiner Worte mit voller Sicherheit bezeugt. In Christus hat Gott zu uns gesprochen, hat sich Gott der Welt geoffenbart. Daher ist das Christentum und der christliche Glaube Licht und Wahrheit gegenüber allem Dunkel und aller Verworrenheit heidnischer Religionen! Wer einmal Christus als den Sohn Gottes erkannt hat, muss unter allen Umständen ein Christ bleiben und darf nie mehr zum Heidentum abfallen. Für einen Christen wäre heidnischer Kult und Götterverehrung ein Götzendienst und schwere Sünde.

- *„Wir sind auf Christus getauft und verpflichtet. Doch ist die Christenheit gespalten in eine Vielzahl von Kirchen und Sekten. Ist es nicht gleich, welcher christlichen Kirche man angehört?“*

Die Spaltung der Christenheit ist freilich eine überaus traurige Erscheinung. Sie steht in schroffen Gegensatz zu dem Willen des Herrn. Nach dem letzten Abendmahl hat Jesus gerade um die Einheit aller, die an Seinen Namen glauben werden, innig zum Vater gefleht und gebetet: „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, auf dass sie eins seien so wie Wir!“ *(Joh 17,11)* Nun ist es aber durch vielerlei menschliches Versagen, geschehen, dass sich im Laufe der Jahrhunderte unzählige Christen von der einen Kirche, die Christus auf dem Felsen Petri gegründet hat, nämlich von der kath. Kirche, getrennt und eigene Kirchen gebildet haben. Der Größe nach von Bedeutung sind jedoch neben der kath. Kirche nur die orthodoxe Kirche und der Protestantismus. Jede christliche Konfession und Kirche will aber nun das wahre Evangelium verkünden, die

wahre Kirche Christi sein oder zumindest einen Teil der wahren Kirche Christi darstellen. Ist dies aber möglich, wenn Jesus seinem Worte gemäß nur eine einzige Kirche gegründet hat und die einzelnen Kirchen in der Verkündigung der Glaubenswahrheiten weit voneinander abweichen und in offenem Widerspruch stehen? Was in einer Kirche gepredigt wird, wird in einer anderen aufs schärfste geleugnet und verworfen. Was in einer Kirche als Herzstück christlichen Glaubens und Erbes von Christus her gilt, z.B. sieben Sakramente, Messopfer, Priestertum usw., wird in einer anderen Kirche aufs Entschiedenste abgelehnt. Nun kann es aber über eine Sache nicht zweierlei oder dreierlei verschiedene Auffassungen geben, die wahr sind. Es kann nicht ein und dasselbe zugleich wahr und falsch sein. Und außerdem: Entweder ist etwas Erbe Christi oder es ist es nicht. Wenn etwas Erbe Christi ist, muss es unter allen Umständen von der Kirche gehütet und bewahrt werden. Mit anderen Worten: Es kann nur eine einzige Kirche geben, die die volle Wahrheit des Evangeliums lehrt und die das wirkliche Erbe in seiner Ganzheit hütet und bewacht.

Das heißt, es kann nur eine wahre Kirche geben! Welche aber ist es?

Die Frage nach der wahren Kirche Christi und die Parabel von den drei Ringen

Gotthard Lessing hat die Frage nach der wahren Gottesverehrung und damit auch nach der wahren Kirche in seinem Werk „Nathan der Weise“ mit der Parabel von den drei Ringen zu lösen gesucht. Sie hat zwar die drei großen Weltreligionen: Christentum, Judentum und Islam im Auge, deutet aber dennoch auch auf die drei christlichen Bekenntnisse: Katholizismus, Protestantismus und Orthodoxie hin. Seit Jahren wurde – gemäß dieser Parabel – in einer Familie ein kostbarer, wundertätiger Ring vererbt. Stets wurde er vom Familienvater an den besten seiner Söhne weitergegeben. Dieser Ring hat seinen Besitzer immer glücklich gemacht und jedes Unheil von ihm fern gehalten. Nun sah einmal ein Vater, dass seine Lebenstage gezählt sind. Er hatte aber drei Söhne, die er alle in gleicher Weise liebte. Schier brach ihm das Herz bei dem Gedanken, welchem seiner Söhne er nun den Ring geben und vererben sollte. Endlich kam ihm der erlösender Einfall. Er ließ den wundertätigen Ring dem Goldschmied überbringen, um noch dazu zwei ganz gleiche Ringe anfertigen zu lassen. Dies gelang auch so hervorragend, dass niemand mehr erkennen konnte, welcher der eigentliche Wunderring ist. Nun übergab der sterbende Vater jedem seiner Söhne einen Ring und ermahnte jeden von ihnen, zu vertrauen, dass er den echten Ring besitze. Durch dieses Vertrauen, den echten Ring zu haben, wurden schließlich alle drei glücklich und zufrieden. Der Sinn dieser Parabel liegt auf der Hand. Sie will gleichnishaft erklären, dass man nicht mehr nachweisen könne, welche Religion bzw. welche christl. Konfession die wahre und echte sei.

Ist nun diese Parabel richtig oder falsch?

Deutet sie einen richtigen Sachverhalt an oder nicht? Die Antwort auf diese Frage muss geteilt sein. Zum Teil sagt die Parabel etwas Richtiges aus, zum Teil aber ist sie irreführend und falsch, je nachdem, was man aus ihr herausliest. Richtig ist vor allem die bildliche Darstellung für die heutige Notlage der Zeit. Sie ist aber auch falsch, wenn man sie so deuten wolle:
Die wahre Kirche Christi kann man heute nicht mehr ausfindig machen, und es ist vollkommen gleich, welchen Glauben man bekennt und welcher Kirche man angehört. Wenn nach der Parabel der eine Ring wirklich ein wundertätiger gewesen wäre, so hätte es sich bald herausgestellt, welcher er ist. Ebenso erweist sich unter den christl. Kirchen nur eine als die wahre und echte Kirche Christi durch vier Kennzeichen, die Christus Seiner Kirche gegeben hat. Und das ist die kath. Kirche. Wer diese Kirche einmal mit Überzeugung als die wahre Kirche Christi erkannt hat, kann in keiner anderen Kirche mehr sein ewiges Heil erlangen. Er muss unter allen Umständen katholisch bleiben bzw. katholisch werden. Wenn Christus nur eine Kirche gegründet hat, sind wir unter allen Umständen und um jeden Preis verpflichtet, ihr anzugehören. Dies will auch der Glaubenssatz von der allein selig machenden Kirche besagen.

Soll nun wirklich die katholische Kirche die wahre Kirche Christi sein? Wie will man das beweisen?

Dass Jesus nur eine Kirche gegründet hat, darüber gibt es keinen Zweifel. Allzu deutlich hat Er gesagt: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen“. Es kann daher nicht mehrere Kirchen geben, die sich mit Recht die wahre Kirche Christi nennen. Welche aber wird es sein? Werfen wir zuvor bloß einen Blick auf die Mitgliederzahl jeder Kirche. Nicht ganz ein Drittel der Weltbevölkerung ist christlich und glaubt an das Evangelium Christi. Von diesem Drittel aber ist etwas mehr als die Hälfte katholisch. Heute zählt die kath. Kirche über 500 Millionen Gläubige (52%). Die protestantische Konfession zählt ca. 240 Millionen Gläubige (26%). Die orthodoxe Kirche umfasst 170 Millionen (20%) aller Christen. Was sonst noch christlich ist (etwa 2-3%), ist zersplittert in eine Vielzahl kleinerer Kirchen und Sekten. Wo dürfte nun mit größerer Wahrscheinlichkeit die Kirche Christi zu finden sein? Sicher viel eher in der Kirche, die die größere Zahl an Mitgliedern hat, denn es ist unwahrscheinlich, dass die größere Zahl im Irrtum ist und die kleinere die volle Wahrheit besitzt. Außerdem ist die kath. Kirche allein jene Kirche, die seit Christus, der sie auf dem Felsen Petri gegründet hat, besteht. Schon diese Erwägungen legen den Gedanken nahe, dass sie die wahre Kirche Christi sein dürfte. Christus hat aber seiner Kirche auch vier deutliche Merkmale und Kennzeichen gegeben, durch die sie sich als seine wahre Kirche ausweisen kann. Diese Kennzeichen sind: einig, heilig, allgemein (= *katholisch*) und apostolisch. Klar und deutlich ist aus der hl. Schrift ersichtlich, dass Jesus Christus von Seiner Kirche fordert, sie muss einig, heilig, allgemein und apostolisch sein. Nur jene Kirche kann sich mit Recht wahre Kirche Christi nennen, die diese Kennzeichen klar und deutlich aufweist. Und das ist die katholische Kirche.

1. Die Kirche Chris i muss einig sein!

Jesus hat nach dem letzten Abendmahl gebetet: „Bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, damit sie eins sind, wie Wir eins sind". „Doch nicht allein für sie bitte Ich, sondern auch für die, welche durch ihr Wort an Mich glauben werden, damit sie alle eins seien, wie du Vater, in Mir und Ich in dir" *(Joh 17, 11 u. 20 ff)*. Unbestreitbar trägt die kath. Kirche allein das Zeichen der Einheit, obwohl sie die größte aller christlichen Kirchen ist. Verständlicherweise ist ja die Einheit unter wenigen leichter möglich als unter vielen.

Sie ist einig, da sie bloß einen einzigen Stifter hat: Jesus Christus. Sie steht unter der Leitung und Führung des einen Hirten und Oberhauptes, des Nachfolgers des hl. Petrus, den Christus zu seinem Stellvertreter und zum Hirten über alle seine Gläubigen bestellt hat: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!" *(Joh 21,15f)*. Die kath. Kirche verkündet in aller Welt die Fülle aller Offenbarungswahrheit in einer wunderbaren Einmütigkeit. Was wir als kath. Christen glauben, glauben alle Katholiken in der ganzen Welt ohne jeden Unterschied. Wie aber sieht es dagegen in anderen Kirchen aus! Sie sind vielfach gespalten in verschiedene Landeskirchen, die keineswegs in allen Glaubenswahrheiten übereinstimmen. Sie besitzen kein eigenes Oberhaupt und können sich nicht auf Jesus Christus als ihren alleinigen Stifter berufen, da sie viele Jahrhunderte später entstanden sind. Und erst die kleineren Kirchen und Sekten! Welcher Wirrwahr von Meinungen und Auffassungen über fast jede Glaubenswahrheit findet man außerhalb der kath. Kirche! Wohin wäre die Christenheit schon gekommen, wenn nicht die katholischen Glaubensdogmen Leuchttürme der einen christlichen Wahrheit wären, an denen man sich immer wieder – ob bewusst oder unbewusst – orientiert! Die kath. Kirche trägt unverkennbar das Siegel der Einheit in strahlendem Glanze.

2. Die Kirche muss auch heilig sein!

Freilich nicht heilig in dem Sinne, dass ihr nur ganz vollkommene Menschen angehören. Dies stünde sogar im Widerspruch mit den Worten Christi. Jesus vergleicht ja das Himmelreich, das Reich Gottes auf Erden, mit einem Acker, auf dem Unkraut wächst. Somit wird es auch stets in der Kirche Christi böse und gute Menschen geben, Gerechte und Sünder. Die Kirche Christi muss aber insofern heilig sein, dass sie ihren Gläubigen die Fülle aller Erlösungsgnaden vermittelt, ihnen alle Sakramente, die Christus eingesetzt hat, gültig spendet und sie dadurch wahrhaft heiligt. Christus ist für uns am Kreuz gestorben, um uns zu erlösen und zu heiligen. Davon spricht er im hohepriesterlichen Gebet nach dem letzten Abendmahl: „Vater, heilige sie in der Wahrheit ... Für sie heilige ich mich, damit auch sie geheiligt seien in der Wahrheit" *(Joh 17, 7 u. 19)*. Christus starb am Kreuz, um seine Kirche zu heiligen. Daher schreibt der hl. Paulus an die Epheser: „Christus hat die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben, um sie zu heiligen". *(Eph 5, 25-26)*. Die kath. Kirche trägt auch das Kennzeichen der Heiligkeit in wunderbarer Eindeutigkeit. Ihr einziger heiligster Stifter ist Jesus Christus, der heiligste Sohn Gottes. Ihr hat Jesus die Spendung aller Heiligungsmittel, aller Sakramente anvertraut und übergeben, da sie allein seit Jesus Christus besteht. Durch die Priesterweihe wird die Priestergewalt Christi zur gültigen Spendung aller Sakramente seit den Aposteln lückenlos übertragen. Durch die Spendung der Sakramente werden die Glieder der Kirche geheiligt. Auch gibt es in der kath. Kirche viele Heilige, deren Heiligkeit durch auffallende Wunder von Gott bestätigt worden ist. Andere Kirchen können sich nicht auf Christus als ihren alleinigen und heiligsten Stifter berufen. In der evangelischen Konfession werden überhaupt nur Taufe und Abendmahl als Sakramente anerkannt. Auch gibt es keine Heiligen, deren Heiligkeit von Gott bestätigt worden wären.

3. Die wahre Kirche Christi muss allgemein sein!

„Katholisch" heißt übersetzt allgemein und will besagen, dass die Kirche den Worten und den Willen Christi gemäß zu allen Zeiten seit ihrer Gründung Bestand haben und ständig bestrebt sein muss, dass Evangelium allen Menschen dieser Erde zu verkünden. Er hat ja gesagt: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie ... und seht, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt" *(Mt 28, 19f)*. Die Kirche muss somit allgemein sein in der Verkündigung der Frohbotschaft an alle Völker und allgemein sein in ihrem Bestand. Christus hat ja auch das immer währende Bestehen seiner Kirche vorausgesagt. Die einzige Kirche, die seit Christus besteht, ist halt die kath. Kirche, weswegen sie sich auch katholisch (allgemein) nennt. Und da sie auf dem Felsen Petri steht, gelten von ihr die Worte: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden" – sie wird Bestand haben bis zum Ende der Welt. Auch hat sie sich bemüht und ist pausenlos tätig, Missionare in alle Teile der Welt zu senden, um allen Völkern das Evangelium zu verkünden und zu predigen. Sie ist in jeder Hinsicht voll und ganz allgemein und nennt sich daher mit Recht „katholische" Kirche. Wie sieht es aber mit der Katholizität der anderen Kirchen aus? Sie sind nicht oder nur zum Teil allgemein. Vor allem bestehen sie nicht seit Christus und sind darum der Zeit nach nicht allgemein. Außerdem sind manche von ihnen gar nicht bestrebt, das Evangelium allen Menschen zu verkünden und sind bloß Landeskirchen und Nationalkirche wie z.B. die anglikanische Kirche.

4. Die Kirche muss apostolisch sein!

Jesus Christus hat die Apostel mit Seinen hohepriesterlichen Gewalten ausgestattet und hat ihnen aufgetragen, sie auszuüben zum Heile der Seelen. Sie sollen die Menschen lehren, taufen, von Sünden lossprechen, ihnen Seinen Leib und Sein Blut schenken, eben als Unterpfand ewigen Lebens; kurzum, die Apostel sollen in Seinem Auftrag und in Seiner Priestergewalt die Gläubigen leiten und führen und ihnen die hl. Sakramente spenden. Er übertrug ihnen Sein Priesteramt und Sein Hirtenamt. Aber nicht nur ihnen, sondern auch ihren Nachfolgern. Sonst wäre ja das Wort Christi. unverständlich: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt". Auch wäre sonst der Gnadenstrom der Sa-

kramente mit dem Ableben der Apostel wiederum versiegt. Christus muss daher gewollt haben, dass Seine Aufträge und Priestergewalt, die Er den Aposteln verliehen hat, von diesen ihren Nachfolgern übertragen werden. Das haben die Apostel ja nun auch getan. Der hl. Paulus schreibt z.B. an Timotheus, den er als Bischof von Ephesus eingesetzt hatte: „Ich ermahne dich, dass du die Gnadengabe Gottes wieder erweckest, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände“ *(2. Tim 1,6)*. Ebenso ist das oberste Hirtenamt des hl. Petrus übergegangen auf seine Nachfolger, die Päpste. In der wahren Kirche Christi müssen alle Aufträge und die Priestergewalt Christi seit den Aposteln in lückenloser Reihenfolge bis heute übertragen worden sein. Das heißt, die wahre Kirche Christi muss apostolisch sein. Ihre Bischöfe und Priester müssen gültig berufene und geweihte Nachfolger der Apostel sein. Wenn daher ein Bischof oder ein Priester die Wandlungsworte über Brot und Wein spricht: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“, wenn er die Sünden lossspricht oder ein anderes Sakrament spendet, dann tut es Christus selber, denn es geschieht in Seinem Auftrag und in Seiner Priestergewalt. Dann wissen wir auch, dass Brot und Wein wirklich verwandelt worden sind in Jesu Leib und Blut und die Sünden in der Beichte wirklich losgesprochen sind. Wahrhaft apostolisch ist nur die kath. Kirche. In ihr sind alle Aufträge und priesterlichen Gewalten bis heute in ununterbrochener Reihenfolge übertragen durch die Bischofs- und Priesterweihe. Andere Kirchen sind nicht apostolisch. In der evangelischen Konfession wurde z.B. das Priestertum überhaupt ganz abgeschafft. Man meint, Christus wirke selber als Priester, ohne dass Sein Priestertum durch Menschen ausgeübt wird. Wer beim Abendmahl Brot und Wein genieße, dem reiche Christus selber dabei auch Seinen Leib und Sein Blut. In manchen Teilen der evangelischen Konfession gelten Brot und Wein überhaupt nur mehr als Erinnerungszeichen an Jesu Leib und Blut. Auch, so sagt man, verzeihe Gott die Sünden ohne priesterliche Lossprechung. Dies aber steht im Widerspruch zu den Worten des Herrn: „Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen“ *(Joh 20,23)*. Zwar ist die orthodoxe Kirche auch zum Teil apostolisch, da sie gültig geweihte Bischöfe und Priester hat. Sie ist ja ein von der kath. Kirche abgetrennter Teil, der sich nur vom obersten Hirten, dem Papst, getrennt hat. Daher werden in der orthodoxen Kirche auch alle Sakramente gültig gespendet. Jedoch ist sie in der Hinsicht nicht apostolisch, dass sie nicht unter dem Hirtenamt des hl. Petrus steht, den Jesus ausdrücklich zum Hirten über Seine Gläubigen bestellt hat. Die kath. Kirche ist daher ganz allein wahrhaft apostolisch und trägt auch dieses Kennzeichen der Kirche Christi im vollen Glanze. Ihre Bischöfe und Priester sind gültig geweihte Nachfolger der Apostel und sie allein steht unter dem Hirtenamt des Nachfolgers Petri, des Papstes zu Rom. Schon in alter Zeit wurde der Spruch geprägt: „Ubi Petrus, ibi ecclesia! – Wo Petrus ist, da ist die Kirche!“ – nämlich die wahre Kirche Christi.

Die kath. Kirche erweist sich als die wahre Kirche Christi. Die Wahrheit aber verpflichtet uns!

Da sich die kath. Kirche nun als die wahre Kirche Christi erweist, ist jeder Mensch, der sie einmal mit Überzeugung als solche erkannt hat, um jeden Preis verpflichtet, ihr anzugehören. Denn Jesus hat die Kirche für alle Gläubigen bestimmt und ihr Aufträge und Mittel gegeben, die Menschen zur ewigen Seligkeit zu führen. „Wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie der Heide und der Zöllner“ *(Mt 18,17)*, oder wie der hl. Cyprian sagt: „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat“. Für jeden Katholiken ist es daher schwerste Gewissenspflicht, der kath. Kirche sein ganzes Leben lang anzugehören. Er hat sie ja von Kindheit an durch den Religionsunterricht als wahre Kirche Christi kennen gelernt und erkannt. Aus keinem Grund und um keinen Preis darf daher ein katholischer Christ sein Bekenntnis ändern. Auch deswegen nicht, weil er nie und nimmer seine Kinder und damit seine Nachkommen des wahren Glaubens, des Reichtums der wahren Kirche Christi und der Spendung der hl. Sakramente berauben darf. Ein katholischer Christ, der auch nur eines seiner Kinder in einem anderen Glauben erziehen lässt, zieht sich die Exkommunikation zu, den Ausschluss aus der Rechtsgemeinschaft der Gläubigen. Der kath. Christ ist daher zur Treue im Glauben unter allen Umständen schwerstens verpflichtet. Hier handelt es sich nicht etwa bloß um die Treue zu jenem Glauben, in dem man aufgewachsen ist, sondern vor allem um die Treue zu jener Kirche, die man als wahre Kirche Christi erkennen durfte und der man durch besondere Gnade Gottes angehören darf. Sie allein besteht seit Christus. Das ist kath. Glaubensüberzeugung.

Verpflichtet die Treue zur K rche unter allen Umständen, um jeden Preis?

Ja, ganz gewiss. Für einen Katholiken ist es schwerste Gewissenspflicht, katholisch zu bleiben, und ebenso schwerste Gewissenspflicht, alle seine Kinder im kath. Glauben unterweisen zu lassen und zu erziehen. Es kann freilich unter Umständen eine ganz schwierige Lage eintreten. Die Treue zum Glauben kann manchmal einen schweren Verzicht auf ein sicheres Auskommen, auf eine bessere Stellung im Beruf, ja den Verzicht auf einen lieben und guten Menschen, mit dem man sich verehelichen will, verlangen. Das Opfer kann mal so schwer erscheinen, als ob man vor einer Zerreißprobe stünde. Blind wäre, wer das nicht sehen wollte und meinen würde, jedem Menschen und jedem Jugendlichen wäre es ein leichtes, seinem vererbten Glauben die Treue zu halten. Und dennoch können und dürfen wir als Katholiken nie und nimmer anders entscheiden als für unseren Glauben, den wir als wahr erkennen. Wir stehen in dieser schweren Entscheidung nicht einsam und verlassen dar. Gott hat uns in der Firmung die Gnadenkraft des Hl. Geistes verliehen, um in allen Lagen die richtige zu treffen, um jedes Opfers fähig zu sein, die eine solche Entscheidung fordert? Freilich müssen wir um die Gnadenkraft des Hl. Geistes auch beten. Die Firmung darf nicht bloß ein schöner, unvergesslicher Tag in sorgloser Kindheit gewesen sein. Der Tag der Firmung muss in unserem Leben lebendig bleiben. ❑

KEINE OHRFEIGE FÜR PROTESTANTEN

Warum „DOMINUS IESUS“ auch für evangelische Christen nützlich sein kann

KLAUS BERGER

Kardinal Ratzinger hat gegen die correctness verstoßen. Der fast einhellige Aufschrei in der deutschen Medienlandschaft zeigt in der Tat, wo das wahre Heiligtum der Deutschen liegt. Die massiv ausgeprägte Einheitsmeinung geht genau dahin: Alle Konfessionen und alle Religionen sind gleich und gleichberechtigt. Das ist nichts anderes als die alte Stammtisch-Meinung „Wir glauben doch alle an denselben Gott“.

Wer anderes sagt, wird zum Feind aller. Denn eine Toleranz, die jedem sagt, er sei o.k., hat bei uns längst die Rolle der Religion eingenommen. Dass dieses nichts anderes ist als eine unglaublich reaktionäre und spießige Mentalität, zeigt sich schon darin, dass man gegen Ratzinger genau eben diesen Vorwurf erhebt. Denn am anderen entdeckt man die eigenen Fehler am sichersten. Wer sich aber die Mühe macht, Ratzingers Verlautbarung zu lesen, reibt sich verwundert die Augen.

Das Schreiben ist zunächst an Katholiken gerichtet und bekämpft Strömungen der neuesten katholischen Theologie. Doch auch für Protestanten könnte dieses Schreiben recht nützlich sein. Wer wie ich Lehrer des Neuen Testaments an einer protestantischen Fakultät ist, wird zunächst dankbar bestätigen, dass die Erklärung korrekt mit dem Neuen Testament umgeht. Denn der Missionsbefehl steht nun einmal im Neuen Testament. Haben denn die Propheten sinnlos gelebt und gestritten? Ist das jüdische Volk umsonst seinem Gott treu gewesen und hat es für diese Treue nicht Unsägliches gelitten? Wie können Christen gewissermaßen von sich aus Frieden mit anderen Göttern schließen?

Biblische Intoleranz

Wenige Tage nach der Konferenz für alle Religionen bei der UNO hat der Kardinal diese Speerspitze der wahrhaft biblischen Intoleranz bewahrt und beschützt vor allen, die das gerne verwässern möchten.

Diese Verwässerung nennt man liberale Religionstheorie. Demnach verehren alle Religionen dieselbe Gottheit, das Kriterium der Unterscheidung ist nur die Liebe. Es gibt viele Theologen, die meinen, jede Religion sei für ihre Mitglieder der Weg zum Heil, und bisweilen sind auch Äußerungen des Papstes von reformeifrigen und missionsmüden Katholiken in dieser Richtung verstanden worden. Aber nur Jesus Christus kann der Weg zum Heil sein, auch wenn man einer anderen Religion angehört. Über das Wie dieser Vermittlung müsse noch nachgedacht werden, sagt der Kardinal. Nicht nur an dieser Stelle weist er auf weiße Flecken in der theologischen Landkarte hin. Immer wieder betont er, dass Dialog und Mission sich nicht ausschließen. Und er ist darin weitaus offener als die Bibel im Ganzen, auch weitaus liberaler als konservative Protestanten.

Und was die Protestanten betrifft: Viele fordern, Rom müsse alle protestantischen Kirchen als solche anerkennen. Dann erst könne Frieden sein. So etwas zu fordern, hätte Martin Luther jedenfalls anfänglich völlig fern gelegen. Er wollte die Kirche reformieren, aber nicht spalten. Denn wenn die Kirche Leib Christi ist und anfangshaft das Reich Gottes darstellt, kann es unter allen Umständen nur eine Kirche geben. Ich weiß auch, dass das Neue Testament bisweilen von Kirchengemeinden im Plural redet. Aber mehrere Leiber Christi kann es nicht geben, auch nicht mehrere Bräute des Messias. Wie viele Theologen sagen es ausdrücklich: Alle Annäherung in Einzelaussagen bringt nichts, wir wollen als eigene Kirche anerkannt werden. Genau das aber ist vom katholischen Verständnis aus nicht möglich, denn Kirche ist der eine Leib Christi.

Hier setzt der Kardinal dann in einem Interview für die F.A.Z vom 22. September ein. Er zeigt auf, dass die Protestanten einen ganz anderen Kirchenbegriff haben und den katholischen Kirchenbegriff auch gar nicht teilen können und wollen. Daher ist das Lehrschreiben des Kardinals keine Ohrfeige für Protestanten, wie ein evangelischer Pfarrer mir sagte, sondern urteilt richtig. Diese Unterschiede im Kirchenverständnis beruhen auf Folgendem:

Für Luther ist Kirche da gegeben, wo Wort und Sakrament vollzogen wird. Das ist innerhalb der einen großen Kirche ganz recht. Nur jenseits der Grenzen der katholischen Kirche ist dieses in katholischen Augen nicht ausreichend, um Kirche zu begründen, da die Legitimität aller Vollzüge an das bischöfliche Amt gebunden ist. Kein Protestant kann im Ernst meinen, so zufällige historische Gebilde wie die “Nordelbische Kirche” könnten sich strukturell und funktional mit der katholischen Kirche vergleichen lassen. Das ist kein Werturteil, sondern Offenlegen einer tatsächlichen Verschiedenheit. Und jede Wahrheit fördert am Ende das Gespräch.

Vielleicht fehlt aber dies: Der Kardinal zitiert in seinem Schreiben ausdrücklich die Didache, eine Schrift aus dem 1. Jahrhundert nach Christus, in der das Eucharistiegebet so formuliert wird: „Sammle, Herr, deine Kirche aus allen Gegenden der Erde, dass sie eins werde in deinem Reich“ (9,4, Übers. Berger/Nord). Das heißt: Die Kirche wird noch gesammelt, sie ist als die eine Kirche noch im Werden. Sie ist schon da, wo immer eine Gruppe zeichenhaft für die Einheit der Christen steht und diese Sehnsucht offen hält. Es ist ähnlich wie mit der Messianität Jesu: Das Meiste steht noch aus. Und darum, eben um die Vollendung des Einsammelns der einen Kirche, kann und soll man beten, und deshalb ist gegenwärtig nicht Eiszeit oder Schluss mit Ökumene. Es kann nach dem Neuen Testament nur eine Kirche geben, das ist ganz klar. Aber diese größere Kirche ist im Werden. Und glaubwürdig ist nur der, der dieses Werden mit heißer Sehnsucht unterstützt. Dies ist der Maßstab.

Dazu gehört freilich auch, im Zweifel die Einheit über das Recht auf Verschiedenheit zu stellen. Und für einen Neutestamentler gibt es kaum Betrüblicheres in dieser Hinsicht als den nord- amerikanischen Sektenpluralismus.

Ein weiterer Punkt: Seit vierhundert Jahren wird dasselbe Spiel aufgeführt, das auch jetzt wieder unverdrossen fortgesetzt wird. Man behauptet einfach, Recht zu haben. Und wenn der andere dem nicht zustimmt, wird er bekriegt. Auch jetzt hat zum Beispiel niemand gesagt: Vielleicht ist ja etwas dran, wenn der Kardinal sagt, Protestanten müssten über den Kirchenbegriff nachdenken. 1929 hatte einst Otto Dibelius gefordert, das 20. Jahrhundert müsse evangelischerseits ein Jahrhundert der Kirche werden. Daraus ist fast nichts geworden, sieht man von Ansätzen zum Beispiel gerade bei Dietrich Bonhoeffer ab. Stattdessen beharrt man zum wiederholten Male einfach darauf, Recht zu haben und möchte den Katholiken schlicht zumuten, den protestantischen Kirchenbegriff zu übernehmen.

Es geht um die Kirche

Ratzingers Lehrschreiben ist in diesem Sinne als dringlicher Appell zu werten, sich darüber klar zu werden. Dasselbe gilt übrigens für die Forderung der Protestanten nach alsbaldiger Abendmahlsgemeinschaft. Oft höre ich: Wer diese Forderung ablehne, wie die katholischen Bischöfe, sei einfach böswillig, von gestern oder blind. Mit diesem einen hatten wir Deutschen schon immer die größten Schwierigkeiten: Mit der Phantasie, sich in den Standpunkt des anderen hineinzudenken. So allein kann das ökumenische Gespräch weitergehen, und das gilt für beide Seiten.

Dem Kardinal hat man schließlich vorgeworfen, er habe das Prinzip der „Einheit in der Mannigfaltigkeit" vergessen. Nun, dieses Prinzip ist urkatholisch. Wie schwierig es ist, dieses Prinzip innerhalb der katholischen Kirche umzusetzen, zeigen zum Beispiel sehr ernste Gespräche, die gerade über den Zusammenschluss der ehedem verfeindeten observanten Zisterzienser (Trappisten) und der „normalen" Zisterzienser geführt werden. Eine Aufgabe, die so hart ist, dass die Beteiligten sagen, eine etwaige Einigung könne vielleicht ein Muster für eine Ökumene sein.

Man kann im Lichte dieses Beispiels die ökumenische Frage auch wie folgt ansehen: In der Reformation hat der Augustinerorden Luthers sich gewissermaßen verselbstständigt; und die Augustiner sind in der Tat bis heute geradezu stolz darauf, dass Luther einer der ihren ist. Andere Orden waren und sind sehr verschieden. Jeder Orden hat seine Geschichte, Kultur und Theologie, seine Märtyrer und seine Lobby. Nur ist eben keiner im Besitz der ganzen Wahrheit. Ihr Nebeneinander unter dem einen Dach der katholischen Kirche könnte ein gutes Beispiel sein für Vielfalt in der Einheit.

Denn Niemand, auch der blindeste Kurienkardinal nicht, möchte den Lutheranern zumuten, vierhundert Jahre eigene christliche Tradition – und streckenweise eben auch Theologie – aufzugeben. Doch es muss eben andererseits auch die Einheit wirklich greifbar und praktikabel sein. Doch wirkliche Gegensätze, echte Widersprüche, darf es in der einen Kirche nicht geben. Aber eben wohl Unterschiede – so wie zwischen Augustinern und Trappisten, zwischen Jesuiten und Karmelitern. Ich kann Luther am besten verstehen als Vertreter eines besonderen katholischen Ordens.

Freilich verstößt ein Mensch gegen die correctness in Deutschland, der seinen Glauben für wahr hält und nicht dazu sagt, alles andere sei genauso wahr. Das aber kann nun gewiss nicht sein. Und viele, die nicht mehr den Durchblick haben, werden für diese Orientierung danken. Wer sich zum Eigenen bekennen kann, dürfte oder sollte auch genug Gelassenheit besitzen, sich in den Standpunkt anderer hineinzudenken. Genau diese Gelassenheit habe ich noch nicht gespürt, stattdessen jetzt immer wieder so etwas wie fünfzig Jahre lang unter zum Teil verlogenem oder oberflächlichem Ökumenismus aufgestaute Emotionen.

Wie soll es weitergehen? Der Kardinal hat klargestellt, dass die Aufgabe darin liegt, sich über Kirche zu verständigen. Da haben die meisten Protestanten praktisch und theologisch noch einen weiten Weg vor sich. Denn Luthers Rechtfertigungslehre ist auch im katholischen Sinne wahr und Katholiken haben davon viel gelernt. Doch – fast könnte man sagen: glücklicherweise – reicht das noch nicht aus, um darauf eine Kirche zu bauen. Wenn Ratzinger so oft von offenen Aufgaben für die katholische Theologie spricht, hier liegt eine für die Protestanten. ❑

KURZ NOTIERT

Neue Irritationen im orthodox-katholischen Dialog

Der jüngste ökumenische Dialog zwischen Vertretern des orthodoxen Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel und des Vatikan ist von deutlichen Irritationen geprägt gewesen. Das berichtete der Wiener griechisch-orthodoxe Metropolit Michael Staikos nach seiner Rückkehr aus Istanbul am 4. Dezember der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) in Wien. Auf orthodoxer Seite habe zunächst große Verstimmung hervorgerufen, dass von Rom als Diskussionsgrundlage eine „entschärfte" Version des Vatikan-Dokuments „Dominus Iesus" vorgelegt worden sei. In der französischen Übersetzung, die dem Patriarchat übermittelt wurde, seien umstrittene Passagen geglättet oder weggelassen worden.

Weitere Irritationen gebe es bezüglich der Frage der mit Rom „unierten" Ostkirchen, da der „Uniatismus" von manchen Vertretern der katholischen Kirche nach wie vor als Modell der Einheit zwischen orthodoxer und katholischer Kirche betrachtet werde, sagte Staikos. Die offizielle Dialog-Kommission sei bei ihrer Konferenz in Balamand 1993 übereingekommen, dass der „Uniatismus" kein Weg zur Überwindung der Kirchenspaltung sei. Bei den jetzigen Gesprächen in Istanbul sei man daher übereingekommen, zwei Unterkommissionen der offiziellen Dialogkommission zu bilden; eine werde sich mit dem Vatikan-Schreiben „Dominus Iesus" befassen, die andere mit der „Unierten"-Frage. *(KNA)*

HERBSTVOLLVERSAMMLUNG DES ZENTRALKOMITEES DER DEUTSCHEN KATHOLIKEN (ZDK)

Verfasste Kirche contra „Kommandokirche"

Streit um Donum Vitae beschäftigt das ZdK

Der innerkirchliche Streit um die Schwangerenberatung hat die zweitägige Herbstvollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) am 24. und 25. November 2000 dominiert. Im Vorjahr hatten sich 141 von 160 Delegierten in geheimer Wahl für die Vereinsziele ausgesprochen. In diesem Jahr lag den Delegierten ein Antrag vor, nach dem diese Erklärung des ZdK zur Unterstützung von Donum Vitae zurückgenommen werden sollte. Nach einer lebhaften Debatte beschloss das Laiengremium in Bonn mit mehr als 90 Prozent, den von katholischen Laien gegründeten Verein Donum Vitae auch weiterhin zu unterstützen. In der Deutschen Bischofskonferenz, die ab 2001 ihre Beratung mit neuem Konzept außerhalb des staatlichen Systems fortsetzen will, ist der 1999 gegründete Verein Donum Vitae dagegen umstritten.

Zuvor hatte ZdK-Präsident Hans Joachim Meyer erklärt, in dieser Frage „Gehorsam" zu fordern, sei „absurd" und widerspreche dem Kirchenverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils. Er warnte vor dem Konzept einer „Kommandokirche". Wer den „Grundsatz der Eigenverantwortlichkeit" der Laien leugne oder zerstöre, schließe Katholiken vom politischen Handeln aus. „Die Folgen wären katastrophal", so Meyer, der für seine Rede viel Beifall erhielt.

Der Präsident betonte erneut, Donum Vitae sei rechtlich und finanziell unabhängig und beanspruche nicht, „im Namen der Kirche" zu handeln. Dass eine Mehrheit der ZdK-Vollversammlung im November 1999 zur Unterstützung von Donum Vitae aufgerufen habe, mache den Verband nicht zu einer ZdK-Organisation und binde niemanden inner- und außerhalb des ZdK, „der diese Auffassung nicht teilt". Es sei höchste Zeit, dass Kränkungen und Demütigungen aufhörten und Frieden einkehre. Meyer nannte es „bedrückend", wie ein „Methodenstreit" den Katholizismus beschädige. Donum Vitae will mit eigenen Schwangerenkonfliktberatungsstellen im gesetzlichen Beratungssystem weiterarbeiten und auch künftig einen Schein ausstellen. Der Verein richtet nach eigenem Bekunden seine ergebnisoffene Beratung auf das Ziel aus, ungeborenes Leben zu schützen und schwangeren Frauen in Konfliktsituationen zu helfen.
(zum Thema Schwangern(konflikt)-beratung s.a. Beiträge S. 34 ff.)

Rechtsextremismus

Mit Blick auf rechtsextremistische Gewalttaten forderte Meyer, die Menschen müssten auf den Schutz des Staates vertrauen können. Erst dann sei es sinnvoll, Bürger zur Zivilcourage aufzurufen. Die Debatte über eine „multikulturelle Gesellschaft" und die „deutsche Leitkultur" bezeichnete Meyer als überfällig; beide Formulierungen dürften jedoch nicht als Kampfbegriffe missbraucht werden. Unter „Leitkultur" sei nicht zu verstehen, dass sich die deutsche Kultur gegen Fremdes abschließe. Der Begriff bedeute vielmehr, dass von jedem, der in Deutschland leben wolle, „erwartet werden kann", das Land, seine Sprache und Gewohnheiten zu kennen und sich dem verbunden zu fühlen. Meyer sprach sich für ein Zuwanderungskonzept aus, das nicht nur regele, „welche und wie viel Zuwanderung wir brauchen", sondern wie Integration zu gestalten sei. Integration könne nur im Rahmen des Grundgesetzes gelingen.

Zur so genannten Homo-Ehe erklärte der ZdK-Präsident, der verfassungsrechtliche Schutz von Ehe und Familie dürfe durch den Schutz anderer Lebenspartnerschaften nicht beeinträchtigt werden. Ehe und Familie seien in der Krise, da sie durch die Anforderungen der Wirtschaft „permanent überfordert" würden. Der Staat habe demgegenüber eine besondere Verantwortung. Den Rentenreformplänen der Bundesregierung attestierte Meyer eine „familien- und frauenpolitische Schieflage".

Meyer warnte außerdem vor einem „Machbarkeitswahn', in der Gentechnik. Die Vorstellung von einem wissenschaftlich und technologisch perfektionierten Menschen bringe Eltern unter den Druck einer „vorgeburtlichen Qualitätskontrolle". Sie beseitige außerdem alle ethischen Hemmungen, menschliches Leben als Ersatzteillager für die Vervollkommnung von Menschen zu nutzen.

Die Werbekampagne der Bischofskonferenz zur Fortführung der kirchlichen Schwangerenberatung wollte Meyer vor Journalisten nicht kommentieren. Die Vollversammlung habe sich aber einhellig für die Unterstützung aller Initiativen ausgesprochen, mit denen sich Bischöfe wie Laien „in Übereinstimmung mit ihrem Gewissen" für den Lebensschutz einsetzten. Das von vielen herbeigeredete und -gewünschte „Zerwürfnis" zwischen Bischofskonferenz und ZdK gebe es nicht. Das letzte Gespräch zwischen Bischöfen und Laienkomitee sei „vertrauensvoll und konstruktiv" verlaufen. „Wir wollen keinen Konflikt mit den Bischöfen", so Meyer. Das ZdK respektiere, wenn die Bischöfe in dieser Frage ihre Verbindung mit Rom an erste Stelle setzten.

ZdK wählt erstmals bündnisgrüne Politikerin

Erstmals wählte das ZdK eine bündnisgrüne Politikerin als so genannte Einzelpersönlichkeit hinzu. Christa Nickels, Parlamentarische Staatssekretärin bei der Bundesgesundheitsministerin und kirchenpolitische Sprecherin ihrer Bundestagsfraktion, erhielt 111 von 149 Stimmen. Nickels hatte schon einmal vor vier Jahren kandidiert, konnte damals aber nicht die notwendige

Stimmenzahl auf sich vereinen. Neu in das Gremium gewählt wurde auch der kürzlich in seinem Amt bestätigte Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Bernhard Jagoda.

Eine ausreichende Zahl von Stimmen erhielten auch der CSU-Fraktionsvorsitzende im bayerischen Landtag, Alois Glück, der kirchenpolitische Sprecher der Unions-Bundestagsfraktion, Hermann Kues, der ehemalige bayerische Kultusminister und Ex-ZdK-Präsident Hans Maier, der amtierende ZdK-Präsident und sächsische Wissenschaftsminister Meyer (CDU), die stellvertretende CDU-Bundesvorsitzende und ZdK-Vizepräsidentin Annette Schavan, der baden-württembergische Ministerpräsident Erwin Teufel (CDU), Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (SPD) sowie der thüringische Ministerpräsident Bernhard Vogel (CDU). – Das ZdK wählt alle vier Jahre 45 Vertreter aus Kultur, Politik, Gewerkschaften und Medien in das Laiengremium. Diesmal standen 80 Kandidaten zur Wahl.

Katholikentag 2004 soll in Ulm stattfinden

Wie Meyer ankündigte, soll der 95. Deutsche Katholikentag im Jahr 2004 in Ulm stattfinden. Gastgebende Diözese ist dann das Bistum Rottenburg-Stuttgart mit dem vor wenigen Wochen geweihten Bischof Gebhard Fürst. Das Katholikentreffen wird das erste nach dem Okumenischen Kirchentag 2003 in Berlin sein.

In einem Thesenpapier forderte das ZdK erneut die Aufhebung des Pflichtzölibats. Die „kirchenrechtlich zwingende Verbindung von Ehelosigkeit und Priesteramt“ solle überdacht werden. Das Fehlen von Priestern gefährde die Existenz vieler Gemeinden als sakramentale Gemeinschaften. ZdK-Vizepräsident Walter Bayerlein kritisierte, die Bischofskonferenz habe lediglich einmal mit öffentlicher Kritik reagiert, seit das ZdK diese Forderung 1994 erstmals erhoben habe. Danach sei in dieser „besonders in Deutschland wichtigen Frage“ nichts mehr passiert.

Weiter warnt das ZdK vor einer Isolierung und drohenden Uniformität kirchlicher Gemeinden. Die Pfarrgemeinden dürften sich nicht in einer „kleine Herde Bekennender“ einigeln. Sie müssten offen sein für „kirchenferne Milieus“, sozial Schwache und Menschen mit Lebensgeschichten, die nicht unbedingt kirchlichen Maßstäben entsprächen. Dem Slogan „Glaube ist Privatsache“ erteilte das Zentralkomitee eine eindeutige Absage. – Das Papier richtet sich an Verantwortliche in den Gemeinden.

Das Laiengremium forderte zudem mehr Mitbestimmung der Laien in kirchlichen Entscheidungen. Weiter stellte es eine „Entfremdung zwischen Teilen des Kirchenvolks und der Kirchenleitung“ fest. Der real in den Gemeinden gelebte Glaube und die Postulate der Kirchenleitung in dogmatischen und sittlichen Fragen lägen oft weit auseinander. Die Lebenserfahrungen der Gemeindemitglieder würden oft nicht genügend wahrgenommen. Außerdem müssten Pfarrgemeinden vor dem Hintergrund der Individualisierung zum Netz engerer persönlicher Kontakte werden. Statt institutioneller Betreuung durch die „kühl distanzierte Großinstitution“ Kirche müsse eine „unaufdringliche Begleitung“ durch Vertrauenspersonen in Zukunft Vorrang haben.

ZdK plant christlich-muslimische Zusammenarbeit

Weiter will das ZdK die praktische Zusammenarbeit zwischen Christen und Muslimen stärken. Bei Vielen sei die Aufgeschlossenheit gegenüber Fragen des alltäglichen Zusammenlebens in jüngster Zeit gewachsen, erklärte Gabriele Erpenbeck, Vorsitzende des im Juni gegründeten ZdK-Gesprächskreises „Christen und Muslime“, vor Journalisten. In die Arbeit sollten auch nicht-organisierte Muslime einbezogen werden. Der Arbeitskreis verstehe sich nicht als theologische Plattform, sondern wolle konkrete gesellschaftspolitische Probleme angehen, sagte Erpenbeck. Es gehe etwa um islamischen Religionsunterricht, die spezifischen Bedürfnisse von Muslimen im Gesundheitswesen oder interreligiöse Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Dem Kreis gehören neben Vertretern der kirchlichen Hilfswerke Misereor, Caritas und missio auch der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime in Deutschland, Nadeem Elyas, und Turgut Öker von der Föderation der Aleviten Gemeinden in Deutschland an. *(KNA)*

Für den Schutz des ungeborenen menschlichen Lebens

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) hat sich stets für den unbedingten Schutz des menschlichen Leben auch vor der Geburt eingesetzt und wird dies auch in Zukunft tun. Das ist die Konsequenz unserer Glaubensüberzeugung, dass alles menschliche Leben von seiner Zeugung an Personenwert hat und von Gott gewollt ist. Wir wissen uns in dieser Haltung eins mit der ganzen Kirche und allen katholischen Christen.

In der Gesellschaft der Gegenwart ist das Lebensrecht der Kinder im Mutterleib in vielfältiger Weise bedroht. Das ZdK ruft daher alle katholischen Christen auf, sich jederzeit für den Schutz des ungeborenen menschlichen Lebens einzusetzen und alles zu tun, was sie vor ihrem Gewissen verantworten können, um Frauen, die ein Kind erwarten und sich in einer Konfliktsituation befinden, zu raten und zu helfen und so das Leben von Kindern zu retten.

Für ihren Einsatz zum Schutz des Lebens dankt die Vollversammlung des ZdK den Beraterinnen, den katholischen Verbänden, unseren Bischöfen und allen katholischen Laien, die sich nach ihrem Gewissen auf diesem Gebiet engagieren.“

Beschluss der Vollversammlung des ZdK am 24. November 2000

ZDK THESENPAPIER

„Die Gemeinde von heute auf dem Weg in die Kirche der Zukunft"

Um die Zukunft der Gemeinde, insbesondere der Territorialgemeinde, geht es in einem Thesenpapier des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), das am Samstag, dem 25. November 2000, von der Vollversammlung verabschiedet wurde.

Im Kern geht es dem ZdK darum, die Territorialgemeinde so zu erneuern, dass sie als Ort erlebbarer Glaubensgemeinschaft in räumlicher Nähe, als Ort kontinuierlicher Quelle des eigenen Glaubens, praktisch geübter Solidarität und politischer Verantwortung lebendig wird und bleibt.

Das Thesenpapier, das vom Ständigen Arbeitskreis Pastorale Grundfragen unter Leitung des ZdK-Vizepräsidenten, Dr. Walter Bayerlein, erarbeitet wurde, richtet sich in erster Linie an alle, die sich vor Ort für die Zukunft der Gemeinde verantwortlich fühlen, an Pfarrgemeinderäte, Verbände, Priester, Diakone, Pastoralreferenten, aber auch an die Bistumsleitungen. „Sie sollen", so Bayerlein in seiner Einführung wörtlich, „den Text zum Anlass für weiterführende Gespräche nehmen über den an ihrem Ort begehbaren Weg für die Zukunft gerade ihrer Gemeinden oder ihrer Gremien".

In seiner Situationsanalyse schildert das Thesenpapier die Gemeinde zwischen Gefährdungen und Chancen, auf der Suche nach ihrem Bild von der Kirche, auf der Suche nach dem richtigen Weg für das Miteinander von Amt und Laien in häufigen Differenzen zwischen real gelebtem Glauben und den Postulaten der Kirchenleitung.

In acht Thesen zeigt das ZdK die Richtung in die nach seiner Auffassung der Weg führen muss. Grundtenor ist die Aufforderung zu mehr Offenheit der Gemeinde nach innen und außen und für mögliche strukturelle Veränderungen.

Die acht Thesen, die jeweils durch einen zehn- bis zwanzigzeiligen Text erläutert werden lauten:

1. Öffnen der Gemeinden – wider die Gefahr der Milieuverengung
2. Raum für Lebensgeschichte und Biografie aus der Kraft des Glaubens – wider einen umfassenden Regelungsanspruch
3. Vielfalt der Gruppen als Chance – wider den Zwang zu gemeindlicher Uniformität
4. Gemeinden als Orte öffentlich wirksamen Gottesglaubens – wider einen religiösen Rückzug ins Private
5. Gemeinden in der Mitverantwortung und Mitentscheidung aller – wider eine Missachtung der Kompetenz des ganzen Gottesvolkes
6. Heraus aus den Verlegenheitslösungen wegen des Priestermangels – wider die Gefährdung der sakramentalen Mitte der Gemeinde
7. Zukunft gewinnen durch die Kompetenz lernender Gemeinden – wider die Fixierung auf den Status quo
8. Den Auftrag zur Überwindung der Spaltung leben – wider konfessionelles Kirchturmsdenken

*(Das Thesenpapier kann auf der Internetseite „**www.zdk.de**" im „**Archiv**" als Datei „**gemeinde.pdf**" abgerufen werden.)* ❑

Ökumenischer Kirchentag im Jahr 2003 in Berlin

Der Ökumenische Kirchentag 2003 soll nach Absicht seiner Veranstalter „ein herausragender Ort des gemeinsamen Zeugnisses" werden. Das vom 28. Mai bis 1. Juli geplante Großereignis solle „sich den brennenden Fragen unserer Zeit und unserer Gesellschaft ausdrücklich zuwenden", sagte der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Hans-Joachim Meyer, am 1. Dezember vor Journalisten in Berlin vor Beginn der konstituierenden Sitzung des Gemeinsamen Präsidiums des Kirchentages. Die Präsidentin des Deutschen Evangelischen Kirchentags (DEKT), Elisabeth Raiser, bezeichnete den Ökumenischen Kirchentag als „ein von vielen Menschen lang erwartetes Projekt"; er sei das „natürliche Ergebnis" einer 40-jährigen ökumenischen Annäherung. Meyer und Raiser werden beide die Präsidentschaft des Kirchentags übernehmen. Das Treffen, zu dem rund 100.000 Teilnehmer erwartet werden, wird von ZdK und DEKT sowie den gastgebenden Ortskirchen gemeinsam veranstaltet.

Meyer und Raiser warnten davor, das Gelingen des Kirchentags daran zu messen, ob ein gemeinsames Abendmahl möglich werde. Wörtlich sagte Meyer: „Wir hoffen auf das gemeinsame Abendmahl als ein Zeichen der christlichen Einheit. Darum können wir als katholische Christen diesen entscheidenden Schritt auch nur in Einheit mit der ganzen katholischen Kirche gehen." Für diese stehe die Abendmahlsgemeinschaft in einem unlösbaren Zusammenhang mit der Kirchengemeinschaft. Raiser betonte, die von beiden Präsidien und den gastgebenden Kirchen geäußerte Hoffnung auf ein gemeinsames

Das (bisher) offizielle Logo des Ökumenischen Kirchentages 2003 fügt das Emblem der Evangelischen Kirchentage (l.) mit dem Signet des ZdK (r.) zusammen. Auf den deutlichen, senkrechten Trennstrich zwischen den Zeichen wird man hoffentlich noch verzichten.

Abendmahl solle „auf keinen Fall" zurückgenommen werden, doch „wollen wir aus Respekt vor unseren katholischen Partnern keine falschen Erwartungen wecken". Im Blick auf den Schlussgottesdienst unterstrich Raiser, die Feier des Abendmahls dürfe nicht zum Mittel von Protesten gegen Kirchenleitungen gemacht werden. Eine gemischte Kommission sei beauftragt worden, liturgische Vorschläge für den Schlussgottesdienst und andere Feiern auszuarbeiten.

„Nicht auf Abendmahlsfrage fixieren"

Der Erzbischof von Berlin, Kardinal Georg Sterzinsky, und der Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, Wolfgang Huber, betonten ebenfalls, ein ökumenisches Abendmahl könne nur eine Feier sein, „zu der beide Seiten ja sagen". Zugleich warnten sie davor, sich beim Kirchentag allein auf diese Frage zu fixieren. Die gemeinsamen Aussagen beider Konfessionen zu gesellschaftlichen Problemen, etwa zur Situation der Ausländer in Deutschland oder zum Schutz des Lebens, dürften nicht an den Rand gedrängt werden. Dabei gehe es nicht um eine Ansammlung von Einzelthemen, sondern „um die Rückbindung dieser Themen an die Botschaft des Evangeliums", so Huber.

Inhaltliches Konzept

Mit der konstituierenden Sitzung kann jetzt die organisatorische Vorbereitung des Kirchentags beginnen. Neben dem Gemeinsamen Präsidium, in dem auch fünf von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen entsandte Gäste sitzen, gibt es einen Gemeinsamen Vorstand, einen Stab aus Mitarbeitern von ZdK und DEKT sowie Vorbereitungsgruppen für Programm- und andere Fragen, alle paritätisch besetzt. Ihnen wird es obliegen, ein inhaltliches Konzept zu entwickeln, wie das „gemeinsame Zeugnis" der Öffentlichkeit vermittelt werden soll. An Themen, zu denen sich der Kirchentag äußern kann, besteht kein Mangel, wie aus den Eingangsstatements deutlich wurde. Europa, Migration, plurale Gesellschaft, Kultur der Gewaltfreiheit, Schutz des Lebens – diese Stichworte werden auf jeden Fall vorkommen. Dabei sei es vor allem geboten, „klar zu sagen, warum wir als Christen in bioethischen, in sozialethischen und in friedensethischen Fragen bestimmte Wertpositionen vertreten", erklärte Meyer. Fast poetisch formulierte Huber seinen Wunsch für den Ökumenischen Kirchentag: „Dass über dieser Stadt der Himmel sich weitet."

(KNA 02.12.2000)

„Weitflächiges Ende des Christentums droht"

Tagung zur geistig-religiösen Situation in Deutschland

BARBARA JUST (KNA-REDAKTEURIN)

Ob Münchner Liebfrauenkirche oder Kölner Dom – als Wahrzeichen künden diese und andere Gotteshäuser von einer Verbundenheit der Deutschen mit ihren Kirchen. Doch was einst selbstverständlich war, gerät mehr und mehr in die Krise. Mit Blick auf Ostdeutschland wird vom „Supergau" der Kirchen gesprochen. Die „Shell-Studie 2000" offenbarte, dass mehr als 80 Prozent der jungen Leute im Osten konfessionslos sind. Die Katholische Akademie in Bayern beschäftigte sich vor diesem Hintergrund Ende November in München mit der geistig-religiösen Situation in Deutschland.

Eberhard Tiefensee, Professor für Philosophie an der Theologischen Fakultät Erfurt, prognostizierte für bestimmte Regionen in Ostdeutschland ein „weitflächiges Ende des Christentums". Auch wenn nach dem Scheitern der marxistisch-leninistischen Weltanschauung in der früheren DDR „Sinn-Vakuum" und Orientierungskrise befürchtet worden seien, habe sich nichts dergleichen ereignet. Vielmehr hätten die Menschen die Dinge genommen, „wie sie nun einmal sind" und sich arrangiert.

Eine Antwort auf tief greifende Sinnfragen werde weder im Alltag noch in extremen Lebenslagen von ihnen erwartet. Es habe sich das unbekannte Wesen des „homo areligiosus" entwickelt, das „weitgehend ein Rätsel ist", so der Theologe. Dagegen müsse die westdeutsche Entkirchlichung als Ergebnis einer Emanzipationsbewegung verstanden werden. Denn dass die Kirchendistanz nicht zwangsläufig zur Areligiosität führe, zeige die starke Gruppe derjenigen, die sich weiterhin als an Gott Glaubende oder sogar als Christen definierten und es als Beleidigung empfänden, wenn ihnen das Gegenteil unterstellt werde.

Die religiös-kirchliche Lage in Deutschland sei auch zehn Jahre nach der Wiedervereinigung nicht einheitlich, sagte Karl Gabriel, Professor für Christliche Sozialwissenschaften an der Universität Münster. Noch immer stünden sich zwei Religionssysteme gegenüber. Am schärfsten komme die Differenz mit Blick auf die Konfessionslosigkeit zum Ausdruck. Machten nach Umfragen aus dem Jahr 1998 die Konfessionslosen im Westen eine Minderheit von 14 Prozent aus, so bildeten sie im Osten mit knapp 70 Prozent eine deutliche Mehrheit. Ihre Zahl insgesamt weise die höchsten Zuwachsraten auf.

Rein statistisch bewege sich Gesamtdeutschland auf eine Drittelparität zwischen Protestanten, Katholiken und Konfessionslosen zu, stellte Gabriel fest. Hinsichtlich der religiös-kirchlichen Praxis ergebe sich ein Bild, wonach im Westen mit Taufe und Formen des Gebets mehr als zwei Drittel der Bevölkerung zumindest schwach in die kirchlichen Gepflogenheiten integriert seien. Am regelmäßigen Gottesdienst nehme allerdings nur ein Fünftel teil.

Eine entscheidende Ursache der Areligiosität im Osten ist für Tiefensee der Verlust der religiösen Sprache. Gefühle und Erlebnisse, für die Menschen die Worte fehlten, verflachten relativ rasch. Um solche Erlebnisse sprachlich umsetzen zu können, bräuchten vor allem Kinder und Jugendliche eine Sprache mit Bildern und Metaphern. Tiefensee wies darauf hin, dass der Dompfarrer in Erfurt für konfessionslose Jugendliche eine Art Ersatzfeier für die übliche Jugendweihe gefunden habe. ❑

SCHWANGEREN-(KONFLIKT)-BERATUNG IN DEUTSCHLAND:

Der lange Weg aus der Beratungsfalle

Ein Buch, das betroffen macht: Über Ursachen und Verlauf des Konflikts um die Schwangerenberatung hat Manfred Spieker eine umfassende Analyse vorgelegt

CARL HERMANN SCHMITT

Über Jahre hat man heftig darüber gestritten, ob die katholische Kirche – wie es der Staat verlangt – Bescheinigungen über Schwangerschaftskonfliktberatungen ausstellen soll, die zugleich als Voraussetzung für Abtreibungen dienen können. Dieser Streit treibt zwar keine breiten Schichten des Kirchenvolkes um, dafür aber umso mehr Kreise, die sich als dessen Avantgarde verstehen. ...

Die eigentlichen Gründe des Streits wieder freigelegt

Bei der Diskussion gerät allerdings immer mehr aus dem Blick, was die eigentlichen Ursachen des Konflikts sind, welche lange, bis zum Anfang der siebziger Jahre zurückreichende Vorgeschichte er hat und dass es der deutsche Gesetzgeber war, der die Kirche mit ihrer dem Schutz des ungeborenen Lebens verpflichtenden Beratung in Zusammenhänge gebracht hat, die für sie und ihr Zeugnis unerträglich sein müssen. Dies wieder ins Bewusstsein zu rücken oder überhaupt erst bekanntzumachen, unternimmt ein Buch, das jetzt unter dem Titel „Kirche und Abtreibung in Deutschland“ im Schöningh-Verlag Paderborn erschienen ist. Sein Autor ist der Professor für Christliche Sozialwissenschaften an der Universität Osnabrück, Manfred Spieker. Das Buch beruht auf einer breiten Quellengrundlage und enthält eine Fülle von Fakten, Daten und Namen. Es informiert über die Lehre der Kirche zur Abtreibung und über ihre Einrichtungen zur Beratung schwangerer Frauen, über die historischen und juristischen Zusammenhänge, in denen die Regelungen zum Schwangerschaftsabbruch zu sehen sind, und über Einwände gegen den Beratungsschein in der Moral- und Pastoraltheologie, in der Rechtswissenschaft, Sozialethik und Philosophie. Sehr ausführlich wird schließlich dargestellt, wie es in der Kirche zum Konflikt über den richtigen Weg in der Schwangerschaftsberatung kommen konnte, wer die treibenden Kräfte in ihnen sind und welche Auswirkungen er auf das Leben in der Kirche und das Verhältnis zwischen Kirche und Staat hat. Der Autor verhehlt nicht, wo seine Position in diesem Konflikt ist: auf Seiten des Papstes, der es mit ebenso großer Geduld wie Entschiedenheit unternommen hat, die Kirche aus der ihr vom Staat gestellten Falle zu befreien.

Die öffentliche Diskussion um die Abtreibungsproblematik und die mehrfachen Versuche des Deutschen Bundestages zu ihrer gesetzlichen Regelung werden in dem Buch bis in die siebziger Jahre zurückverfolgt. Dabei wird auch die Position der Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken ausführlich behandelt. Ein Rückblick auf die Rechtslage in der ehemaligen DDR wie auf das Tauziehen um die strafrechtliche Regelung des Schwangerschaftsabbruchs bei der Aushandlung des Einigungsvertrages schließt sich an. Dieses Tauziehen führte bekanntlich dazu, dass die wesentlichen Bestimmungen der DDR-Fristenregelung in den neuen Bundesländern bis Ende 1992 fortgalten, obwohl sie, an den Maßstäben gemessen, die das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil von 1975 gegen die westdeutsche Fristenregelung gesetzt hatte, eindeutig verfassungswidrig waren.

Zum Teil dramatische Züge nahm seit 1990 das Ringen um ein neues, gesamtdeutsches Abtreibungsstrafrecht an. Es führte über eine erneut beschlossene „nicht rechtswidrige“ Fristenregelung mit Beratungspflicht, die vor allem von der großen Mehrheit der SPD und FDP durchgesetzt wurde, der sich aber auch 32 CDU-Abgeordnete meinten anschließen zu müssen, und über das Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1993, mit dem wesentliche Teile dieses Gesetzes als verfassungswidrig verworfen wurden, schließlich zum Schwangeren- und Familienhilfeänderungsgesetz von 1995. Mit ihm wurde eine Fristenregelung mit Beratungspflicht eingeführt. Nach ihr gilt zwar eine Abtreibung als „rechtswidrig“, aber innerhalb einer Frist von zwölf Wochen doch als erlaubt, wenn nur die Schwangere durch eine Bescheinigung nachweist, dass sie sich hat beraten lassen. Damit hatte der Gesetzgeber den Beratungsschein zu einer entscheidenden Voraussetzung dafür gemacht, dass Ärzte und Krankenhäuser rechtswidrige Abtreibungen straffrei vornehmen können.

Mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts und dem nach seinen Vorgaben verabschiedeten Gesetz trat ein Paradigmenwechsel im Strafrecht ein. Für ihn steht der höchst missverständliche, aber dem Zeitgeist sehr entgegenkommende Slogan „Helfen statt Strafen“.

Den Apologien des Konzepts den Boden entzogen

Spieker analysiert die so genannte Beratungsregelung und weist in diesem Zusammenhang auf ein weiteres, gerade erst zwei Jahre altes Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Bayerischen Schwangerenhilfeergänzungsgesetz hin. Mit ihm wird allen Apologien des Beratungskonzepts, die immer noch davon ausgehen, dass es nach dem Gesetz gar nicht auf den Schein, sondern nur auf die vorangehende Beratung ankomme, der Boden entzogen. Das Gericht entschied nämlich, dass die Schwangere auch dann einen Rechtsanspruch auf einen Beratungsschein hat, wenn „sie die Gründe, die sie zum Schwangerschaftsabbruch bewegen, nicht genannt“, also eine Beratung im eigentlichen Sinne abgelehnt hat, und es bekräftigte, dass das Bundesgesetz von dem Bestreben

geleitet sei, „in der Konfliktberatung und beim Arzt gleichermaßen keinen Zwang zur Offenlegung einzuführen". Damit wurde noch einmal deutlich unterstrichen, dass das geltende Gesetz in letzter Konsequenz trotz aller guten Formulierungen zum Beratungsziel nicht dem Schutz ungeborener Kinder, sondern dem Abtreibungsbegehren schwangerer Frauen und ihres Umfeldes dient. Bei dieser Sachlage von einer „weltweit singulären Regelung" zum Schutz ungeborener Kinder zu sprechen, wirkt sehr überzogen.

Wie sich die Bischofskonferenz und das Zentralkomitee mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1993 und dem neuen Gesetz auseinandergesetzt haben, legt der Autor an Hand zahlreicher veröffentlichter und bislang auch weniger bekannter Quellen dar. Dabei zeigen sich bereits Tendenzen, die später im Konflikt mit Rom eine Rolle spielen sollen, und andererseits wird deutlich, wie sich etwa im Zentralkomitee die anfänglich sehr kritische Einschätzung des Gesetzes gegen Ende der neunziger Jahre zu wandeln begann.

Mit besonderer Spannung, aber auch wachsender Betroffenheit liest man das Kapitel über die deutschen Bischöfe und Rom. Spieker widmet ihm fünfzig Seiten seines Buches, auf denen er insbesondere die Entwicklung dieses Verhältnisses in den Jahren 1995 bis 1999 nachzeichnet. Er berichtet auf einer breiten Quellengrundlage, zu der auch bisher unveröffentlichte Briefe, Protokolle und Memoranden gehören, unter anderem über die Diskussionen und Beschlüsse in der Deutschen Bischofskonferenz, mit denen diese vom Papst seit 1995 in nicht weniger als fünf Briefen erbetene Entscheidungen bei der „Neudefinition der kirchlichen Beratungstätigkeit" immer wieder vertagt oder in einer Weise getroffen hat, die sichtlich zum Scheitern verurteilt war. Zäh hielten viele Bischöfe und allen voran der Vorsitzende ihrer Konferenz gegen die Auffassung des Papstes an einer Interpretation des gesetzlichen Beratungskonzepts fest, die dieses vor allem als Lebensschutzkonzept begreifen wollte. Dies geschah nicht zuletzt unter dem Druck einflussreicher Kreise aus der Laienarbeit und von Politikern, die in der leidigen Abtreibungsfrage Ruhe und die Kirche unbedingt im Boot der Gesetzesbefürworter haben wollten. Mit ihrem „entschiedenen" Einerseits und Andererseits haben sich die Bischöfe nicht nur in einen Zustand der Selbstlähmung manövriert, sondern auch zur Desorientierung unter Priestern und Laien beigetragen.

In dem Buch kann man den Brief des Kardinalstaatssekretärs Sodano lesen, den dieser am 20. Oktober 1999 an jene Bischöfe gerichtet hat, die gegen die letzte päpstliche Weisung vom September 1999, auf den Beratungsschein zu verzichten, nochmals Bedenken erhoben hatten. Es bleibt unerklärlich, warum dieser Brief, der die ganze Diskussion umfassend, klar und logisch zusammenfasst, erst am 1. Juli 2000 durch die Tageszeitung „Die Welt" ins Internet gestellt und wenige Tage danach in der Zeitung „Die Tagespost" bekanntgemacht werden konnte. Eine sofortige Veröffentlichung in kirchlichen Medien hätte dazu beitragen können, unnötigen Spekulationen und antirömischen Agitationen den Boden zu entziehen. Wenn sich der falsche Eindruck festsetzen und verstärken konnte, die katholische Kirche steige aus der Beratung und Hilfe für Schwangere aus, dann hatte das nicht zuletzt seinen Grund in dem langen Lavieren der Bischöfe und in ihrem bisweilen beredten Schweigen, mit dem sie unqualifizierte Vorwürfe in der Kirche, auch in der Kirchenpresse, und in der Öffentlichkeit hinnahmen.

Neben den Aktivitäten der Lebensrechtsbewegung und den Reaktionen aus dem evangelischen Bereich und den Medien auf die Vorgänge in der katholischen Kirche behandelt der Autor vor allem die Rolle des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Was er mit vielen Belegen über sie zu berichten weiß, gibt sehr zu denken. Seit 1997 zeigte sich, dass das Zentralkomitee anders als in früheren Jahren immer weniger auf die Schwächen und Mängel des geltenden Gesetzes und darauf hinwies, dass es sich „nicht mit ihm abfinden" werde, sondern begann, das so genannte Beratungskonzept dieses Gesetzes gegen den Papst zu verteidigen. Die Tonart, in der das geschah, wurde immer gereizter und polemischer, bisweilen nahm sie auch komische Züge an. So wurde zum Beispiel Bischof Lehmann 1998 allen Ernstes öffentlich zugemutet, sich beim Heiligen Vater dafür einzusetzen, dass der Präfekt der Glaubenskongregation „weitere Versuche, in der Frage der kirchlichen Beteiligung an der Schwangerschaftskonfliktberatung Druck auszuüben, künftig unterlässt". Im Juni 1999 wurde dem Heiligen Vater nichts weniger als unerträgliche Dialogverweigerung vorgeworfen, im September schließlich Bischöfen und Laien, die für einen Umstieg in der Beratung eintraten, attestiert, dass ihre Entscheidung „das Leben ungeborener Kinder preisgibt und als unterlassene Hilfeleistung zutiefst unsittlich ist". Neben solchen polemischen Ausfällen stand immer wieder die Klage über fundamentalistische Kreise, ..., die sich mit „lautstarker Aggressivität" in den Vordergrund drängten und das partnerschaftliche Verhältnis zwischen Kirche und Staat zerstören wollten. Das eine wie das andere verriet deutliche Züge einer wachsenden Bunkermentalität.

Einen besonderen Höhepunkt erreichte diese „Fortentwicklung" des Zentralkomitees im Herbst 1999 mit der Gründung des schon über längere Zeit hin in seinem Generalsekretariat vorbereiteten Vereins „Donum Vitae", der gegen die Entscheidung des Papstes und der Bischöfe weiterhin eine „katholische" Präsenz in der gesetzlichen Schwangerschaftskonfliktberatung mit Ausstellung des Scheines aufrecht erhalten will. Er versteht sich als „Markenzeichen eines weltoffenen Katholizismus" und reklamiert für sich trotz seiner bürgerlich rechtlichen Verfasstheit „kirchliche Qualität". Das Buch schildert ausführlich die bisherige Entwicklung dieses Vereins und seine engen Verknüpfungen mit dem Zentralkomitee. Man erfährt etwas über die unterschiedlichen Stellungnahmen der Kanonisten zu dieser Gründung und über die Debatte in der Vollversammlung des Zentralkomitees vom November 1999, in der zahlreiche kritische Fragen gestellt wurden.

Kirche möglichst störungsfrei in ein Schema einpassen

Zu Recht macht der Autor darauf aufmerksam, dass die Laienarbeit in Deutschland, soweit sie sich in den Personen des Zentralkomitees darstellt, mit der Unterstützung von „Donum Vitae", die gerade jetzt noch einmal eindrucksvoll bestätigt worden ist, an einer Wendemarke ihrer Geschichte angelangt ist. Wenn der Präsident des Zentralkomitees mit der allzu durchsichtigen Konstruktion, es handle sich bei der Parteinahme für „Donum Vitae" um eine politische und staatsbürgerliche Entscheidung, die Aufforderung zum Gehorsam gegenüber einer lehramtlichen Feststellung des Papstes zurückweist, dann begibt er sich auf einen gefährlichen Weg. Wie er weitergeht und wo er endet, wird man sehen. Dass sich diese Art von kirchlicher Emanzipation inzwischen auch des Beifalls von Politikern erfreut, die sich bisher weder für die zentralen Anliegen der deutschen Katholiken, noch für den Lebensschutz ungeborener Kinder sonderlich engagiert haben, muss aufhorchen lassen.

Gegenwärtig in Deutschland eine Untersuchung zum Thema Kirche und Abtreibung vorzulegen, gehört – wie der Autor selbstironisch schreibt – „zu jenen wenig angenehmen Dingen, von denen man heute zu sagen pflegt, sie seien nicht vergnügungssteuerpflichtig". Das Buch von Spieker wird viele betroffen machen und bei nicht wenigen Empörung auslösen, deckt es doch ein Versagen des deutschen Katholizismus in einer für Kirche und Gesellschaft zentralen Frage auf und stellt einen Angriff auf die gerade bei Politikern vorhandene Neigung dar, die Kirche möglichst störungsfrei in ein von ihnen vorgegebenes Schema einzupassen. Man kann es totzuschweigen oder nach bewährtem Muster als „fundamentalistische Abrechnung" zu disqualifizieren versuchen. Die kritischen Fragen, die es aufwirft, kann man damit nicht erledigen. Wer das Buch nicht für einen Beitrag zur Versöhnung im gegenwärtig gespaltenen Katholizismus hält, möge bedenken, dass vor aller Versöhnung die umfassende Offenlegung des Konflikts stehen muss. Ihr dient Spiekers Buch, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist.

- *Manfred Spieker: Kirche und Abtreibung in Deutschland. Ursachen und Verlauf eines Konflikts. 260 Seiten, kart. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2000.*

(Beitrag mit geringen Kürzungen aus: Die Tagespost Nr. 144 / 02.12.2000)

Juristen fordern Überprüfung der Abtreibungsgesetze

In einer Erklärung zum fünften Jahrestag des Inkrafttretens der in Deutschland geltenden Vorschriften zum „Schwangerschaftsabbruch" am 1. Oktober hat die Juristen-Vereinigung Lebensrecht e.V. (Köln) die Ansicht vertreten, dass das dem Gesetzgeber vorgegebene Ziel eines besseren Schutzes vorgeburtlichen Lebens weit verfehlt worden sei. Die erhoffte Verminderung der Gesamtzahl der Abtreibungen sei ausgeblieben. Niemand behaupte ernsthaft das Gegenteil.

Angesichts des statistisch erwiesenen Misserfolgs „darf der Gesetzgeber die ihm obliegende Beobachtungs- und Nachbesserungspflicht nicht länger ignorieren, wenn er den Eindruck vermeiden will, es gehe ihm gar nicht mehr um eine Verbesserung des Lebensschutzes, sondern nur noch um die Verteidigung eines gesellschaftlichen Kompromisses als Selbstzweck".

Die geltenden Gesetze hätten zu einem Verfall des Rechtsbewusstseins geführt, von dessen Erhaltung und Stärkung das BVerfG jedoch die Schutzeignung des „Beratungskonzepts" abhängig gesehen habe. Die Abtreibung nach bescheinigter Beratung werde inzwischen weitgehend nicht lediglich für straffrei, sondern für erlaubt gehalten.

Bei der vom Gesetz inzwischen ermöglichten Abtreibung mit Mifegyne verkürze sich die Überlegungsfrist für die Schwangere auf wenige Tage. Es erscheine illusorisch, dass eine oft genug unter dem Druck eines verantwortungslosen Umfelds stehende Schwangere in einer derart kurzen Frist noch zum Austragen des Kindes bewogen werden kann. Zu Recht habe deshalb der Verfassungsrechtler Christian Starck festgestellt: „Da der Gesetzgeber die Voraussetzungen für die Zulassung von Mifegyne geschaffen hat, hat er selbst die Schutzwirkung des Beratungsmodells für das ungeborene Leben aufgehoben. Damit ist die deutsche Abtreibungsgesetzgebung als Ganze verfassungswidrig geworden." Genauer besehen habe sie schon bisher mit der Verfassung nicht im Einklang gestanden.

Die weite Fassung der medizinischen Indikation ermögliche es, ungeborene Kinder auch in embryopathisch begründeten Fällen ohne zeitliche Begrenzung „nicht rechtswidrig" zu töten. Dies führe zu dem unglaublichen Skandal, dass in Deutschland jährlich etwa 800 Ungeborene wegen mehr oder weniger schwerwiegender Behinderungen selbst noch nach Erreichen der selbständigen Lebensfähigkeit abgetrieben würden, manche dabei den Eingriff überlebten und dann unversorgt liegen gelassen würden.

Dass die aufgezeigten offenkundigen Mängel der geltenden Abtreibungsgesetze nicht längst eine ernsthafte Auseinandersetzung ausgelöst haben, lasse sich nur mit einer verbreiteten Gleichgültigkeit gegenüber dem Schutz ungeborener Kinder erklären. Dies könne den Gesetzgeber jedoch von seinen verfassungsrechtlichen Verpflichtungen nicht entbinden.

„Die Juristen-Vereinigung Lebensrecht appelliert an den Deutschen Bundestag, seine Beobachtungs- und Nachbesserungspflicht endlich ernst zu nehmen, eine zu bildende Enquete-Kommission damit zu beauftragen, den Gründen für die Schutzuntauglichkeit der geltenden Gesetze zum Schwangerschaftsabbruch nachzugehen und auf der Grundlage der gewonnenen Erkenntnisse die erforderliche Neuregelung in Angriff zu nehmen."

(Aus: Lebensforum. Zeitschrift der Aktion Lebensrecht für Alle e.V. (ALfA) Nr. 55/2000, S. 13)

Das „Armenhaus Europas" braucht Hilfe und Konzepte

Die katholischen Bischöfe sorgen sich um den Weiterbestand der Kirche in Bosnien

FRANZ HUMMER

Der Umsturz in Belgrad hat die Karten im Raum des ehemaligen Tito-Jugoslawien neu gemischt, das innerhalb von zehn Jahren durch den „Weitblick" der inländischen und internationalen Politiker zum „Armenhaus Europas" degradiert worden ist. Insbesondere im politischen Establishment Bosniens besteht die Sorge, dass jetzt – da ein neuer Mitbewerber um die Wohlstandsbrosamen der „internationalen Gemeinschaft" in Erscheinung tritt – die westlichen Subsidien nicht mehr so reichlich fließen könnten wie bisher. Das wurde schon bei einer „Pro Europa"-Journalistenreise spürbar, die unmittelbar in den kritischen Tagen von Belgrad nach der Wahl von Vojislav Kostunica stattfand.

Rasant fortschreitende Islamisierung der Region

Mit wesentlich hautnäheren Sorgen sehen sich die katholischen Bischöfe Bosniens – mit dem dynamischen Erzbischof von Sarajevo, Kardinal Vinko Puljic, an der Spitze – konfrontiert. Für sie geht es um das Überleben der katholischen Gemeinschaft in dieser Region. Mit großer Sorge beobachten Bischöfe und Priester die Auswanderungsbewegung der Katholiken, aber auch die rasant fortschreitende Islamisierung. Im Mittelpunkt des Geldflusses und der strategischen Planung steht das in Interessengemeinschaft mit Washington handelnde Saudiarabien mit seiner wahabitischen Staatsdoktrin. Für den Kanton Sarajevo allein macht Kardinal Puljic nicht weniger als 46 neue Moscheen aus, für den ganzen Bereich der kroatisch-bosniakischen Föderation innerhalb des Gesamtstaats sogar 150. An Wohnungen und soziale Einrichtungen sei jedoch praktisch nicht gedacht, konstatierte der Kardinal. Besondere Probleme für Seelsorge und priesterlichen Dienst in Extremsituationen ortet der Kardinal in der Republika Srpska. Auf diesem Territorium werde die Rückkehr der katholischen Kroaten durch bürokratische Hürden besonders erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht. Rückkehrwillige müssten anhand von Dokumenten alte angestammte Besitzverhältnisse nachweisen. Angesichts der dramatischen Umstände der Vertreibung ist die faktische Unmöglichkeit eines lückenlosen Nachweises einsichtig.

Den Friedensdienst der rotweiß-roten Soldaten in dieser krisengeschüttelten Region und die Aktivitäten der österreichischen „Arbeitsgemeinschaft Katholischer Soldaten" (AKS) konnte die „Pro Europa"-Journalistendelegation an Ort und Stelle in Augenschein nehmen. In der katholischen Enklave Stup ist der Ortspfarrer um die Seelsorge sowohl für die zurückgekehrten kroatischen Katholiken als auch für die katholischen SFOR-Soldaten aus dem benachbarten Camp Rajlovac bemüht. Die Tatsache, dass in diesem schmucken Dorf – umringt von vielen serbischen Gemeinden und Siedlungen – Kroaten ohne besonderen Schutz lebten, hatte eine hohe Opferbilanz zur Folge. Das Zentrum der Gemeinde, die Pfarrkirche, ging in Flammen auf, das Gnadenbild überstand unbeschädigt die Brandkatastrophe.

In dieser Kirche fühlt sich der Österreicher zuhause. Österreichische Soldaten haben Hand angelegt und aus der Ruine ein „Schmuckkästchen" gemacht. Einlegearbeiten von großer Qualität, verbunden mit einer profunden theologischen Konzeption bestechen auf den ersten Blick. Kardinal Puljic ist auf dem Flügelaltar ebenso „verewigt" wie der österreichische Militärbischof Christian Werner, der heuer den „Großen Frauentag" am 15. August mit Soldaten und Gläubigen in Stup gefeiert hat. Noch fehlt dem Gotteshaus der Kreuzweg, ebenso die Gestaltung von Kirchendecke und Orgelbrüstung. Spätestens im April 2001 wird der letzte österreichische Soldat – so will es die Bundesregierung – das Lager im Großraum von Sarajevo verlassen haben. Für die Bewohner von Stup ein trauriger Gedanke.

Noch fehlt jegliches Konzept für den wirtschaftlichen Wiederaufbau in der vom nationalistischen Bürgerkrieg zerstörten Republik, die vor 1990 für die Verhältnisse eines KP-beherrschten Landes trotz der Auswüchse des „Selbstverwaltungssozialismus" nicht so schlecht dastand (siehe etwa die Olympischen Winterspiele in Sarajevo). Heute gehört Bosnien-Hercegovina zu den „Schlusslichtern" in Europa.

Es fehlt ein europäisches Hilfskonzept für ganz Bosnien

Derzeit präsentiert sich Bosnien – sowohl in der Föderation als auch in der Republika Srpska – als „Klientenstaat", der von den Subsidien von außen abhängt. Dabei würde es an Unternehmungsgeist nicht fehlen; die schon europaweit bekannten, in Sarajevo hergestellten kunsthandwerklichen Produkte aus Geschosshülsen sind ein kleines Beispiel dafür. Echte Demokratie und soziale Marktwirtschaft sind aber noch in weiter Ferne; das politische Personal lässt in seiner Denkweise immer wieder erkennen, dass es seine Prägung zumindest in den tito-kommunistischen Jugendorganisationen erfahren hat.

Das Ringen um beständigen Frieden, tragfähige Stabilität und wirtschaftliche Prosperität wird noch lange dauern. Dringender denn je wäre ein europäisches Gesamtkonzept für den ganzen exjugoslawischen Raum. Der Beitrag gläubiger Menschen – ohne Unterschied der Religion – ist dafür unverzichtbar. Mehrfach wurde den Journalisten in Sarajevo gesagt: „Wir brauchen eine Revolution der Herzen". In Bosnien genauso wie anderswo.

(aus: Die Tagespost Nr. 124 / 17.10.2000)

4. INTERNATIONALER KONGRESS RENOVABIS 2000:

„Konfrontation oder Kooperation? Ökumene in Mittel- und Osteuropa"

HEINRICH DORNDORF

Als Vertreter der GKS nahm ich am 4. Internationalen Kongress Renovabis vom 14. bis 16. September in Freising teil. Im Folgenden möchte ich nur aufzeichnen, was es so zwischen den Worten und Zeilen zu hören und zu lesen gab. Dazu einige Bemerkungen zu den Gesprächen, die ich führen konnte, denn über den Inhalt dieses Kongresses gab es schon viel zu lesen, in Bistumszeitungen, im Rheinischer Merkur, oder in Christ in der Gegenwart.

Der Kongress hatte in diesem Jahr das Thema: „Konfrontation oder Kooperation? Ökumene in Mittel- und Osteuropa". Renovabis, die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa wurde 1993 gegründet. Der Kongress vereinigte in diesem Jahr ca. 340 Teilnehmer, Bischöfe, Priester, Theologen und Vertreter von Laienorganisationen verschiedener Konfessionen und Nationen.

Drei Themenbereiche wurden besonders intensiv behandelt

- der orthodox - römisch katholische Dialog in Osteuropa
- die griechisch katholische Kirche und die ökumenischen Beziehungen in Rumänien
- die Kirchen in Polen.

Eine Reihe röm.-kath. Bischöfe aus Mittel- und Osteuropa, zwei griech.-kath. Bischöfe und fünf orthodoxe Bischöfe ließen darauf hoffen, dass es zum Dialog kam, ja, man muss sagen, das es hier in Freising zu einem ersten echten Dialog zwischen den Ortskirchen kam, insbesondere was die Situation in Rumänien betrifft.

In den Eröffnungsreferaten wurde betont, dass es zur Kooperation keine Alternative gibt, sondern nur ein geschwisterliches Miteinander. Renovabis fügt so zusammen wie ein „Gipsverband beim Beinbruch" (Kardinal Wetter).

Bischof Kasper sagte, das die Orthodoxie Schwesterkirche sei und der röm.-kath. Kirche am nächsten sei, aber in den Vorträgen und Diskusionen klang es manchmal nicht nach Geschwisterlichkeit. Hier ist noch viel Arbeit im Sinne der Ökumene und der Kooperation zu tun, insbesondere in Rumänien, obwohl der Ton und der Dialog zwischen den Kirchen nach dem Papstbesuch besser geworden ist. Ein Reizthema ist hier die Wiedererstattung der kirchlichen Güter, z.B. der Pfarrhäuser. Wem sollen sie gehören, der röm.-kath. – der griech.-kath.– oder der orthodoxen Kirche? Dieses Problem ist weder von politischer noch von kirchlicher Seite gelöst, der Staat unterstützt in den Schulen die Kirchen, aber auch Juden und Muslime.

Der Metropolit Filaret aus Minsk sprach über das Zusammenwirken und -leben von Katholiken und Orthodoxen. So ist es ganz natürlich das in Familien der Vater Katholik und die Mutter eine Orthodoxe sei und umgekehrt. Die Kinder werden entweder in der katholischen oder in der orthodoxen Kirche getauft.

An der theologischen Fakultät der Uni Minsk studieren ca. 100 junge Männer und Frauen Orthodoxie und röm.-kath. Theologie.

Prof. Dr. Hrymiewicz, der das ökumenische Institut in Lublin leitet, fordert eine ökumenische Evangelisierung, da wir zu viel in der konfessionellen Identität denken. Jedoch müssen gerade im Osten die Kleriker zu mehr Ökumene erzogen werden.

Polen hat ca. 39 Millionen Einwohner, davon sind ca. 35 Millionen röm.-kath. getauft. Die anderen Kirchen befinden sich in einer absoluten Minderheit. Polnisch Orthodoxe gibt es etwa 550.000 hauptsächlich im östlichen Teil Polens, griech.-kath. Christen (byz.-ukrainischer Ritus) ca. 110.000 („arme Schlucker, werden von allen Seiten geschlagen, auch von der röm.-kath. Seite", so Erzbischof Nossol), ferner die protestantische Augsburger Kirche mit ca. 90.000 Mitglieder, die jedoch hauptsächlich im Süden angesiedelt sind. Dazu gibt es noch etwa 100.000 Zeugen Jehovas.

Zum Stand der Ökumene sagte Erzbischof Nossol (Opole/Oppeln), Mitglied der kath.-orthodoxen Dialogkommission: „Wir müssen uns die Ökumene (vom Hl. Geist) schenken lassen. Schluss mit der 'Feier-Ökumene', hin zu der 'Sprach-Ökumene'. Wir Christen glauben zwar alle anders, aber wir glauben an keinen Anderen. Ökumene ist deswegen auch keine Suche nach dem kleinsten Nenner, sondern nach dem größten d.h. Jesus Christus selbst" und an anderer Stelle betonte er „wünschenswert ist deswegen auch der Beitrag der Kirche zum Aufbau eines vereinigten Europas als 'Gemeinschaft des Geistes', damit auf unserem Kontinent im 3. Jahrtausend der Christenheit das Evangelium unsere gemeinsame Verfassung und unser Grundrecht zum Tragen kommt. (Die 'Monethik' darf niemals die Ethik ersetzen)".

In Polen gibt es kaum Spannungen zwischen der röm.-kath. Kirche und den Orthodoxen, es fehlen allerdings auch die Begegnungen im Alltag aufgrund der örtlichen Konzentration der anderen Kirchen im Osten und Süden.

Ökumenische Partnerschaft in der polnischen Militärseelsorge

Eine interessante Begegnung hatte ich mit dem polnischen lutherischen Militärbischof Ryszard Borski. Er erwähnte das durch die Unterstützung von Renovabis in Breslau die evangelische Militärkirche, ein Gotteshaus, das in der sozialistischen Zeit als Kino diente, wieder zur Kirche umgebaut werden konnte. Seit der ökumenischen Wiedereinweihung dient sie sowohl den Protestanten als auch den Katholiken, nicht nur nebeneinander und nacheinander, sondern auch zu

bestimmten Anlässen zum gottesdienstlichen Miteinander.

Bischof Borski sagte, dass durch die deutsch/polnische Brigade in Stettin es auch möglich war, seit 1998 evangelische Militärseelsorge in die polnische Armee einzubringen. Darüberhinaus gibt es eine Zusammenarbeit mit dem röm.-kath. Militärbischof, ferner auf Dekanatsebene und mit den Priestern.

In Gesprächen mit Priestern und Laien wurde ich oft gefragt: „Was macht die Bundeswehr hier?“ Ich verweise dann auf unsere Projekte der Nachbarschaftshilfe, die von der ZV und GKS im Rahmen von Renovabis unterstützt werden. Von den in Freising Anwesenden aus den entsprechenden Ländern z.B. Rumänien und Ukraine hatte niemand Kenntnis davon.

In Freising wurde auch gefeiert. Pater Eugen Hillengass, Geschäftsführer der Aktion Renovabis, Jesuit, Theologe, Diplomkaufmann, Diplomat war 70 Jahre alt geworden, Kardinal Joachim Meisner hielt die Laudatio und würdigte die Verdienste von P. Hillengass.

Gebetet wurde auch. Im Mariendom zu Freising leitete Abt Emanuel Jungclaussen von Niederaltaich eine byzantinische Vesper. Möge der Weihrauch die Gebete der Mitglieder des Kongresses zum Himmel tragen, damit sich die Ökumene zu einem kooperativen Dialog weiter entfalten kann. ❑

„Was kann Gott uns schon bieten?“

Die katholische Kirche in der russischen Enklave Königsberg

KLAUS PETER (KNA-KORR.)

Ein Leben auf acht Quadratmetern will gut organisiert sein. Gleich neben dem scheppernden Bettgestell stehen der morsche Tisch und zwei knarrende Stühle. Das brüchige, mit Büchern, sakraler Kunst und Haushaltsutensilien gefüllte Regal lässt Besuchern nur einen schmalen Durchgang, um Platz zu nehmen. Mit billigem braunen Lack gestrichene Wände verstärken den Eindruck von Enge. Und die winzige Toilette nebenan spottet jeder Beschreibung. „Für Frustrierte ist hier kein Platz“, antwortet Pater Waldemar Mackiewicz auf die Frage, wie man es schafft, unter solchen Bedingungen nicht den Mut zu verlieren.

Tschernjakowsk, das ehemalige Insterburg, ist eine Stadt wie viele andere im Umland der früheren ostpreußischen Handels- und Kulturmetropole Königsberg, aus der nach 1945 Kaliningrad wurde. Die Tristesse riesiger grauer Plattenbauten, in deren Wohnungen Familien auf engstem Raum hausen, bestimmt auch in Tschernjakowsk das Leben der Bewohner. Inmitten der Wohnsilos lebt Pater Mackiewicz, Franziskaner aus Polen, zusammen mit seinem Mitbruder Czeslaw Kosel in einer kleinen Zweizimmerwohnung, die denselben heruntergekommenen Eindruck wie alle Unterkünfte ringsum macht.

Arbeitslosigkeit, Armut und Perspektivlosigkeit grassieren unter den Bewohnern der Region, die nach dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion 1991 zu einer Exklave Russlands wurde – 1.600 Kilometer von Moskau entfernt. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist nach Angaben der katholischen Kirche arbeitslos. Von Drogen, Kriminalität und Aids – Probleme, die nach der „Wende“ im ehemaligen Ostblock zum ersten Mal auftraten - sind besonders Jugendliche betroffen. 30 Prozent aller Kinder bleiben nach Angaben von Mackiewicz trotz Schulpflicht zu Hause. „Viele sitzen einfach nur herum, trinken oder rauchen. Es gibt nicht einmal ein Kino in Tschernjakowsk“, berichtet der Ordensmann.

Die drängenden sozialen Probleme machen es der Kirche nicht leicht, Fuß zu fassen. Ohnehin befinden sich die Katholiken in der Minderheit. Nach kirchlichen Angaben bekennen sich etwa zehn Prozent der knapp eine Million Einwohner des Gebiets zur katholischen Kirche, 50 Prozent der Bewohner Königsbergs sind orthodoxe Gläubige, 26 Prozent konfessionslos. Die Gruppe der Katholiken besteht aus Litauern, Polen sowie „Russland-Deutschen“ aus dem Wolgagebiet und der kasachischen Republik. „Seelsorge und Sozialarbeit sind für mich gleichrangig“, betont Jerzy Steckiewicz, aus Polen stammender Bischofsvikar für die Region Königsberg, der gleichzeitig Pfarrer der polnisch geprägten Stadtgemeinde Sankt Adalbert ist und zudem als Leiter der örtlichen Caritas fungiert.

Wie das Zusammenspiel beider Bereiche funktionieren kann, zeigt die Pfarrei „Zur Heiligen Familie“ am Ufer der Pregel, neben Sankt Adalbert die zweite katholische Gemeinde in Königsberg. Hier begann die Seelsorge 1991 nach der Ankunft des ersten Priesters, des Litauers Anupras Gauronskas. In Wohncontainern feierten die Gläubigen zunächst die Messe. Inzwischen gibt es eine immer noch provisorische, aber ausreichend Platz bietende Fertigbaukirche. 400 Menschen, die meisten litauischer Abstammung, besuchen heute den Sonntagsgottesdienst. Das Gotteshaus ist umgeben von sozialen Einrichtungen: Armenküche, Ausbildungs-Werkstatt und Obdachlosen-Ambulanz. Pfarrer, Schwestern und Freiwillige aus Deutschland teilen sich die Arbeit.

Weiter südlich, in der Grenzstadt Mamonowo, kümmern sich ein Priester und drei Ordensfrauen in einem vor kurzem eingeweihten Neubau neben der Kirche um 50 Waisen und Kinder aus zerrütteten Familien. „Die Eltern trinken fast alle. Die einzige Möglichkeit zu helfen besteht meist nur darin, den Eltern die Kinder wegzunehmen und im Heim unterzubringen. Natürlich ist jede halbwegs intakte Familie einem Heim vorzuziehen. Bei uns gibt es aber viele Familien, in denen die Kinder keine Lebenschance haben“, berichtet Oberin Alberta Jankowska und fügt hinzu, viele Menschen fragten: „Was kann Gott uns hier schon bieten?“ ❑

KIRCHE IN NOT / OSTPRIESTERHILFE:

Große Nachfrage nach Kinderbibeln

Bisher 35,6 Millionen Exemplare der Kinderbibel von „Kirche in Not" in 118 Sprachen gedruckt - Für manche Völker ein wichtiger Beitrag zur zivilisatorischen Entwicklung und sprachlichen Identitätsfindung – Übersetzung der Kinderbibel mancherorts Anlass zur Erfassung einer Sprache in schriftlicher Form

Die Kinderbibel des internationalen katholischen Hilfswerks „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe" stößt weltweit auf immer größere Nachfrage. Das geht aus dem Bericht hervor, den das Hilfswerk Anfang November 2000 in München vorgestellt hat. Vor einundzwanzig Jahren hat „Kirche in Not" die ersten Kinderbibeln gedruckt und versandt. Sie enthalten in der heutigen, von der Bibelwissenschaftlerin Eleonore Beck geschriebenen Fassung, Nacherzählungen biblischer Texte in 98 kurzen Kapiteln. Mittlerweile sind 35,6 Millionen Exemplare der Kinderbibel in 118 Sprachen erschienen, darunter allein in 18 osteuropäischen Sprachen. Die Aktion wird von den etwa 600.000 Spendern finanziert, die jährlich die Arbeit von „Kirche in Not" ermöglichen.

Pater Werenfried van Straaten, der Gründer des Hilfswerks, hatte die Kinderbibel 1979 den zur Dritten Lateinamerikanischen Bischofskonferenz im mexikanischen Puebla versammelten Bischöfen angeboten. Noch im selben Jahr, es war das von den Vereinten Nationen proklamierte „Jahr des Kindes", wurden die ersten Kinderbibeln in spanischer und portugiesischer Sprache in die lateinamerikanischen Länder verschickt.

Mundpropaganda durch Bischöfe, Missionare und Katecheten sorgte schnell für steigende Nachfrage aus der ganzen Welt. Nach einem Aufruf über Radiosender in der Sowjetunion kamen 1989 mehr als eine halbe Million Briefe von Eltern, Großeltern, Lehrern, Priestern und von Kindern, die sich das kleine Buch wünschten.

1997 erschien das Büchlein mit dem Titel „Gott spricht zu seinen Kindern" schon in der hundertsten Sprache, in Mapundungun, einer Sprache der Mapuche-Indios in Chile. Diese Bevölkerungsgruppe zählt etwa eine Million Menschen, 400.000 von ihnen leben in der Hauptstadt Santiago de Chile. Das Mapundungun hatte ursprünglich keine eigene Schriftform. Erst umfangreiche Sprachstudien am Institut für Sprache und Kultur der Indios, das der Katholischen Universität in Temuco angegliedert ist, haben es ermöglicht, diese Sprache in schriftlicher Form zu erfassen. Die an diesem Institut übersetzte Kinderbibel ist für viele Mapuche-Indios das einzige Buch, das sie in ihrer Sprache haben.

Für das vor allem in Äthiopien

beheimatete Oromo-Volk ist „Gott spricht zu seinen Kindern“ sogar das erste in der Oromo-Sprache gedruckte Buch. Überhaupt leistet die Kinderbibel große Dienste auch im Alphabetisierungsprozess auf dem afrikanischen Kontinent. Als Beispiel dafür nennt „Kirche in Not“ die 1993/94 erschienene Bibel in der Sprache der in der Demokratischen Republik Kongo, dem früheren Zaire, lebenden Kikongo. Zu ihnen hatte die UNICEF schriftliches Material zur Berufsausbildung von Handwerkern und Landwirten geschickt, aber die Menschen konnten es nicht lesen. Hier wurde die Kinderbibel als Fibel zum Erlernen der Schriftsprache eingesetzt.

Als wesentlich für den Erfolg der Kinderbibel bezeichnet das Werk die kindgerechten Texte von Eleonore Beck und die Bilder der spanischen Ordensschwester Miren-Sorne Gomez. Eleonore Beck war erst Religionslehrerin, dann wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Tübingen. Von ihr erschienen zahlreiche Publikationen, darunter biblische Kinderbücher und Gebetbücher. Schwester Miren-Sorne Gomez war 17 Jahre in der Sozialarbeit im peruanischen Lima tätig und setzte dort Zeichnungen als Mittel der Verständigung ein. Das Leben der einfachen Menschen, ihre Kultur und Ästhetik haben die Zeichnungen beeinflusst.

Berge von Briefen und Karten zeugen von der begeisterten Aufnahme der Kinderbibel in aller Welt. „Jeder möchte sie in seinem Haushalt haben“, schreibt etwa der Kardinal von Havanna/Kuba, Jaime Ortega. Schüler einer ungarischen Grundschule schreiben: „Wir hatten große Freude an unserer Religionsstunde, weil wir die Bücher erhalten haben, die Sie uns schickten ... Wir kennen aus diesem Buch schon fast alle Geschichten, aber wir lesen sie immer wieder.“ „Ich weiß wirklich nicht, wie ich euch für dieses große Geschenk danken soll“, freut sich Pater Tavazzi aus dem westafrikanischen Togo, „Was ihr mir geschickt habt, ist wahrhaftig wie Manna vom Himmel.“ Die dreizehn Jahre alte Oksana aus Ternopil in der Ukraine berichtet, dass ihre ganze Familie vor einem Jahr die erste Heilige Kommunion empfangen hat: „Jetzt ist es bei uns erlaubt, dass auch Kinder in die Kirche gehen dürfen. Wir wissen auch etwas über Jesus Christus, aber nur sehr wenig. Wir haben keine Möglichkeit, mehr zu wissen, da es bei uns keine Bibeln, Katechismen, Gebetbücher und andere religiöse Bücher gibt. Unsere Eltern wissen auch sehr wenig über den Glauben. Vielleicht können Sie uns helfen, den Sohn Gottes besser kennen zu lernen.“ In Flüchtlingslagern ist die Kinderbibel „eine Quelle des Trostes und der Ermutigung für Kinder und Erwachsene“, so berichtet es zum Beispiel Pater Jenkins aus Monrovia, der Hauptstadt des vom Bürgerkrieg heimgesuchten westafrikanischen Staates Liberia.

Dass die Nachfrage nach der Kinderbibel in absehbarer Zeit zurückgehen könnte, kann man sich beim Hilfswerk nicht vorstellen. Pater Werenfried van Straaten ist jedenfalls überzeugt: „Kinder brauchen so etwas wie eine Kinderbibel, damit das Bild von Jesus in ihren Herzen lebendig wird. Oft hat die Kirche keine Mittel, eine Kinderbibel in der Muttersprache zu besorgen. Oder die Kirche wird verfolgt und darf solche Schriften nicht herausgeben. Viele Kinder sind so arm, dass sie sich ein Buch nicht leisten können. So wollen wir ihnen eine Kinderbibel schenken.“

Wer mehr über die Kinderbibel erfahren und Ansichtsexemplare anfordern will, kann sich wenden an: Kirche in Not/Ostpriesterhilfe Deutschland e.V., Albert-Roßhaupter-Straße 16, 81369 München, Telefon: 0 89 / 7 60 70 55 oder im Internet nachlesen unter www.kirche-in-not.org/. ❑

Das religiöse Elternhaus macht seine Kinder stark

Die 13. Shell-Jugendstudie „Jugend 2000“ zeigt eine gewachsene Zuversicht der heute 15-24-Jährigen. Optimistisch und realistisch sieht die Mehrheit der jungen Generation ihre Chancen und ist zu Leistung und Anstrengung bereit. Das Vertrauen in die staatlichen Organisationen hängt vor allem von der Zukunftszuversicht und der Zufriedenheit mit der eigenen Situation ab. Wer eher pessimistisch in die Zukunft blickt und sich nicht vorbereitet fühlt, steht allem eher mit Distanz gegenüber.

Wie weit prägt die Religion und Kirchennähe die Einstellung der jungen Leute? Die traditionellen konfessionellen Milieus mit prägender Wirkung gibt es heute definitiv nicht mehr, stellt die Shell-Studie fest: Die alten Konfessionsgrenzen haben sich abgeschliffen, die Unterschiede zwischen getauften und konfessionslosen jungen Deutschen schwinden. Die Trennlinie verläuft heute vielmehr zwischen kirchennahen und kirchenfernen Christen: Zukunftszuversicht und Werte wie Menschlichkeit, Selbstverantwortung, Familie hängen deutlich mit der geübten religiösen Praxis bei den christlichen Jugendlichen zusammen. Zwei Drittel von ihnen wollen auch ihre eigenen Kinder religiös erziehen. Es zeigt sich: Die religiösen Jugendlichen sind zufriedener und haben mehr Selbstvertrauen. Das gilt auch, wenn ihre Eltern weniger gebildet sind.

Für diesen Zusammenhang hat die Shell-Studie auch eine Erklärung an der Hand: Ursache ist der vertrauensvolle und kooperative Erziehungsstil im Elternhaus. Jugendliche, die zum Gottesdienst gehen, gehören häufiger einem Verein an, interessieren sich deutlich mehr für Politik und die europäische Einigung. Knapp ein Drittel der Jugendlichen betet; besonders bei den jungen Männern zeigt sich dabei: Wer betet, ist optimistischer und eher leistungs- als genussorientiert.

Fazit: Leistungsorientierung und Langfristigkeit hängen positiv mit Gottesdienstbesuch, Gebet und der religiösen Erziehung zusammen; wer keiner Religionsgemeinschaft angehört, hat diese Lebenshaltungen eher nicht. Die „Marschverpflegung“ der Jugendlichen, die sie aus dem religiösen Elternhaus für den Weg in das eigene Leben mitnehmen, macht sie stark. *(kx, aus: Kirche und Wirtschaft, Jg. 16 – 4/2000)*

Sudanesischer Bischof fordert Friedenstruppe

Wachsende katholische Kirche trotz Unterdrückung, Sklavenhandel und Islamisierungsdruck

Eine internationale Friedenstruppe zwischen dem Norden und dem Süden des Sudans hat der katholische Weihbischof von Khartum, Daniel Adwok Kur, auf einer Direktorenkonferenz des internationalen Hilfswerks „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“ in Königstein/Taunus im September 2000 gefordert. Erst unter militärischem Schutz könnten die Menschen im hauptsächlich von Christen und Anhängern von Naturreligionen besiedelten Süden frei entscheiden, ob sie mit dem überwiegend muslimischen Norden vereint bleiben oder selbständig werden wollen. Wenn der Norden aber eine Einheit in Gleichheit ablehne, „dann möchten wir freie Leute werden und nicht länger Sklaven sein“, betonte Adwok.

Der Bischof berichtete über anhaltende Unterdrückung der Christen im Sudan durch die muslimische Zentralregierung. Es gebe vor allem im Norden, einen starken Druck auf Christen, zum Islam überzutreten. Wenn Christen am gesellschaftlichen Leben mitwirken wollten, sage man ihnen: „Wenn Sie in diesem Land etwas werden wollen, müssen Sie Moslem werden.“

Nach Einschätzung von Bischof Adwok gibt es im Sudan auch keinen „gemäßigten“ Islam, der „die Existenz anderer Religionen, Kulturen oder Bestrebungen dulden würde“. Auch von einem Sturz der Regierung Al Bashir und einer möglichen Regierungsübernahme durch die Oppositionspartei von Hassan al Turabi verspreche er sich für die Christen keine Besserung.

Bischof Adwok bestätigte Berichte über die Versklavung von Kindern durch arabische Händler. Eine tiefere Ursache dafür sieht er in der Mentalität vieler Muslime. Wenn man heute jemanden aus dem Norden frage, warum Nord und Süd nicht eine einheitliche Nation bilden können, bekomme man zu Antwort: „Die aus dem Süden sind doch Sklaven. Wieso sollte man sich mit denen zusammentun?“

Adwok wies darauf hin, dass jetzt bereits zwei Millionen Menschen aus dem Süden vor dem Krieg in den Norden geflüchtet seien. Die Not dieser Menschen sei sehr groß. Sie würden überall als Fremde behandelt. Durch Druck und Überredung versuche die Regierung, aus ihnen Moslems zu machen. Diese „Flüchtlinge im eigenen Land“ lebten in Behelfsunterkünften in den Vororten der großen Städte des Nordens. Sie seien kaum in der Lage, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. In den Barackenstädten gebe es kein ordentliches Essen, weder sauberes Wasser noch menschenwürdige Unterkünfte. Essen, Wasser, Kleidung oder Ämter in der Verwaltung würden als Druckmittel eingesetzt, um die religiöse Identität der Menschen zu ändern.

Seit 1992 habe die Erzdiözese von Khartum für diese Flüchtlinge ein „Vikariat“ aufgebaut. Von dort werde die kontinuierliche Umsiedlung der Flüchtlinge betrieben und Mehrzweck-Behelfsunterkünfte gebaut. Sie dienten als Schulen, Orte für Gottesdienste und Gemeindeveranstaltungen, für medizinische und humanitäre Zwecke. Wenn vorhanden, stelle die Kirche auch Lebensmittel zur Verfügung. Die Kirche sei dafür auf die Unterstützung von Hilfsorganisationen wie „Kirche in Not“ angewiesen, das den Sudan zum Schwerpunktland seiner Afrikahilfe gemacht habe.

Trotz der massiven Unterdrükkung wächst nach Auskunft des Bischofs die Zahl der Katholiken. Allein in der Erzdiözese Khartum würden jährlich mehr als 4.500 junge Männer und Frauen getauft. Sie hätten so viel Falschheit und Betrug erlebt, auch durch Regierung und Behörden, dass das Christentum als Religion der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Vergebung, des Mitgefühls und der Liebe für sie der überzeugendere Lebensentwurf sei.

Die Beziehung zu den protestantischen „Hauptkirchen“ wie der Episkopalkirche und den Presbyterianern seien „relativ gut“. Leider seien diese in sich gespalten und jeweils eine Fraktion habe „immer etwas mit der Regierung zu tun“. Was bei Treffen mit diesen kirchlichen Gemeinschaften gesagt werde, lande immer wieder auf dem Schreibtisch von Regierungsbeamten. Darum sei es schwierig, gegenüber der Regierung gemeinsam aufzutreten.

Adwok kritisierte die starke „antikatholische“ Tätigkeit von Sekten, die von Missionaren aus Amerika unterstützt würden. Sie seien manchmal schlimmer als die Regierung. Mit Geld und der Aussicht auf Stipendien für Beirut oder die USA lockten sie junge Katholiken zum Beitritt.

Spannungen zwischen Nord und Süd gibt es im Sudan bereits seit der Unabhängigkeit von Großbritannien im Jahr 1956. Gegen die Pläne der Zentralregierung, die auf Islamisierung und Arabisierung des ganzen Landes abzielten, organisierte sich im Süden bewaffneter Widerstand, der die Unabhängigkeit vom muslimischen Norden erreichen will. Nach einer Zeit relativer Ruhe seit einem 1972 unterzeichneten Friedensabkommen, brach 1983 ein weiterer Bürgerkrieg aus, der nach Ansicht der katholischen Bischöfe Ostafrikas die Dimension eines Völkermords angenommen hat. Seit 1983 seien dem Krieg mehr als zwei Millionen Menschen zum Opfer gefallen, weitere vier Millionen seien zu Flüchtlingen geworden.

Etwa 70 Prozent der Bevölkerung des Sudans sind Muslime, jeweils fünf Prozent sind Christen, etwa zur Hälfte Katholiken oder Protestanten. Zum Christentum bekennen sich im Süden meist die gebildeten Schichten. Im Norden gibt es außerdem eine Minderheit koptischer und griechisch-orthodoxer Christen. Weitere 20 Prozent der Sudanesen sind Anhänger von Naturreligionen. *(Kinoph)*

Radikale Moslems wollen Christen vertreiben

Christlich-muslimische Versöhnungsinitiative auf den Molukken

Einheimische Christen und Muslime haben eine Initiative für ein Ende der Gewalt auf den indonesischen Molukken-Inseln gestartet. 46 Vertreter beider Seiten nahmen an einem „Versöhnungstreffen" in der javanischen Stadt Jogjakarta teil. Dabei wurde eine Umfrage unter 1.300 Christen und 1.200 Muslimen des Archipels vorgestellt, nach der die Menschen ein sofortiges Ende der Gewalt fordern. Nach Angaben von Beobachtern sind bei den Kämpfen bisher über 4.500 Menschen ums Leben gekommen. Rund 500.000 Molukker sind aus Angst vor den Gewalttaten in andere Landesteile geflohen.

Einig war man sich bei der mehrtägigen Veranstaltung, dass der Konflikt vor allem von außen auf die Molukken getragen worden sei. Beobachter werfen einflussreichen Kreisen um den früheren Staatschef Suharto sowie hohen Militärs vor, die Krise aus machtpolitischen Gründen zu schüren.

Nach übereinstimmenden Angaben sollen rund 7.000 bewaffnete Jihad-Kämpfer im Laufe des Jahres aus verschiedenen Teilen Indonesiens auf die Insel gekommen sein. Die indonesische Regierung hatte im Juni den Notstand in der Provinz der Molukken ausgerufen. Trotz zahlreicher Appelle lehnt Jakarta aber nach wie vor eine internationale Intervention ab. Unterdessen wurden rund 12.000 Soldaten auf den Molukken stationiert.

Der Missbrauch von Religion durch militärische und politische Eliten sowie verzerrte Informationen hätten eine zerstörerische Wirkung entfaltet. Die Unterschiede zwischen den Menschen müssten der Ausgangspunkt für Dialog und nicht für Gewalt sein, betonte der Gouverneur der Region Jogjakarta, Sri Sultan Hamengkubuwono X.

Auf dem zu Indonesien gehörenden Molukken-Archipel, das aus etwa tausend Inseln besteht, leben zwei Millionen Menschen, darunter 300.000 auf Ambon. Von der Bevölkerung Ambons sind etwa 55 Prozent Muslime und 45 Prozent Christen, davon 5 Prozent Katholiken. In ganz Indonesien gibt es bei zweihundert Millionen Einwohnern gut fünf Millionen Katholiken und zehn Millionen Protestanten. Etwa 86 Prozent der Indonesier bekennen sich zum Islam. Nach Angaben des vatikanischen Informationsdienstes Fides nahm die Zahl der Katholiken in den neunziger Jahren um zwanzig Prozent zu.

Friedenskonferenz

Für März 2001 plant die Initiative eine Friedenskonferenz für die gesamten Molukken. In der Hauptstadt Ambon, wo die Gewalt am 19. Januar 1998 ihren Ausgang genommen hatte, sollen zwei „neutrale" Zonen eingerichtet werden, in denen zivile „Friedensstifter" tätig werden. Notwendig sei weiter die Wiedererrichtung der öffentlichen Ordnung und einer funktionierenden Exekutive und Justiz in der Region. Auch sollen die Ursachen für die bisherigen Auseinandersetzungen durch eine unabhängige Gruppe untersucht werden.

In den letzten Wochen des vergangenen Jahres haben die Spannungen zwischen Christen und Muslimen nach Angaben des Krisenzentrums der katholischen Diözese Ambon erheblich zugenommen. Muslime versuchten zunehmend, die Christen unter Drohungen zum Islam zu bekehren. Nach Angaben von protestantischer Seite sind seit Januar 1999 auf dem indonesischen Archipel der Molukken mehr als 5.900 Christen unter Zwang zum Islam bekehrt worden.

Auf der indonesischen Molukkeninsel Kasiui haben islamische Fundamentalisten – sog. Laskar-Jihad, Kämpfer des heiligen Krieges – weit über 90 Christen getötet, die sich weigerten zum Islam überzutreten. Das bestätigte das Krisenzentrum der Diözese Ambon auf Anfrage. Nur wenigen Menschen sei es gelungen, die Insel zu verlassen. Versuche, die Christen zu evakuieren, seien gescheitert.

Beschneidung

Wie Haas weiter berichtete, sind inzwischen weite Teile der Hauptinsel Ceram islamisiert worden. In seiner ehemaligen Gemeinde in Bula hätten die Islamisten schon im Frühjahr 728 Christen vertrieben, in der Nachbargemeinde Maseu über 2.300. Wer nicht die Flucht ergreife, wende sich aus Angst dem Islam zu und werde entsprechend den Riten beschnitten.

Den Christen sei es nicht mehr möglich, Straßen oder Schiffswege zu benutzen. Die Landverbindungen würden von Scharfschützen überwacht, und auf dem Meer würden die Fährschiffe von Schnellbooten angegriffen. So versuchten die Menschen, über unwegsames Gelände zu fliehen. Das Militär greife oft zu spät ein, da die Überfälle auf den zahlreichen Inseln überraschend ausgeführt würden, erläuterte der Missionar. Allerdings verhalte sich das Militär nach der Zusammenlegung der Truppengattungen unter einem Oberkommando neutral. *(bt/KNA)*

Die wechselvolle Geschichte des Christentums in China

Verfolgung kennzeichnet die Geschichte des Glaubens

Die Anfänge der Christianisierung in China gehen auf die Missionierung durch syrische Mönche im siebten und achten Jahrhundert zurück, die dem Nestorianismus*) anhingen. Diese von Konzilien verurteilte Lehre wurde per Erlass im Jahre 845 abgeschafft. In den kommenden Jahrhunderten gab es immer wieder Bemühungen von Ordensgemeinschaften, das Christentum in China zu beheimaten. Die erste katholische Mission in Peking wurde vom italienischen Franziskaner Giovanni de Montecorvino 1234 gegründet. Er taufte Tausende und gründete drei Kirchengemeinden. Andere franziskanische Missionare folgten. Bis 1300 soll die Zahl der Katholiken auf 30.000 angewachsen sein.

1549 sandte Ignatius von Loyola den Jesuitenpater Franz Xaver nach China. Bis zum Jahre 1600 waren 25 jesuitische Missionare, 22 Franziskaner, zwei Augustiner und ein Dominikaner in China.

Missionare in China waren eine auserlesene Gruppe. Neben ihrem Glaubensgeist und ihrer Nächstenliebe wurden sie nach ihren kulturellen Begabungen und wissenschaftlichem Können ausgewählt, besonders in Astronomie und Mathematik. Dank dieser Missionare wurde der chinesische Kalender korrigiert. Die kulturellen und wissenschaftlichen Qualifikationen der Missionare öffneten ihnen viele Türen, und die Qualität ihres religiösen Lebens führte viele Angehörige der Oberschicht zur Konversion.

Die ersten Märtyrer starben 1648 durch Enthauptung, unter ihnen der Dominikanerpater Francisco Fernandez de Capillas, den der Heilige Stuhl als Protomärtyrer Chinas anerkannt hat.

Dank der Kultur und der wissenschaftlichen Kenntnisse der Missionare dekretierte Kaiser K'ang Hsi (1654-1722) religiöse Freiheit und öffnete das Reich weithin für die Evangelisierung.

Was jedoch erst im 19. und 20. Jahrhundert durch einen neuen Strom von Missionaren aus Europa und den USA zu bescheidenem Erfolg führte. Allerdings wurde gerade in dieser Zeit den Christen eine enge Verflechtung zu kolonialen und imperialistischen Kräften vorgeworfen. Während des Boxeraufstands (1900/1901) starben Tausende von Christen.

Eine erneute Christenverfolgung begann nach der Machtübernahme durch die Kommunisten 1949. Nach und nach wurden ausländische Missionare des Landes verwiesen und alle Religionsgemeinschaften, darunter auch Taoisten, Konfuzianisten und Buddhisten, unter die strenge Kontrolle des Staates gestellt. 1957 brach Peking die diplomatischen Kontakte zum Vatikan ab. Gleichzeitig wurde allen Christen, insbesondere jedoch den Katholiken, mit der Begründung, das Christentum sei von kapitalistischen Imperialisten missbraucht worden, jeglicher Kontakt zum Ausland verboten. Seit Mitte der 50er Jahre dürfen die geschätzten 50 bis 60 Millionen protestantischen Christen einzig in der staatlich genehmigten „Drei-Selbst-Bewegung" – Selbst-Erhaltung, Selbst-Verkündigung und Selbst-Verwaltung – tätig sein. Katholiken ist nur in der regimenahen „Chinesischen Katholischen Patriotischen Vereinigung" eine Glaubensausübung erlaubt.

*) Nestorianismus – Lehre des Patriarchen von Konstantinopel (seit 428), der das Mysterium Christi so erklärt: die zweite göttliche Person sei nicht Mensch geworden, sie habe sich nur mit dem Menschen Jesus zu gemeinsamer Wirksamkeit verbunden. Insofern sei Maria auch nicht „Gottesgebärein", sondern „nur Christusgebärein". Der Nestorianismus wurde durch die Konzilien (Ephesus 431 und Chalzedon (451) verurteilt. Vor allem das Konzil von Chazedon formuliert das Dogma von der „hypostatischen Union": Der eine Christus ist Gottessohn von Ewigkeit, er ist Mensch geworden in der Zeit aus Maria der Jungfrau.

ZEITTAFEL

618-907: Unter der Tang-Dynastie gelangt das Christentum erstmals nach China.

845: Eine Verfolgungskampagne gegen die Buddhisten richtet sich später auch gegen das Christentum, das fast völlig erlischt.

1234: Der italienische Franziskaner Giovanni de Montecorvino gründet die erste katholische Mission in Peking.

1280-1367: Unter der toleranten Yuan-Dynastie kommen erneut Missionare, überwiegend von Ordensgemeinschaften, nach China und wirken insbesondere unter den Mongolen.

1294: Giovanni da Montecorvino wird erster Erzbischof von Peking.

1368-1644: Die Ming-Dynastie schottet China für 200 Jahre nach außen ab.

1583: Der Jesuit Matteo Ricci – Vater der neuen China-Mission – erhält auf Grund seiner Bildung eine Aufenthaltserlaubnis.

1549: Franz Xaver SJ kommt als Missionar nach China.

17. Jh.: Entsprechend der Missionsmethode der Jesuiten wird der Glaube vor allem über Wissenschaft und Lehre verbreitet. Zahlreiche Jesuiten erhalten einflussreiche Positionen am Hof. Ankunft von Dominikanern, Franziskanern und später auch Augustinern.

1692: Kaiser Kangxi erlässt ein Toleranzedikt, das Christen dieselben Rechte gewährt wie Taoisten und Buddhisten.

1715: Der Heilige Stuhl verbietet Christen definitiv die Teilnahme an staatlichen Riten (Ahnen- und Konfuziuskult). Daraufhin dürfen die christlichen Missionare nicht mehr öffentlich wirken.

1724: Trotz Zugeständnissen in der Ritenfrage durch die Kirche verweist Kaiser Yongzheng alle Missionare außer jene am Hof des Landes.

1742: Die Lage der Christen verschärft sich. Unter Kaiser Quianglong werden einige Missionare zum Tode verurteilt. Dennoch überlebt die kirchliche Hierarchie.

1803: Mit der Synode von Sichuan beginnt eine neue Missionsepoche.

1819: Erste vollständige Bibelübersetzung ins klassische Chinesisch durch den schottischen protestantischen Missionar Robert Morrison.

1900-1901: Während des Boxeraufstands eskaliert der Fremdenhass, der sich durch das massive Eingreifen der Kolonialmächte in China aufgebaut hatte. Zahlreiche Gemeinden und mehrere Tausend Christen fallen den Ausschreitungen zum Opfer.

So sind die Katholiken seit 1957 in die vom Staat verfolgte romtreue Untergrundkirche und die offizielle „patriotische Kirche“ gespalten. Während der Kulturrevolution von 1966 bis 1976 wurde das Christentum fast völlig ausgerottet. Erst nach dem Tod Mao Tsetungs 1976 begann mit der vorsichtigen Öffnung zum Westen auch der Neubeginn der christlichen Kirchen, allerdings nach wie vor unter strenger Kontrolle der Regierung. So lehnt Peking weiterhin jegliche Einflussnahme des Vatikan, insbesondere bei Bischofsernennungen, ab. Außerdem verlangt China vom Heiligen Stuhl den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Taiwan. Nach seriösen Schätzungen soll es in der Volksrepublik mit ihren 1,3 Milliarden Menschen zwölf Millionen Untergrundkatholiken und vier bis fünf Millionen „patriotische“ Gläubige geben. Die Zahl der offiziellen Bischöfe, von denen der Vatikan inzwischen zahlreiche anerkennt, beträgt 68, die der Untergrundkirche 48. Zudem gibt es 2.500 Priester und 3.100 Ordensschwestern, 4.600 Kirchen und Kapellen sowie über 30 Priesterseminare und 60 Schwesternnoviziate.

(KNA-Stichwort 71 / 30.09.2000)

Glauben im Schatten der sino-vatikanischen Politik

Zur Lage der katholischen Kirche in der Volksrepublik China

ROMAN MALEK SVD

Zu glauben und den Glauben zu bekennen ist für die Katholiken in der Volksrepublik China nie einfach gewesen, in jüngster Zeit ist es aber noch schwieriger geworden. Denn seit einem Jahr stehen sowohl die offizielle katholische Kirche wie auch die Untergrundkirche unter enormem Druck des kommunistischen Staates. Und die Heiligsprechung von 120 Märtyrern am 1. Oktober 2000 hat diesen nachhaltig erhöht. Die aktuelle Lage der Kirche in China ist damit durch nahezu unerträgliche Spannungen charakterisiert. Eine normale Pastoralarbeit ist fast unmöglich.

Diese Spannung ist vor allem durch die kommunistische Religionspolitik bedingt, die allen Religionen immer neue „Vorschriften“ aufzwingt. Allerdings tragen hierzu auch Missverständnisse, fehlende Transparenz und irreführende Schritte in der vatikanischen Politik bei. Seitdem der Vatikan im vergangenen Jahr seine Bereitschaft erklärte, die Nuntiatur nach Peking zu verlegen, wird die Untergrundkirche ziemlich brutal gedrängt, nicht nur „herauszukommen“, um sich bei den Religionsbüros einzuschreiben, sondern auch den Führungsanspruch der „Chinesischen Katholischen Patriotischen Vereinigung“ zu akzeptieren. Da sich die Untergrundkirche weigert, werden Bischöfe, Priester und Laien verhört und verhaftet, materielle Güter und religiöse Materialien konfisziert. Obwohl von einem erträglichen Leben keine Rede sein kann, jubeln die rund fünf bis sechs Millionen Untergrundkatholiken über die Heiligsprechungen. Für sie bedeutet sie vor allem Ermutigung.

Die ebenso große offizielle Kirche, bleibt auch nicht verschont, da die „Patriotische Vereinigung“ im Hinblick auf eine mögliche Normalisierung der sino-vatikanischen Beziehungen ihre Position in ganz China auszubauen sucht. So werden unter dem Druck des Religionsbüros und ohne Genehmigung des Vatikan Bischöfe geweiht, was auch Spaltungen in der offiziellen Kirche verursacht. Wo es bisher keine „patriotischen“ Gemeinschaften gab, werden Bischöfe der offiziellen Diözesen gezwungen, solche zu gründen. Weigert sich ein offizieller und möglicherweise von Rom anerkannter Bi-

1912: Ausrufung der Republik, die in ihrer Verfassung Religionsfreiheit garantiert und eine starke Ausweitung der Mission ermöglicht.

1924: Auf dem ersten chinesischen „Nationalkonzil“ wird die Verantwortung schrittweise an den chinesischen Klerus übertragen.

1937-1945: Die Machtausbreitung der Kommunisten, der chinesisch-japanische und der japanisch-amerikanische Krieg bringen ausländische Missionare in äußerste Bedrängnis. Die meisten von ihnen werden umgebracht oder interniert.

1949-1958: Nach der Machtübernahme der Kommunisten wird die Kirche unter die völlige Kontrolle des Staates gebracht.

23. Juli 1950: Mit dem Dekret zur Unterdrükkung „konterrevolutionärer Kräfte“ setzt eine brutale Christenverfolgung ein. Ausländische Missionare werden vertrieben, bis 1960 alle Priesterseminare geschlossen.

1957: Peking bricht die diplomatischen Kontakte zum Vatikan ab und gründet die regimenahe „Chinesische Katholische Patriotische Vereinigung“. Den Katholiken sind alle Kontakte zum Vatikan streng verboten. Es bildet sich eine romtreue Untergrundkirche.

1966-1976: Während der Kulturrevolution wird jede öffentliche Glaubensbezeugung verboten, religiöse Gebäude werden zerstört oder zweckentfremdet. Unzählige Christen fallen dem ideologischen Wüten zum Opfer.

1976: Nach dem Tod Mao Tse-tungs und dem einsetzenden Tauwetter beginnt das kirchliche Leben langsam wieder zu erstehen.

1982: Mit der neuen Verfassung und ihrem weniger restriktiven Religionsverständnis kommt es zu einem neuen Aufblühen der Religionen, insbesondere des Katholizismus.

21. November 1989: Gründung der aus Untergrundbischöfen bestehenden „romtreuen“ Bischofskonferenz. In den folgenden Monaten wird ein Großteil der Gründer festgenommen. Es beginnt eine weitere Phase der Kirchenverfolgung.

1991: Der 1960 zu lebenslanger Haft verurteilte und 1985 freigelassene Bischof Ignatius Gong Pinmei von Schanghai wird zum Kardinal ernannt; 1987 wird er aus Gesundheitsgründen in die Vereinigten Staaten ausgewiesen. Er war seit 1978 als Kardinal „in pactore“ anerkannt.

September 1992: Auf dem 5. Nationalkongress wird die offizielle Kirche mit Billigung des Staates neu strukturiert:
Es gibt nun die „Chinesische Bischofskonferenz“ und die „Patriotische Vereinigung

schof, derartige „Wünsche“ zu erfüllen, wird sein Wirken fast lahm gelegt: keine Besuche in der Diözese, keine Priesterweihen, keine ausländischen Lehrer im Priesterseminar, keine Auslandsreisen und so weiter.

Zudem werden die offiziellen Bischöfe gezwungen, im Zusammenhang mit der Heiligsprechung am 1. Oktober öffentlich antipäpstliche und antivatikanische Erklärungen abzugeben. Denn die Feier fällt auf den Nationalfeiertag der Volksrepublik China: für die Regierung in Peking eine Provokation. Die meisten Märtyrer seien während des „anti-kolonialistischen und anti-imperialistischen“ Boxeraufstands 1900 gestorben, heißt es. Ihre Heiligsprechung sie ein klares Zeichen der „alten Politik des Vatikan“. Rom macht Erklärungsversuche, aber ohne Erfolg. An eine zufällige Terminüberschneidung will niemand glauben. Vielmehr wird sie als Antwort auf unerlaubte Bischofsweihen in Beijing am 6. Januar gesehen, die zeitgleich mit Bischofsweihen durch den Papst stattfanden.

Auch die China-Reise von Kurien-Kardinal Roger Etchegaray im Vorfeld der Heiligsprechung und eine schriftliche Erklärung des Vatikan, trugen keineswegs zur Entspannung bei. Die Konsequenzen dieser „Zufälligkeit“ sind und werden schwerwiegend sein, wie man aus kirchlichen Kreisen in China vernehmen kann. Durch all diese Ereignisse wurde die katholische Kirche dort religionspolitisch zumindest vorübergehend um 20 Jahre zurückgeworfen, als Bischöfe öffentlich den Papst und den Heiligen Stuhl kritisieren mussten. Eine solche Verschlechterung der Lage ist nicht allein auf die kommunistische Religionspolitik zurückzuführen. Die jüngste „China-Politik“ des Vatikan mit den widersprüchlichen Aussagen über Normalisierung, neuen Dokumenten sowie „zufälligen“ Terminkollisionen bleibt nicht nur für Beobachter, sondern vor allem für die chinesischen Katholiken undurchsichtig und führt zu Missverständnissen. Die Konsequenzen bekommt aber niemand anderes so zu spüren wie die chinesische Kirche und die chinesischen Katholiken selbst. Sie sind die neuen und wahren chinesischen Märtyrer.

(KNA-Korr. 380 / 30.09.2000)

der Katholischen Kirche in China“. Vermehrt erkennt der Vatikan „patriotische“ Bischöfe an.

1994: Staatliche Regelungen führen die Meldepflicht für Kultstätten und die Kontrolle über die Verwaltung christlicher Gemeinschaften ein.

1995: Gläubige sind zum Eintritt in die „Patriotische Vereinigung“ verpflichtet; wiederholte Verfolgungsmaßnahmen gegen Katholiken der Untergrundkirche mit Festnahmen, Misshandlungen und Beschlagnahmungen von Kirchen.

1996: Strengere Bestimmungen für die Einreise von ausländischen Ordensleuten und die Einfuhr von religiösem Material treten in Kraft.

1998: Vatikan will nach den Worten von Kardinal-Staatssekretär Angelo Sodano die Beziehungen zu China verbessern. Es wird über die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen spekuliert.

6. Januar 2000: Die offizielle katholische Kirche weiht ohne Erlaubnis des Heiligen Stuhls fünf Bischöfe. Eine der Weihen wird später von Rom anerkannt.

August/September 2000: Im Vorfeld der Heiligsprechung von 120 China-Märtyrern am 1. Oktober kommt es zu erheblichen Spannungen zwischen dem Vatikan und Peking. Der Druck auf die Katholiken in China wächst erneut an. Mehrere Geistliche und hohe Würdenträger der Untergrundkirche werden verhaftet.

Lage der Kirchen in China dramatisch verschlechtert

Eine „dramatische“ Verschlechterung der Situation für Kirchen und Religionsgemeinschaften in der Volksrepublik China hat der Vorsitzende der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, beklagt. Seit über einem Jahr überstürzten sich die Meldungen über restriktive Maßnahmen geradezu, sagte Lehmann am 30. November in Bonn. Verhaftungen, Hausarreste, Verurteilungen religiöser Amtsträger und Folter seien an der Tagesordnung, viele religiöse Gruppen würden als gesellschaftsgefährdende böse Kulte verboten und in die Illegalität gedrängt. Insbesondere christliche Kirchen und Gruppierungen seien von den Restriktionen des Staates betroffen. In einem Brief an Bundesaußenminister Joschka Fischer (Bündnisgrüne) appellierte Lehmann an die Bundesregierung, „die politischen Kontakte zu nutzen, damit die Repressionen gegen Christen in China ein Ende finden“.

Nach Ansicht Lehmanns ist die Lage der katholischen Kirche in China inzwischen so prekär, dass die Verantwortlichen sowohl der „offiziellen“ Kirche wie der Untergrundkirche um die Zukunft der Kirche bangen. Die staatlichen Maßnahmen gefährdeten auch ernsthaft das in den letzten 20 Jahren entwickelte China-Engagement der Weltkirche. Neben der weiteren Verschärfung der vorhandenen Beschränkung der Religionsfreiheit kritisierte der Vorsitzende der Bischofskonferenz unter anderem die Erzwingung von Bischofsweihen ohne päpstliche Erlaubnis durch die Behörden sowie das Verbot einer Kontaktaufnahme von chinesischen Gläubigen zum Ausland ohne offizielle Genehmigung. Die politische Kampagne werde von den offiziellen staatlichen Medien massiv unterstützt.

„Keston College“ will in China aktiv werden

Das britische Ostinstitut „Keston College“ will nach eigenen Angaben die Erforschung der aktuellen Lage der Religionen in China jetzt systematisch betreiben.

Das Schema, wie in China mit Glaubensgemeinschaften umgegangen werde, sei dem in den ehemaligen kommunistischen Ostblockstaaten sehr ähnlich, betonte der Institutsdirektor. So werde versucht, die Gläubigen in staatlich kontrollierte Organisationen zu zwingen, um sie besser überwachen zu können. Außerdem werde die Dämonisierung neuer Bewegungen wie etwa der Falun-Gong-Sekte dazu benutzt, „ein Klima der Hysterie“ zu schaffen, um so die Verfolgung der katholischen Kirche und der protestantischen Glaubensgemeinschaften zu rechtfertigen, erklärte der „Keston College“-Direktor weiter. *(KNA)*

VOR 1.200 JAHREN WURDE KARL DER GROSSE IN ROM ZUM KAISER GEKRÖNT

Wendepunkt der Geschichte Europas

JOHANNES SCHIDELKO (KNA-REDAKTEUR)

Unmittelbar hinter dem Hauptportal des Petersdoms befindet sich eine große dunkelrote Porphyrscheibe. Auf dieser runden Steinfläche, die noch aus der frühchristlichen Vatikan-Basilika stammt, soll Karl der Große zu Weihnachten 800 von Papst Leo III. zum Kaiser gekrönt worden sein wie die meisten seiner Nachfolger. Ob diese von Reiseführern hartnäckig behauptete Version stimmt, ist unter Historikern umstritten. Sicher ist, dass die Krönung des Frankenherrschers im Petersdom vor genau 1.200 Jahren zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches ein Eckdatum der europäischen Geschichte geworden ist.

Ob der Papst den Frankenkönig tatsächlich mit der Proklamation und dem Aufsetzen der goldenen Krone überraschte, wie spätere Quellen glauben machen wollen, steht nicht fest; vermutlich war es ein abgesprochenes Ritual. Auf jeden Fall war es ein Zeichen des Dankes und der Huldigung für den Herrscher aus dem Norden, der die westliche Hälfte Europas vereinigt hatte und von dem sich der Papst Schutz gegen seine Widersacher, vor allem die Langobarden, erhoffte. Mit dem Schritt sollte das im Jahr 476 untergegangene römische Kaisertum wiederbelebt werden – unter christlichen Vorzeichen. Politisch lösten sich damit das Papsttum und Italien von der Vorherrschaft des oströmischen Kaisers in Byzanz. Zwar erhielt der Frankenherrscher durch die Kaiserkrone nicht mehr äußere Macht, aber eine höhere moralische Autorität. Allerdings mischten sich, wie schon die Byzantiner, auch die christlichen Herrscher aus dem Norden schon bald verstärkt in innerkirchliche Belange ein.

„Vater Europas"

Ein internationales Wissenschaftlergremium beleuchtete am 15. Dezember die Bedeutung des oft als „Vater Europas" titulierten Frankenkaisers, Papst Johannes Paul II. würdigte in einem Grußwort den Beitrag Karls für die Gestaltwerdung Europas. Karl der Große (* 2. April 747- † 28. Januar 814) habe die „großartige Synthese" zwischen der klassischen römischen Antike und den Kulturen der germanischen und keltischen Völker geschaffen. Diese Synthese habe ihre Grundlage im Evangelium Christi. Denn „nur durch die Annahme des christlichen Glaubens wurde Europa ein Kontinent".

Auf der Suche nach seiner Identität dürfe Europa nicht darauf verzichten, mit aller Kraft das kulturelle Erbe zurückzugewinnen, das von dem Kaiser hinterlassen und mehr als ein Jahrtausend lang bewahrt worden sei. Der Papst würdigte in diesem Zusammenhang den Wert einer Erziehung im Geist des christlichen Humanismus. Er garantiere eine „geistige und moralische Bildung", die der Jugend helfe, die durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt entstehenden neuen Probleme zu bewältigen. Hierzu zähle auch das Studium der alten Sprachen an den Schulen, um die jungen Generationen in die Kenntnis des kultureillen Erbes Europas einzuführen.

Papst enttäuscht über EU-Grundrechtecharta

Papst Johannes Paul II. hat die EU-Grundrechtecharta in scharfer Form kritisiert. Anlässlich des Kongresses über die Kaiserkrönung Karls des Großen vor 1.200 Jahren durch Papst Leo III. sagte Johannes Paul II.: „Ich kann meine Enttäuschung darüber nicht verbergen, dass man in den Wortlaut der Charta nicht einmal einen Bezug auf Gott eingefügt hat." In Gott liege der „höchste Quell der Würde der menschlichen Person und ihrer grundlegenden Rechte", betonte der Papst. Er erinnerte daran, dass die Ablehnung Gottes und seiner Gebote im 20. Jahrhundert „zur Tyrannei der Götzen" und zur Verherrlichung einer Rasse, einer Klasse oder einer Partei geführt habe.

Das Kirchenoberhaupt kritisierte auch andere inhaltliche Mängel der Charta von Nizza. „Der Schutz der Rechte der Person und der Familie hätte mutiger ausfallen können", sagte er. Die Besorgnis, ob dieser Schutz gebührend beachtet werde, sei daher „mehr als berechtigt". Die Grundrechte der Person seien in vielen europäischen Staaten bedroht, „etwa durch eine Politik zu Gunsten der Abtreibung, die fast überall legalisiert ist". Weitere Bedrohungen lägen in „bestimmten Gesetzentwürfen zur Gentechnologie", die den Embryo nicht genügend als Menschen achteten. „Es genügt nicht, die Würde der Person mit großen Worten zu beschwören, wenn man sie in den Vorschriften der juristischen Ordnung schwer verletzt", betonte der Papst. ❑

Reliquiar von Karl dem Großen

VOR 750 JAHREN STARB DER STAUFERKAISER FRIEDRICH II.

Friedensfürst an vielen Fronten

ALEXANDER BRÜGGEMANN (KNA-REDAKTEUR)

Der Staufer-Kaiser Friedrich II. (1194 – 1250) war der Verfasser des berühmten Falkenbuches „Von der Kunst mit Vögeln zu jagen". Mit diesem Werk setzte er neue Maßstäbe, denn anstelle der Naturbeschreibung trat die Empirie, die auf Erfahrung beruhende Erkenntnis.

„Es freuen sich die Himmel, und die Erde frohlockt", kommentierte Papst Innozenz IV. die Todesnachricht. Eine der schillerndsten Herrschergestalten auf dem Kaiserthron des Heiligen Römischen Reiches war gestorben: der Staufer Friedrich II. Zeit seines Lebens bewegte sich Friedrich in einem höchst komplizierten machtpolitischen Geflecht. Die geistlichen und die weltlichen Fürsten in Deutschland, die reichen Städte Oberitaliens, Papst und Kirchenstaat, der normannische Adel und die Sarazenen Siziliens, die Könige von England und Frankreich, die Seemächte Pisa und Genua: nur ein paar Figuren auf dem großen Schachbrett seines Reiches, die sich in immer neuen Allianzen um ihn formierten. Der Kampf an so vielen Fronten, gepaart mit einer vielschichtigen Persönlichkeit – das ist der Stoff für unzählige Gerüchte, Vorurteile und Übertreibungen.

Über Jahrhunderte hinweg wurde die rätselhafte, ja verwirrende Gestalt geliebt oder gehasst, als „Staunen der Welt" und Friedensfürst verklärt oder als „Antichrist" und neuer Attila verteufelt. Einig sind sich die Historiker nur darin: Der unerwartete Tod Friedrichs II. vor 750 Jahren, am 13. Dezember 1250, bedeutete eine echte Zeitenwende.

Bis heute widersteht der Mythos Friedrich allen Anstrengungen zur Versachlichung. Eine „objektive" Bewertung – sofern es das überhaupt geben kann – muss vor dem Wald zeitgenössischer Mythen und vor all den späteren Klitterungen und Überhöhungen kapitulieren. Für den viel gelesenen Historiker Ernst Kantorowicz etwa war Friedrich in den 1920er Jahren der „End- und Erfüllungskaiser der deutschen Träume". Der Engländer David Abulafia, der in den 80er Jahren den Versuch einer umfassenden Entmythologisierung unternahm, musste sich umgehend den Vorwurf gefallen lassen, in das andere Extrem verfallen zu sein.

„Explosives Gemisch"

Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1194 wurde Friedrich in Iesi in der Mark Ancona geboren. „Lebe, Italiens Zier, erneuerter Zeiten Erfüllung, der Du der Großväter Ruhm doppelt, den doppelten, mehrst!", pries der staufische Höfling Petrus von Ebulo die Geburt des Knaben, der schon von seiner Herkunft ein „explosives Gemisch" darstellte: Staufer und Normannen, Adelsgeschlechter aus Burgund und Lothringen, sie alle finden sich in seinem Stammbaum. Sein Vater war Kaiser Heinrich VI., Sohn des legendären Barbarossa, seine Mutter Konstanze die Tochter des normannischen Königs Roger II. von Sizilien.

Als sein Vater Heinrich 1197 nach nur siebenjähriger Herrschaft starb, war Friedrich noch keine drei Jahre alt, und die hoch fliegenden Pläne des Vaters schienen mit ihm begraben zu werden: Die deutsche Herrschaft in Italien brach zusammen, und der Junge, bereits König von Sizilien und bald, nach dem Tod der Mutter, Mündel Papst Innozenz III., wurde ein Spielball im deutschen Thronstreit. Schon früh berichten die Zeitgenossen allerdings von seinem „eigenen Kopf", der sich gegen jede Bevormundung auflehnte: Friedrich nutzte seine Tage, war immer aktiv, immer lern- und wissbegierig. „Seine Gaben", so heißt es, „eilten seinem Alter voran".

Mit 14 Jahren, im Jahre 1208, wurde Friedrich mündig und übernahm von Beginn an zielstrebig die Regierung im Königreich Sizilien. Drei Jahre später wählten ihn die Fürsten zwar in Nürnberg gegen seinen amtierenden welfischen Widersacher Otto IV. zum deutschen König. Doch der eigentliche politische Durchbruch gelang ihm erst, als 1215 – nach höchst abenteuerlichen Wendungen – mit der Krönung in Aachen der deutsche Thronstreit endgültig für ihn entschieden war. Friedrich stellte sich gut mit Papst Innozenz III., indem er, zumindest verbal, dessen territoriale Wünsche in Mittelitalien erfüllte und freie Bischofswahlen im Reich versprach – ein Zankapfel zwischen Kaiser und Papst seit dem Investiturstreit vor bald 150 Jahren. Die Belohnung: die Kaiserkrönung 1220 in Rom.

Das Staunen der Welt

Das halbe Jahrhundert des Herrscherlebens von Friedrich II. gleicht einer Achterbahnfahrt von Erfolgen und Misserfolgen. Stillstand, Pause hat es nie gegeben. Doch nicht nur seine rasche Intelligenz und die Entschlossenheit und Weite seiner innen- und außenpolitischen Konzeptionen machten ihn zum „Staunen der Welt", sondern auch seine vielfältigen Begabungen und Interessen. Geprägt durch Palermo, Schmelztiegel der Kulturen, nahm er wie kaum ein anderer Herrscher seiner Epoche Anteil an den sozialen, kulturellen und wissenschaftlichen Fortschritten der Zeit. Deren Protagonisten holte er an seinen Hof, befragte und förderte sie.

Mit Weitblick betrieb Friedrich II. in seinem süditalienischen Stammland die Wiederherstellung einer straffen Monarchie und einer modernen zentralistischen Verwaltung. Die Gründung der ersten rein staatlichen Universität Europas in Neapel und die Abfassung der „Konstitutionen von Melti" etwa machten ihn für

Jacob Burckhardt zum „ersten modernen Menschen auf dem Thron". Diese staatsrechtlich bahnbrechende Rechtssammlung, die unter anderem gleichsam die Idee des Wohlfahrtsstaates begründete, sollte auch den Ärmsten und Schwächsten zu ihrem Recht verhelfen – und dem Herrscher zu unbedingtem, vor Gott geschuldetem Gehorsam.

Die Kirche sah in dem Kaiser eine Art „getauften Sultan", weil er sich dem Vergnügen, dem Luxus und den schönen Künsten, der Alchimie, Mathematik und der schwarzen Magie widmete. Er selbst hielt sich für von Gott auserwählt und geführt – „bis zum Ende ein bestimmender Zug seines politischen Handelns", so sein derzeit maßgeblicher Biograf Wolfgang Stürner. Die Selbstgewissheit, aus der er immer wieder Energie und Durchhaltevermögen zog, erklärt wohl auch das Mitreißende, das er für seine Anhänger, und das Unheimliche, das er für seine Widersacher besaß.

Misstrauischer Menschenkenner

Friedrich konnte sich in mehr als einem halben Dutzend Sprachen verständlich machen, war zugleich sensibler Poet und grausamer Rächer. Vielleicht als Folge seiner soldatisch geprägten Kindheit, vielleicht auch auf Grund seines Sendungsbewusstseins war der Menschenkenner misstrauisch, im Einzelfall hart und skrupellos: Vermeintliche Verräter ließ er blenden und führte sie zur Abschreckung mit sich. Seine naturwissenschaftliche Neugier trieb er in Experimenten am Menschen so weit, dass die Zeitgenossen schauderten.

Die politische Konstellation zur Zeit Friedrichs machte den Kaiser zu einer Art „natürlichem Feind" des Papsttums. Seine Herrschaft im „Königreich beider Sizilien" und sein Anspruch auf das norditalienische Reichsitalien – das war eine Umklammerung, die dem Herrn des Kirchenstaates nicht genehm sein konnte. Die Päpste suchten daher – mit wechselndem Erfolg – die Unterstützung der lombardischen Stadtstaaten, die ihre in über einem Jahrhundert erlangte Unabhängigkeit zu bewahren versuchten. Glauben und Politik könnten kaum enger zusammenliegen als im spätmittelalterlichen Italien. Und so lässt sich auch jede Äußerung des Glaubens als politisch motiviert auslegen oder gleich ganz in ihr Gegenteil verkehren.

Dass sich Friedrich während seiner Krönung 1215 in eine lange Tradition stellte, indem er völlig überraschend das Kreuz nahm und damit seine Bereitschaft zum Kreuzzug signalisierte: War es, wie die einen sagen, eine „Demonstration der Stärke" gegenüber dem Papsttum, als weltlicher Führer der Christenheit aufzutreten? Oder war es im Gegenteil ein „Zeichen guten Willens"? Zweifellos aber war der angekündigte und mehrfach verschobene Kreuzzug ein Ärgernis, das ihm die Päpste – zu Recht oder zu Unrecht – immer wieder ankreideten. 1227 zog er sich dafür erstmals den Kirchenbann zu.

„Reise nach Jerusalem"

Dass das „Staunen der Welt" 1228 endlich als Gebannter die „Reise nach Jerusalem" antrat und,

Ritter des 13. Jh.s mit zwei Fußsoldaten

zum Staunen der Welt und zum Ärger des Papstes, mit dem Todfeind der Christenheit eine Rückgabe der heiligen Stätten auf zehn Jahre aushandelte – die ersten Nahost-Verhandlungen der Geschichte -, konnte Gregor IX. nicht von seinem Kurs abbringen. Die päpstliche Reaktion jedenfalls belegt, dass Gut und Böse, Schwarz und Weiß, bei näherer Betrachtung meist in Schattierungen von Grau aufgehen: Kaum, dass der „Befreier der heiligen Stätten" sich in der Grabeskirche selbst zum König von Jerusalem gekrönt hatte, landeten zu Hause päpstliche Truppen in seinem Stammland Sizilien. Heimgeeilt, schlug er den Angriff zurück, wurde durch zähes Verhandeln vom Kirchenbann befreit und widmete sich danach wieder dem Viel-Fronten-Kampf um die Herrschaft in Oberitalien.

Über Jahre schaukelte sich der militärische und ideologische Machtkampf zwischen Papst und Kaiser zu bis dahin unbekannter Radikalität auf – wobei, wie Friedrichs kritischer Biograf Abulafia betont, die Päpste die Beseitigung seiner Macht weitaus entschlossener betrieben als umgekehrt. Schließlich musste Innozenz IV. vor den kaiserlichen Truppen nach Lyon flüchten und trat dort zur Gegenoffensive an: Auf einem Konzil 1245 erklärte er Friedrich als römischen Kaiser und deutschen König für abgesetzt – ein jahrhundertelang erprobter politischer Schachzug. Spätestens jetzt ging es um weit mehr als um territoriale Konflikte in Italien; nun ging es um die Vorherrschaft zwischen weltlicher und geistlicher Macht.

Hatte ein Papst das Recht, den Kaiser abzusetzen, oder musste sich die Kirche auf ihre eigentlichen, spirituellen Aufgaben beschränken und sich in weltlichen Angelegenheiten dem von Gott eingesetzten Königtum unterordnen? Die Propaganda auf beiden Seiten lief jetzt richtig an. Schon 1239 hatte Friedrich seinen Geburtsort Iesi als „Bethlehem" bezeichnet und damit selbst eine Parallele zu Christus gezogen – gefundenes Fressen für seine Gegner; ihnen war dieser Hochmut Zeichen seiner notorischen Kirchenfeindschaft. Aus denselben apokalyptischen Vorstellungen heraus wurde Friedrich von seinen Anhängern geradezu messianisch erhöht, der päpstlichen Partei dagegen galt er als der „Antichrist".

Als er mit knapp 56 Jahren überraschend in Castel Fiorentina in Apulien starb, wohl an der Ruhr, stand der Kampf noch immer unentschieden. Mit Friedrichs Tod allerdings begann das quälende Ende des staufischen Geschlechts: Sein Sohn Konrad IV. starb 1254, das Chaos des Interregnums begann. Immer wieder tauchten irgendwo im Reich „falsche Friedriche" auf. Im 16. Jahrhundert verschmolz ihn die Legende mit seinem Großvater Friedrich Barbarossa zu der legendären Kaisergestalt, die, im Kyffhäuser – oder italienisch: im Ätna – eingeschlossen, eines Tages zum Wohle des Reiches wiederkehren soll. Vielleicht aber ist das gar nicht nötig, wenn die Regierenden nur beherzigen, was er seinen Söhnen ins Stammbuch schrieb: „Nicht deshalb allein unterscheidet man Könige und Kaiser, weil sie höher thronen, sondern weil sie tiefer blicken und tüchtiger handeln." ❑

Der Crac des Chevaliers – Ordensfestung aus der Kreuzfahrerzeit im heutigen Syrien

VOLKER W. BÖHLER

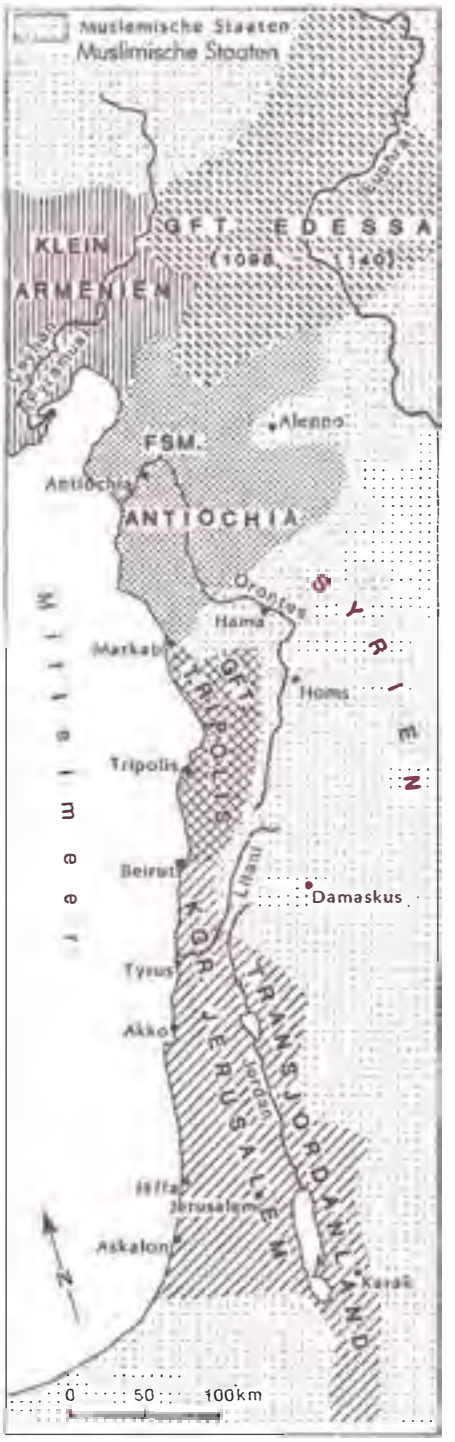
Deus lo vult

Deus lo vult – Gott will es!“ Diese Aufforderung des französischen Papstes Urban II. löste im Jahre 1095 das Phänomen der Kreuzzüge aus, die das christliche Abendland und das Heilige Land für die nächsten 200 Jahre in Atem hielten.

Nach der muslimischen Eroberung Jerusalems im Jahre 638 durch den Kalifen Omar erfuhr die christliche Wallfahrt ins Heilige Land zunächst wenig Störungen. Dies änderte sich, nachdem die ägyptischen Fatimiden-Sultane die Oberhoheit der abbasidischen Kalifen in Bagdad nicht mehr anerkannten. Seit 940 bis zur endgültigen Zerstörung Bagdads durch die Mongolen (1258) war die Abbasiden-Dynastie annähernd bedeutungslos geworden. Der fatimische Kalif Al Hakim Bi Amrallah ließ 1008 das wichtigste Wallfahrtsheiligtum der Christen, die Basilika des Heiligen Grabes in Jerusalem, zerstören , und in den nächsten Jahren ereilte im fatimitischen Kalifat 30.000 Kirchen das gleiche Schicksal.[1] Die Pilgerfahrt ins Heilige Land war nur noch unter großen Schwierigkeiten möglich geworden. Eine weitere Verschlechterung der Situation trat mit dem Vordringen türkischer Seldschuken-Stämme ein, die unter Alp Arslan dem fatimitischen Kalifen Syrien und das Heilige Land entreißen. Der byzantinische Kaiser Romanos IV. aber beschränkte sich nach einer vernichtenden Niederlage gegen die Seldschuken bei Mantzikert (1071) auf die Rolle eines kraftlosen Zuschauers, der nicht in der Lage war, die Gründung des rumseldschukischen Sultanats von Ikonia auf seinem Territorium zu verhindern.[2] Damit wurden auch die Landwege für die Pilgerfahrt durch die Hochebene von Anatolien, den Taurus und die Kilikische Pforte nach Syrien erheblich behindert.

Die Sehnsucht der abendländischen Christenheit nach der Pilgerfahrt ins Heilige Land bleibt ungebrochen und erfährt unter dem Eindruck der clunyazensischen Reformbewegung neuen Auftrieb. Abt Odilio von Cluny verlangte in seinen Collationes den Schutz der Armen, allerdings weniger im Sinne finanziell Armer als im Sinne der Hilfe für Schutzlose.[3] So erhielt das feudalritterliche Ideal des Kämpfers Christi die scholastische Grundlage. Quasi als Nebenprodukt erhoffte sich Papst Urban II. bei seinem leidenschaftlichen Aufruf in Clermont die Beendigung des seit 1054 bestehenden Schismas zwischen Rom und Konstantinopel. Immerhin eilten die Heere der okzidentalen Fürsten unter der Schirmherrschaft des Patriarchen von Rom den bedrängten Brüdern im Osten zu Hilfe.

Auf dieser Grundlage nahm die Idee des bewaffneten Pilgerschutzes mehr und mehr Form an. Darüber hinaus galt es, „diese gottlose Rasse aus den christlichen Ländern zu verjagen, bevor es zu spät ist“[4]. Als höchste Belohnung versprach Urban II.: „Die Vergebung der Sünden wird denen gewährt, die dorthin gehen, wenn sie ein gebundenes Leben entweder zu



Die Aufteilung der Levante durch die Kreuzfahrer.
Kartenausschnitt „Fränkische Festungen in Syrien s.S. 50.

Inhalt

Deus lo vult 49
Die Verteidigung des Glaubens 50
Die Ebene von Buqaia 51
Der Crac des Chevaliers ... 51
Die Ayjubiden 52
Die Mameluken 53
Der Fall des Crac 54
Das Ende des Königreiches Jerusalem 54
Ausblick 55
Anmerkungen 56

Lande oder beim Überqueren der See beenden oder im Kampf gegen die Heiden. Ich, bekleidet mit diesem Geschenk Gottes, gewähre das denen, die gehen".[5]

Die Ähnlichkeiten mit dem Heiligen Krieg des Islam sind offenkundig. Allerdings ging es bei dieser Aufforderung weniger um den expansonistisch-kriegerisch begründeten Anspruch als um die Rückeroberung des Heiligen Landes als ein Erbbesitz des Herrn. Auch kann in der Anfangsphase der Kreuzzüge durchaus davon ausgegangen werden, dass neben Pilgerschutz die Solidarität mit den bedrohten Mitbrüdern im Heiligen Land ein nicht zu unterschätzendes Motiv war.

Der Wahrheit halber aber muss festgestellt werden, dass die Sehnsucht der „peregrina Christi" und das Ideal des Schutzes der „pauperes Christi" bald von weniger christlichen Motiven überlagert wurden. So war dies für die zweit- oder drittgeborenen Söhne des europäischen Adels die Gelegenheit, auch ohne Erbrecht in Outremer Besitz zu erwerben und Herrschaftsgebiete zu gründen.[6]

Bereits während des 1. Kreuzzuges entstanden die Grafschaft Edessa (1098 – 1146), das Fürstentum Antiochia (1098 – 1268), die Grafschaft Tripolis (1102 – 1289) und das Königreich Jerusalem (1099 – 1244). Rund 100 Jahre später wurden die Königreiche von Zypern (1192 — 1489) und Klein-Armenien (1198 – 1375) gegründet. Die skandalöse Eroberung von Byzanz und die Gründung des kurzlebigen lateinischen Kaiserreiches (1204 – 1261) während des 4. Kreuzzuges wurden zum Synonym der Pervertierung des Kreuzzuggedankens. Es besteht kein Zweifel, dass die intriganten Kaiser von Byzanz den Kreuzfahrern mehr als einmal Anlass zum Zorn gegeben hatten. Dies konnte aber die „Umleitung" des Kreuzfahrerheeres durch den Dogen von Venedig, Enrico Dandolo, niemals rechtfertigen.

Das Ideal des „miles Christi", der ritterliche Tugenden mit denen eines monastischen Lebens verband, führte bereits kurze Zeit nach der Errichtung des Königreiches von Jerusalem zur Gründung der geistlichen Ritterorden, die den bewaffneten Pilgerschutz und die Pflege der Kranken und Verwundeten als ihre Hauptaufgaben ansahen.[7] Die weltlichen Barone aus dem Abendland „nahmen das Kreuz" und begaben sich „auf die bewaffnete Wallfahrt". Beide Vertreter des feudalen Rittertums waren allerdings seit dem 2. Kreuzzug (1147 – 1149) stark unter dem geistigen Einfluß des Heiligen Bernhard von Clairvaux.[8] In der Folgezeit verlagerten sich die Ordensideale mehr und mehr auf die Sicherung der eigenen Macht, vorzugsweise in eigenen Territorien. Die lateinischen Fürstentümer in der Levante haben hierbei sicherlich Pate gestanden.

Letztlich waren die Kreuzzüge zum Scheitern verurteilt. Das Interesse der abendländischen Feudalstaaten war erlahmt, die Kreuzzugsidee verbraucht, der Nachschub an Menschen und Material unterblieb, und ein durch und durch korruptes byzantinisches Reich tat das Seinige hinzu. Die Katastrophe von Hattin leitete 1187 den Todeskampf der Kreuzfahrerstaaten ein, der sich noch über rund 100 Jahre hinziehen sollte.[9] Im Jahre 1291 fällt die letzte christliche Bastion Akkon. Der Islam hatte Syrien und das Heilige Land zurückerobert.

Während der Deutsche Orden bereits ab 1226 kontinuierlich im Ostseeraum seinen Ordensstaat einrichtete, gelang es den Johannitern, 1309 auf Rhodos und nach der Eroberung der Insel (1522) durch den osmanischen Sultan Suleiman den Prächtigen 1530 auf Malta Fuß zu fassen. Die Templer erkannten ihre

Crac des Chevalliers *auf einem 700 m hohen Ausläufer des Jebel Ansariya. Der Crac beherrscht die Ebene von Buqaia und somit den verwundbaren Zugang in das Hinterland. Gesamtansicht der Johanniterfestung von Westen (s.a. Grundriss S. 52).*

Chance nicht. Sie fielen einer gemeinsamen Intrige des französischen Königs Philip IV. (des Schönen) und des Papstes Clemens V. zum Opfer, 1312 wurde der Orden liquidiert.

Insgesamt gesehen war die Epoche der Kreuzzüge sowohl für das christliche Abendland als auch für das Heilige Land und die Levante eine Katastrophe von gewaltigem Ausmaß. Das Trauma der Kreuzzüge ist bis heute bei der muslimischen Bevölkerung, aber auch den orthodoxen christlichen Minderheiten geblieben. Geblieben sind auch die gewaltigen Festungen, die die Kreuzfahrer zur Sicherung ihrer Herrschaft errichteten.

Die Verteidigung des Glaubens

Ein Blick auf die Landkarte der Levante (s.S. 49) macht deutlich, dass die Kreuzfahrerstaaten in einem relativ schmalen Streifen längs der Mittelmeerküsten Kilikiens, Syriens und Palästinas bis hinunter nach Gaza errichtet wurden. Bei Gaza konnte der Machtbereich nach Osten bis zum Toten Meer und längs des Wadi Araba bis zum Golf von Akkaba ausgedehnt werden.

Ein dichtes Netz befestigter Städte sicherte besonders den Küstenbereich, während im Landesinneren und zur Ostgrenze der Fürstentümer hin eine Kette beeindruckender Burgen zur Abwehr der Bedrohung durch die islamischen Emire von Mossul, Aleppo, Hama, Homs und Damaskus erbaut wurden. Im Süden dienten diese Burgen zur Sicherung des Königreiches Jerusalem gegen das fatimitische Kalifat von Ägypten. Viele dieser Festungen wurden im Laufe der Zeit an die Ritterorden der Templer und Johanniter übergeben, da die lokalen Feudalherren nicht in der Lage waren, Instandhaltung und Unterhalt der Garnisonen zu gewährleisten.

Die gewaltigsten Burgen lagen im Herrschaftsbereich der Grafschaft Tripolis. Heute noch beeindrucken die Johanniterburgen Margat (Qalaat Marqab) und der Crac des Chevaliers (Qalaat Al Hosn) durch ihre gewaltige Größe, und insbesondere im Crac ist die Idee der Verteidigung des Glaubens Stein geworden.[10]

Die Ebene von Buqaia

Die geographischen Gegebenheiten in der Mitte der Grafschaft Tripolis waren von alters her von besonderer Bedeutung. Hier verebbten die Gebirgszüge des Libanon und Anti-Libanon, die ihrerseits die überaus fruchtbare Bekaa-Ebene im Westen und Osten begrenzten, ins Tal des Nahr Al Kabir, der sich ins Mittelmeer entwässerte und der den Anti-Libanon im Süden vom Ansariya Gebirge im Norden trennte. Diese Ebene gab den ungehinderten Zugang vom Mittelmeer sowohl nach Homs und Hama als auch nach Damaskus frei. Wer die Ebene von Buqaia beherrschte, dem standen sowohl das Meer als auch Innerarabien und Persien offen. Bereits die hethitischen Herrscher Anatoliens hatten diese Vorteile für die Abrundung ihres Interessengebietes gegen das Pharaonenreich der 19. Dynastie klar erkannt und den Ägyptern unter Ramses II. bei dem nahe gelegenen Ort Kadesch eine für sie vorteilhafte Schlacht geliefert.

Mit dem Heraufdämmern der fränkischen Gefahr erbaute der Emir von Homs 1031 die erste Burg, die er mit einer kurdischen Garnison bemannte.[11] So erklärt sich auch der arabische Name für die Festung Hosn Al Akrad, Kurdenburg. Die französischen, flandrischen und normannischen Ritterheere des 1. Kreuzzuges (1096 – 1099) nutzten auf ihrem Marsch nach Süden das sogenannte „Loch von Homs“, eben jene Lücke zwischen den parallel zur Küste verlaufenden Gebirgszügen, um sich dem Ziel ihrer Sehnsucht, Jerusalem zu nähern. Es gilt als gesichert, dass der Graf von Toulouse, Raimund von St. Gilles, die Ebene von Buqaia 1099 passierte und die Kurdenburg kurzzeitig besetzte. Endgültig geriet sie 1110 in die Gewalt der Kreuzfahrer, und es war Tankred von Galiläa, der sie dem Emir von Homs abnahm. Tankred überließ die

Festung seinem Mündel Ponce von Tripolis, und so kam sie unter die Herrschaft der Grafschaft. Bald schon stellte sich heraus, dass die lokalen Burgherren die Festung mit eigenen Mitteln nicht mehr halten konnten, und so wurde sie von Raimund II. 1142 dem Orden vom Heiligen Johannes übergeben. Über die Herkunft des Namens Crac gibt es zwei Deutungen. Denkbar wäre eine fränkische Verballhornung des Wortes „Akrad" (Kurden), oder die Burg wurde in Anlehnung an den im heutigen Jordanien gelegenen „Kerak von Moab" benannt. Als Crac de L'Hospitale oder Crac des Chevaliers wurde er zum Synonym für die fränkische Kreuzfahrerburg im Heiligen Land.

Der Crac des Chevaliers

Die Festung liegt auf einem ca. 700 m hohen Ausläufer des Jebel Ansariya. Aus der Entfernung eher unauffällig und in den Konturen der höheren Ausläufer der Ansariya verschwindend, entfaltet der Crac bei der Annäherung vom Südosten her allmählich seine gewaltige Größe. Von der Burg aus kann man bei klarem Wetter die 35 km entfernte Mittelmeerküste im Westen sehen. Der Crac beherrscht die Ebene von Buqaia und somit den verwundbaren Zugang in das gesamte Hinterland. Eine ganze Kette von kleineren Wachburgen diesseits und jenseits der rund 20 km breiten Ebene ermöglichte eine lückenlose Überwachung dieser strategisch wichtigen Landmarke. Die Burgen standen untereinander in Sichtverbindung und gaben Nachrichten durch Feuer- oder Spiegelzeichen und Brieftauben weiter. So war es möglich, in kurzer Zeit über die benachbarten Castel Blanc und Castel Rouge Aufklärungsergebnisse an die Küste nach Tartus oder Tripolis zu übermitteln.[12] Mit der Übereignung des Crac an den Orden vom Heiligen Johannes übernahmen die Ordensritter die Verantwortung über eine der verwundbarsten Stellen in den neu entstandenen fränkischen Feudalstaaten. Hier wird wiederum deutlich, wie schnell der Grundgedanke des reinen Pilgerschutzes und der Hospitalität militärischen Gesichtspunkten – wollten die Staaten überleben – weichen musste.

Den islamischen Emiren saß die Burg wie ein Stachel im Fleisch. Bereits 1163 versuchte der Sultan von Aleppo, Nur Ed Din, den Crac zu erobern. Ein weiterer erfolgloser Versuch erfolgte drei Jahre später. Im Sommer 1170 zerstörte ein schweres Erdbeben Teile der Burg. Ein Wiederaufbau mit einer grundlegenden Verstärkung der Vorwerke nahm die Folgejahre in Anspruch. Zum Atemholen aber gab es keine Zeit, 1174 und 1175 standen die muslimischen Belagerer erneut vor der Burg. Salah Ad Din (Saladin), der 1180 in einem verheerenden Zug in die Grafschaft Tripolis eingefallen war, wagte erst gar nicht die Belagerung der Burg. Selbst nach der vernichtenden Niederlage der Kreuzfahrerheere 1187 bei Hattin und der Einnahme Jerusalems gelang es Saladin nicht, den Crac zu erobern.

Ein päpstliches Breve aus dem Jahre 1254 verpflichtete den Orden unter Gewährung zahlreicher Privilegien, 60 Ordensritter in Garnison zu halten.[13] Dazu kamen Dienende Ordensbrüder, Fußsoldaten, Turkopolen und Bedienstete.[14] Insgesamt mag die Garnison 800 Mann, in Krisenzeiten bis zu 2.000 Menschen beherbergt haben.

Es bereitet Schwierigkeiten, die einzelnen Bauphasen des Crac zeitlich einzuordnen, da der Baustil bis auf wenige Ausnahmen in sich geschlossen ist. Die Bautätigkeiten, die dem Crac sein beeindruckendes Aussehen gaben, fanden zwischen den Jahren 1150 und 1265 statt. In der frühen Bauperiode entstanden die für den Crac so typischen äußeren und inneren Beringe und die Burgkapelle, die noch Elemente der provencialischen Romanik trägt. In einer späteren Periode entstanden ab 1230 die repräsentativen Bauten des Großen Kapitelsaales, des Rittersaales und der Galerie, die in reiner französischer Gotik errichtet wurden und zisterziensische Bauelemente aufweisen. Auch wenn es keine Belege dafür gibt, dass der Großmeister des Ordens für längere Zeit auf dem Crac residierte, so war bei seinen Besuchen und der Abhaltung der Generalkapitel für einen würdevollen repräsentativen Rahmen gesorgt.

Als Meisterwerk französischer Festungsbaukunst gilt die Gesamtkonzeption der Burg. Der äußere Ring war im Westen mit fünf wuchtigen Halbrundbastionen bewehrt, im Norden sichern zwei massive Bastionen einen Nebenzugang zur Burg. Die Süd- und Ostfront erfuhr nach der mamelukischen Eroberung zahlreiche bauliche Ergänzungen, wobei die gewaltigen, viereckigen Bastionen besonders ins Auge springen. An der Ostseite liegt auch der Hauptzugang zur Burg. Über eine leicht ansteigende, überwölbte Rampe, die auch für Pferde zugänglich war, erreicht man – vorbei an den Unterkünften für die Wachmannschaften - die zweite Rampe, die im spitzen Winkel zur Oberburg führt. Eine mit einem Fallgitter bewehrte rechteckige Bastion sicherte den Zugang zum inneren Bering. Die Oberburg überragt den äußeren Bering und wird

Grundriss des Crac des Chevaliers

1 – Glacis (Befestigungsvorfeld) zwischen dem äußeren Bering und der Hauptburg
2 – Turm der Tochter des Königs
3 – Rittersaal (Große Halle)
4 – Kapitelsaal (120 Meter Halle)
5 – Lagerräume für Lebensmittel und Wassertanks
6 – Unterkunft des Burgvoigts
7 – Graben
8 – Ställe und Scheune
9 – Turm des Sultan Qalaun
10 – früherer Eingang
11 – Kapelle / Moschee
12 – Eingangstor
13 – Wachraum
14 – Ställe
15 – Bastion am Burggraben
16 – arabisches Bad

Hauptzugang vom äußeren Bering zur Hauptburg. Über eine leicht ansteigende, überwölbte Rampe, die auch für Pferde zugänglich war, erreicht man – vorbei an den Unterkünften für die Wachmannschaften – eine zweite Rampe, die im spitzen Winkel zur Oberburg führt.

rundum durch massive Türme, die rund, rechteckig oder schiffsförmig sind, verstärkt. Im Westen und Süden verhindert ein steiles Glacis jede direkte Annäherung und macht den Einsatz von Sturmleitern unmöglich. Im Norden wird dies durch den gewachsenen Fels bewirkt, während im Osten die Bauten der Oberburg an den äußeren Bering heranreichen. Ein ausgeklügeltes System von Schießscharten verteilt sich über das gesamte Mauerwerk beider Ringe und schließt nahezu jeden toten Winkel aus. So stellt sich der Crac als wahres Beispiel fortifikationstechnischer Überlegenheit dar, das quasi als Re-Import die französische Festungstechnik in Europa beeinflußte.

Die nach den Ordensregeln vorgeschriebene vita communis dokumentiert sich besonders im Großen Kapitelsaal, der mit einer Länge von 120 m, einer Breite von 8 m und einer Höhe von 10 m die Teilnehmer eines Generalkapitels problemlos fassen konnte. Ein besonderes Juwel aber ist der vor dem Großen Saal liegende Rittersaal mit seiner Loggia, die uns in ihrer Eleganz in den Kreuzgang eines französischen Zisterzienserklosters versetzt. Eine lateinische Inschrift über einem der Fensterstürze mahnt die Ritter vor Überheblichkeit: „Sei dir Reichtum, Weisheit und Schönheit gegeben, sind sie von Hochmut begleitet, ist alles beschmutzt."[15]

Es bedarf einiger Phantasie, sich die einstige Schönheit der Kapelle vorzustellen. Sie ist einschiffig und besitzt ein Tonnengewölbe mit drei Gurtbögen. Nach der Eroberung erfolgte die Umwandlung in eine Moschee, und Mihrab und Minbar wirkten als Fremdkörper.[16]

Die Ayjubiden

Nach dem Verlust der Heiligen Stadt Jerusalem geriet der Crac unter den Ayjubiden Saladin (1169 – 1193) und seines Bruders Malik Al Adil Abu Bakr (1193 – 1217) immer stärker unter Druck. Die Ressourcen im Hinterland waren unter islamische Kontrolle geraten, der Nachschub von der Küste wurde spärlicher. Hinzu kamen zwei weitere Erdbeben, die 1201 und 1202 die Burg stark beschädigten. All das hinderte die Ordensritter nicht, dem Feind offensiv zu begegnen. Zwischen 1203 und 1207 wechselten sich Ausfälle und erfolglose Angriffe gegen das Emirat Hama mit erfolglosen Belagerungen durch Malik Al Adil ab. Kleinere Wachburgen fielen in die Hände der Muslime, aber der Crac des Chevaliers schien uneinnehmbar. Es gelang sogar, sich den Emir von Hama tributpflichtig zu machen. Zwischenzeitlich war der 3. Kreuzzug (1189 – 1192) trotz hochherrschaftlicher Führer wie Friedrich Barbarossa, Herzog Friedrich von Schwaben, König Richard Löwenherz und König Philipp II. von Frankreich erfolglos in Anatolien, der Levante und den Wüsten Syriens und Palästinas verebbt. Die Führer des 4. Kreuzzuges (1202 – 1204) hatten ohnehin die Rückeroberung des Heiligen Landes nicht ernsthaft geplant und begnügten sich mit der Eroberung des christlichen Konstantinopel.

Nach Saladins Tod verschob sich das Machtzentrum der Ayjubiden mehr und mehr nach Ägypten. Die Emire der großen syrischen Städte genossen eine Periode relativer Selbstständigkeit. Die christlichen Feudalherren im Heiligen Land aber entschlossen sich, das ayjubidische Machtzentrum in Ägypten anzugreifen. Das vierjährige Unternehmen (1217 – 1221) endete erfolglos. Die die Nilmündung beherrschende Hafenstadt Damiette wird genommen und wieder verloren. Während der Belagerung stirbt Saladins Bruder Malik Al Adil. Das Ziel dieses Feldzuges, Kairo zu erobern, ist in weite Ferne gerückt. Malik Al Kamil, der neue Sultan, bot den Baronen – sicherlich auch unter dem Eindruck der sich im Osten des Reiches abzeichnenden Bedrohung durch die Mongolen – an, die 1187 verlorenen Territorien einschließlich der Heiligen Stadt und des in Hattin verloren gegangenen Wahren Kreuzes Christi zurückzugeben.

Der päpstliche Legat Pelagius aber begriff seine Chance nicht, lehnte ab und führte sein Heer in den pestverseuchten Uferstreifen des Nildeltas in die Katastrophe. Letztlich gelang es dem Staufer Friedrich II. während des 5. Kreuzzuges (1228 – 1229) durch Verhandlungsgeschick und die Fähigkeit, sich in die arabische Denkweise einzufühlen, große Teile des Königreiches, einschließlich der Städte Jerusalem, Bethlehem, Akkon, Tyros und Sidon zurück zu gewinnen.[17] Der vom Papst gebannte Friedrich erreichte diese Atempause ohne Schwertstreich, während die Templer und Johanniter eine unrühmliche Rolle spielten und dem Staufer die Gefolgschaft verweigerten. Allein der Deutsche Orden unter seinem Hochmeister Hermann von Salza (1209 – 1239) blieb dem Kaiser eine verläßliche Stütze.

Mit Al Kamils Tod (1238) versank das Herrschaftsgebiet der Ayjubiden in verheerende Diadochenkämpfe, in denen sich schließlich sein Sohn Al Salih Ayjub als Sultan von Ägypten behaupten konnte, während das Gebiet zwischen Damaskus und Kairo von zahlreichen Klein-Emiraten beherrscht wurde. Die fränkischen Barone aber nutzten auch diese Chance des zerfallenden Ayjubiden-Reiches nicht. Sie führten Bürgerkriege untereinander. Templer und Johanniter lieferten sich blutige Schlachten, die Fürstentümer ta-

ten Gleiches. Vereint waren die fränkischen Barone allerdings in ihrem Hass auf die Anhänger Friedrich II.

Unter dem Druck der nach Westen drängenden Mongolen hatten sich türkische Chorasanen-Stämme aus der Region des Aral-Sees nach Syrien abgesetzt und verdingten sich dort als Söldner. Die fränkischen Feudalherren aber waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass sie die Gefahr erkannt hätten. So fiel Jerusalem 1244 in einer Mordorgie der Chorasanen endgültig in die Hände der Muslime. Für über 600 Jahre sollte kein christliches Heer mehr die Stadt betreten.[18)]

Das Auftreten der barbarischen Chorasanen führte zu neuen Veränderungen der ohnehin fragilen Bündnisse. Franken und die Emire von Damaskus und Homs bildeten eine Allianz gegen Kairo, und die Ritterorden vergaßen ihre Rivalitäten. Bei La Forbie nahe Gaza schlug 1244 die vereinte chorasanisch-äpyptische Armee die Barone und ihre verbündeten Emire vernichtend. Ein mamelukischer Söldner namens Baibars sollte in dieser Schlacht erstmals von sich reden machen.

Die Wirren des auseinanderfallenden Ayjubiden-Reiches gaben dem Crac eine kleine Atempause, in die auch die letzte Bauperiode der Burg fällt. Der Rittersaal und die Loggia entstanden in dieser Zeit. Die Zeit offensiver Aktivitäten aber war vorbei. Die fränkischen Feudalstaaten glichen mehr und mehr einem Flickenteppich, dessen Territorium löchrig war und durch befestigte Städte und Burgen mehr schlecht als recht zusammengehalten wurde. La Forbie bedeutete für den Ritterorden unersetzliche Verluste. 27 Johanniter, 33 Templer und 3 Deutschherren hatten die Schlacht überlebt.[19)]

Die Mameluken

Der 6. Kreuzzug (1248 – 1254) des französischen Königs Ludwig IX. (des Heiligen) läutete das Ende der Kreuzfahrerstaaten ein. Ludwig wird im Nildelta bei Mansura 1250 vernichtend geschlagen und gerät selbst in Gefangenschaft. Wiederum führte ein gewisser Mameluken-Emir namens Baibars den entscheidenden Schlag, und der gewaltige Sieg hinderte ihn nicht daran, den rechtmäßigen Sultan, Salih Ayjubs Sohn, Turan Schah, wegen Eifersüchteleien bei der Ämtervergabe zu ermorden. Ludwig kam gegen ein hohes Lösegeld frei und kehrte 1254 von Akkon nach Frankreich zurück. Unaufhaltsam gingen die Fürstentümer ihrem Ende entgegen.

Beschleunigt wurde dieser Prozess durch die immer wieder ohne Vorwarnung einfallenden turmenischen Horden, die 1267 wiederum in der Grafschaft Tripolis eingefallen waren, die Ländereien um den Crac verwüsteten und die Bevölkerung der umliegenden Dörfer in die Sklaverei führten. Eine Belagerung der Burg selbst verlief erfolglos.

Mit dem Heraufdämmern der mongolischen Gefahr rekrutierten die muslimischen Emire mehr und mehr türkische Hilfstruppen, die den Status von Militärsklaven hatten und sich durch wilde Entschlossenheit, Grausamkeit und Brutalität auszeichneten.[20)]

In dieser Beziehung standen sie den Horden des Mongolen-Khans Hulagu in nichts nach. Dieser hatte 1258 Bagdad, zwei Jahre später Aleppo und Damaskus erobert. Die Emire schwankten zwischen Unterwerfung unter die Mongolen und Bündnissen mit dem christlichen Todfeind. Letztere wiederum glaubten, in den Mongolen einen Allianzpartner gegen Ägypten und die Emire zu gewinnen. Selbst Ludwig IX. war nicht von der Phantasterei frei, mit Hilfe der Mongolen die verhassten Muslime zu besiegen.

So standen sich zwei entschlossene Gegner gegenüber. Der Mameluke Kutuz Ibn Abdullah hatte sich zum Sultan von Ägypten aufgeworfen, und Baibars Ibn Abdullah war sein fähigster Feldherr. Bei Ain Jalut brachte Baibars den Mongolen eine vernichtende Niederlage bei (1260), und sie zogen sich jenseits des Euphrats zurück. Als Sultan Kutuz seinem siegreichen Heerführer die Statthalterschaft von Aleppo verweigerte, brachte Baibars seinen Herrn kurzerhand um und machte sich selbst zum Sultan. Als Malik Az Zahir Rukn Ad Din Baibars Al Bundakdari Ibn Abdullah sollte er die Christen das Fürchten lehren.

Baibars war einerseits ein fähiger Taktiker, andererseits ein fanatischer Anhänger eines fundamentalistischen Islams, der Verstöße gegen die Grundsätze des Koran mit rigoroser Härte bestrafte. Die Ritterlichkeit eines Saladin ging ihm völlig ab. Er herrschte und führte mit Brutalität, List und Trug. Verträge galten ihm wenig. Baibars hatte eine typische Karriere als Mameluke durchlaufen. Irgendwo als Kind in Tscherkessien gekauft, kam er nach Damaskus, trat zum Islam über, wurde kaserniert und erlernte von mamelukischen Ausbildern das Waffenhandwerk im Heer des ayjubidischen Sultans. Als Freigelassener diente er sich durch die Ränge, fiel durch Tapferkeit, Kühnheit und Rücksichtslosigkeit auf und trat als fähiger General erstmals in der Schlacht von La Forbie (1244) in Erscheinung. Die Siege der Muslime über die Kreuzfahrer bei Mansura (1250) und über die Mongolen bei Ain Jalut (1260) waren ebenfalls Baibars zuzuschreiben. Nach der eigenhändigen Ermordung seiner Herren Turan Schah und Al Kutuz war Baibars unumschränkter Herrscher in Ägypten, Palästina und Syrien.

Den Franken verblieben noch die befestigten Küstenstädte sowie ein Teil der Burgen im Landesinneren, die von den Ritterorden gehalten wurden und mit sieben Templer-Burgen, zwei Johanniter-Burgen und einer Burg des Deutschen Ordens das Rückgrat der Verteidigung bildeten. Baibars führte einen Krieg der verbrannten Erde, die eroberten Städte wurden systematisch zerstört, die christliche Bevölkerung massakriert. Im Süden fielen Caesarea, Haifa und Jaffa sowie die Burgen Safed und Beaufort, während eine mamelukische Armee unter General Qalawun das Königreich Armenien in Kilikien verheerte. Im Jahre 1267 stand Baibars mit schwerem Belagerungsgerät vor Akkon, das standhielt. Ein Jahr später zerstörte er Antiochia und liquidierte das Fürstentum.

Der Fall des Crac des Chevaliers

Gegen Ende des Jahres 1270 schlug die Schicksalsstunde für den Crac des Chevaliers. Baibars hatte die Templer-Burg Safita erobert, seine Versuche, den Sitz des Großmeisters der Johanniter, Margat, zu stürmen, wurden allerdings abgewiesen. Im Januar erschien er vor dem Crac. Die

Der Rittersaales des Crac ist in reiner französischer Gotik errichtet und erinnert in seiner Eleganz an den Kreuzgang eines französischen Zisterzienserklosters.

Tatsache, dass er 1267 einen zehnjährigen Waffenstillstand mit dem Orden des Heiligen Johannes abgeschlossen hatte, berührte Baibars wenig. Am 28. Januar 1271 unternahm die Besatzung einen Ausfall und konnte kurzzeitig die Muslime vertreiben. Die mamelukischen Truppen verwüsteten danach das Umland und Baibars gelang es, eine Allianz mit dem Emir von Hama und Befehlshaber der tief im Norden des Ansariya-Gebirges gelegenen Burg Saône zu schmieden.[21] Es scheint auch, dass er sich der Unterstützung der schiitischen Mördersekte der Assassinen versicherte.[22] Arabische Quellen allerdings berichten, dass Baibars während der Belagerung zwei Assassinen festnahm, die er eines Anschlags auf seine Person bezichtigte.[23] Vor dem Großmeister der Sekte, Sheik Nagm Ad Din, wurde der Vorfall allerdings heruntergespielt, zu groß war auch im muslimischen Lager die Furcht vor dieser Terrororganisation.

Am 3. März erschien das muslimische Heer mit schwerem Belagerungsgerät vor der Festung. Die waffentechnische Entwicklung der letzten 150 Jahre hatte entscheidende Verbesserungen mit sich gebracht, und die Katapulte kamen einer schweren Artillerie gleich, die Steinbrocken mit einem Gewicht von einer Viertel Tonne schleudern konnte. Am 21. März fiel das Vorwerk, und am 29. März wurde der Südwestturm des äußeren Beringes durch eine Mine zum Einsturz gebracht. Die wenigen Überlebenden zogen sich in den Dojon zurück und konnten sich noch ein paar Tage halten. Am 8. April ergab sich die Besatzung und erhielt freien Abzug nach Tripolis. Ausnahmsweise hatte Baibars einmal Wort gehalten und die Besiegten verschont.

Nach einem Brief des Großmeisters des Ordens aus dem Jahre 1268 betrug die Kopfstärke der Ordensritter für Margat und den Crac 300 Brüder.[24] So dürften es zum Zeitpunkt der Belagerung des Crac eher weniger als 150 Ritter, zusätzlich der Hilfstruppen und Bediensteten gewesen sein. Man kann davon ausgehen, dass gerade einige Dutzend die Katastrophe überlebten.

Nach der mamelukischen Eroberung wurde der Crac wieder instandgesetzt, mit Zubauten versehen und verstärkt. Mit abnehmender fränkischer Gefahr allerdings geriet auch der Crac mehr und mehr in einen schlechten Bauzustand. Dörfler richteten sich in den Mauern der Festung ein, bis die französischen Mandatsherren schließlich den kulturgeschichtlichen Wert der Burg erkannten, die Bewohner 1934 am Fuße der Burg ansiedelten und die Festung stabilisierten und restaurierten.

Das Ende des Königreiches Jerusalem

Der Crac des Chevaliers widerstand im Laufe von 160 Jahren elf Belagerungen, sein Ende signalisierte den endgültigen Niedergang der christlichen Fürstentümer. Baibars aber ereilte das gleiche Schicksal, das er oftmals seinen Gegnern bereitet hatte. Er starb 1277 nach dem Genuss eines Giftbechers, und es blieb seinem Nachfolger Qalawun (1277 – 1290) vorbehalten, die Burg Margat 1285 und Tripolis 1289 zu erobern. Qalawuns Sohn, Al Malik Al Ashraf, trat in die mamelukische Blutspur. Nach einer Belagerung von sechs Wochen erlag die letzte große christliche Bastion Akkon am 18. Mai 1291 dem islamischen Ansturm. Die Küstenstädte Tyrus, Sidon und Beirut wurden geräumt. Mit der Aufgabe der vor Tartus gelegenen Templer-Insel Al Ruad im Jahre 1303 waren das Königreich Jerusalem und die Fürstentümer – mit Ausnahme der Königreiche Zypern und Klein-Armenien – endgültig ausgelöscht.

Ausblick

Letztlich waren die Kreuzzüge nicht nur an einem kämpferischen Islam gescheitert, sondern auch an den Gegensätzen zwischen dem Kaiserreich der Staufer und dem Papsttum und dem tiefen Misstrauen, das lateinische Christen von den Ostchristen – repräsentiert durch den Kaiser in Byzanz – trennte. Hinzu kamen die ausschließlich wirtschaftlich orientierten Interessen der oberitalienischen Stadtrepubliken Genua und Venedig, die typische Kriegsgewinnler der Kreuzzüge waren und in Konkurrenz zueinander standen. Im Heiligen Land selbst trugen die Barone und Ritterorden durch Eifersüchtelei und Uneinigkeit bis hin zur bewaffneten Auseinandersetzung zum Fall ihrer Territorien bei.

An den europäischen Höfen, einschließlich des Kirchenstaates, aber war nach der Katastrophe des 6. Kreuzzuges die Begeisterung für die bewaffnete Wallfahrt ins Heilige Land zum Erliegen gekommen, während auf der islamischen Seite eine

Handvoll charismatischer Führer den Dschihad zur Befreiung von den Ungläubigen erfolgreich propagierte.

Was ist aus den Verteidigern des Glaubens, den Ritterorden, geworden? Die Templer gingen im Feuer der Inquisition unter. Der Orden wurde 1312 mit päpstlicher Bulle aufgehoben.[25] Die Johanniter und der Deutsche Orden haben die Zeit nach einer wechselvollen Geschichte bis zum heutigen Tage überdauert und sind zu ihren Wurzeln der Caritas und Hospitalität zurückgekehrt. Geblieben sind auch die gewaltigen Burgen im Heiligen Land und Syrien, vor denen wir staunend stehenbleiben.

Denkmal des Ayjubiden-Sultans Saladin in Damaskus

Anmerkungen

1) Osservatore Romano, Nr. 28 vom 9. Juli 1999.
2) Das Sultanat der Rum-Seldschuken (1078–1301) wird durch das osmanische Sultanat abgelöst. „Rum" bedeutet „römisch" und macht den Anspruch auf Byzanz deutlich.
3) Cluny, Abtei in Burgund. Dort wurde unter Abt Odilio (994–1049) die Idee des „miles Christi" ausgeformt, der sich dem Schutz der Armen und Schwachen verschrieb.
4) Jörg Dendl, Wallfahrt in Waffen, F. A. Herbig 1999, Ansprache Urbans II. an die Fürsten in Clermont.
5) ebd.
6) Ultra mare = jenseits des (Mittel-)Meeres. Bezeichnung der Levante während der Kreuzfahrerzeit.
7) Der Ritterliche Orden des Heiligen Johannes vom Spital zu Jerusalem (Johanniter Orden) wurde 1154, die Arme Ritterschaft Christi vom Salomonischen Tempel zu Jerusalem (Templer Orden) 1128 und die Brüder vom Deutschen Haus St. Mariens zu Jerusalem (Deutscher Orden) 1191 durch päpstliche Bullen als Ritterorden anerkannt.
8) Bernhard von Clairvaux, De laude novae militiae.
9) 1187 besiegt der kurdische Sultan Salah Ad Din (Saladin) das christliche Heer bei Hattin nahe dem See Genezareth.
10) Die Araber nannten die Burg auch Hosn Al Akrad (Kurdenburg) oder Hosn Al Safh (Burg am Hang).
11) Die Muslime bezeichneten die Kreuzfahrer unabhängig von ihrer Nationalität als Ferenschi (Franken).
12) Das Castel Blanc nimmt heute das Städtchen Safita ein, das sich in die Vorwerke und Mauern der Burg eingenistet hat. Ein mächtiger Dojon (Wehrturm) beherrscht die Stadt. Das Castel Rouge (Qalaat Yahmur) zeigt einen ähnlichen Turm.
13) Adam Wienand, Der Johanniterorden/ Malteserorden, 3. Auflage, Köln 1988.
14) Turkopolen = leichte Kavallerie, die aus Einheimischen rekrutiert wurde.
15) Sit tibi copia, sit sapientia, formaque detur, inquinat omnia sola superbia, si comitetur.
16) Minbar = steiler Predigerstuhl in einer Moschee, Mihrab = nach Mekka ausgerichtete Gebetsnische
17) Friedrich II. (1210–1250), den der zeitgenössische Chronist Matthäus von Paris als „stupor mundi et immutator mirabilis – das Staunen der Welt und wunderbaren Veränderer" nennt (s.a.S. 47f. in diesem AUFTRAG).
18) Am 9. Dezember 1917 übergab die Kaiserlich Türkische Armee die Stadt dem englischen General Sir Edmund Allenby.
19 Robert Payne, Die Kreuzzüge, Zürich/ Köln 1986.
20) Die Mameluken wurden als Kinder in den asiatischen Steppen verkauft. In Ägypten wurden sie kaserniert und zum Soldaten ausgebildet. Sie traten zum Islam über und wurden nach der Ausbildung freigelassen. Da ihre Väter unbekannt waren, hießen sie alle Ibn Abdullah (Sohn Abdullahs). Sie konnten in höchste Militärämter aufsteigen.
21) Al Malik Al Mansur von Hama und Emir Saif Ad Din von Sahjun (Saône). Saône wurde 1188 von Saladin erobert und ist heute unter dem Namen Qalaat Saladin bekannt.
22) Die Assassinen waren eine häretische, schiitische Sekte, deren Herrschaftsgebiet zwischen dem Fürstentum Antiochia und der Grafschaft Tripolis lag, Die Assassinen wurden durch wechselnde Bündnisse – auch mit den fränkischen Baronen – und Fürstenmord bekannt.
23) Francesco Gabrieli, Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht, Ibn Al Furat, foll. 189 - 190, Augsburg 1999.
24) Adam Wienand, a.a.O., Urkundenanhang Nr. 17, Brief des Großmeisters Hugo von Revel (1258–1277) an den Prior von St. Gilles 1268.
25) Auf Veranlassung Philipps des Schönen erließ Papst Clemens V. 1312 die Bulle „vox in excelso", die den Orden formell auflöste.

Bildnachweis:
Fotos: V. Böhler; Skizzen: Karte S. 49 aus Karmon, Die Johanniter und Malteser, München 1987, S. 26; Karte S. 50 V. Böhler; Grundrissskizze S. 52 syrisches Ministerium für Tourismus

Stichwort: KARNEVAL

Als Karneval werden die „närrischen Tage" vor der Aschermittwoch beginnenden Fastenzeit bezeichnet. Die Namen für das meist in ursprünglich katholischen Gebieten veranstaltete Brauchtum sind regional unterschiedlich: Im Rheinland heißt es Karneval, in Mainz und Umgebung Fastnacht, im schwäbisch-alemannischen Gebiet Fasnet. Fosnat nennen es die Franken, im bayrisch-österreichischen Raum wird Fasching gefeiert. Seit dem zwölften Jahrhundert ist das Wort „Fastnacht" im Mittelhochdeutschen bekannt. Das Wort Karneval stammt wahrscheinlich vom Italienischen „carne vale", was „Fleisch, lebe wohl" bedeutet. Vermutet wird, dass die Feiern neben christlichen Bezügen auch Wurzeln in germanischen und römischen Frühlingsfesten und Fruchtbarkeitskulten haben.

Bereits im 13. und 14. Jahrhundert gehörten Gastmähler, Trinkgelage, Reiter- und Tanzspiele zu den Bräuchen der so genannten fünften Jahreszeit. Kaum verändert hat sich die Art der Festlichkeiten: Mit Tanz, Spiel, Umzügen und Verkleidungen wird in den Tagen vor der Fastenzeit die bestehende Ordnung außer Kraft gesetzt und im Narrengewand verspottet. Hierauf deuten auch die „Gegenregierung" des Elferrats und die Übergabe der Rathausschlüssel hin. Zeitkritische und anarchistische Elemente gehören besonders seit der französischen Revolution zu Sitzungen und Umzügen. Höhepunkte der närrischen Zeit sind der Donnerstag vor Aschermittwoch, die Weiberfastnacht, der Rosenmontag und der Veilchendienstag, an dem der Karneval oftmals feierlich und tränenreich zu Grabe getragen wird.

THOMAS MORUS PATRON DER POLITIKER:

Nicht der Macht, sondern dem Ideal der Gerechtigkeit dienen

Papst Johannes Paul II. hat am 5. November 2000 den englischen Staatsmann Thomas Morus zum Schutzpatron der Regierenden und Politiker ernannt. „Das Zweite Vatikanische Konzil bemerkt in der Konstitution Gaudium et spes, dass in der heutigen Welt 'das Bewusstsein der erhabenen Würde' wächst, 'die der menschlichen Person zukommt, da sie die ganze Dingwelt überragt und Träger allgemeingültiger sowie unverletzlicher Rechte und Pflichten ist' (Nr. 26). Der Fall des heiligen Thomas Morus macht eine Grundwahrheit der politischen Ethik deutlich. Die Verteidigung der Freiheit der Kirche gegen unrechtmäßige Einmischungen seitens des Staates ist nämlich gleichzeitig Verteidigung – im Namen des Primats des Gewissens – der Freiheit der Person gegenüber der politischen Macht. Darauf beruht das Grundprinzip jeder zivilen Ordnung, die der Natur des Menschen entspricht.", erklärt der Papst.

Thomas Morus gehört neben Erasmus von Rotterdam zu den bedeutendsten Humanisten der frühen Neuzeit. Weltruhm erlangte der Engländer durch sein Hauptwerk „Utopia", als kämpferischer Katholik gegen seinen König Heinrich VIII. und durch seine kontroverstheologischen Schriften über das Gewissen. Thomas Morus war in erster Linie allerdings Politiker, der es bis zum Posten des Lordkanzlers am englischen Königshof brachte.

1477 in London geboren, entschied sich der Student der Rechtswissenschaften bewusst gegen ein Leben als Kleriker und begab sich auf diplomatisches Terrain. Seine politische Karriere endete abrupt mit einer Gewissensentscheidung: Thomas Morus war Lordkanzler unter König Heinrich VIII.; als dieser 1533 seine Ehe mit Katharina von Aragon für ungültig erklären ließ und sich anschließend selbst zum Oberhaupt einer eigenständigen anglikanischen Kirche machte, verweigerte Thomas Morus ihm die Gefolgschaft. Er wurde daraufhin wegen Hochverrats verurteilt und enthauptet. Überliefert sind die letzten Worte des 1535 gestorbenen Familienvaters: „Ich sterbe als der getreue Diener des Königs, aber zuerst als der Diener Gottes."

Die katholische Kirche sprach ihn 1935, 400 Jahre nach seiner Hinrichtung, heilig. Auch die anglikanische Kirche verehrt Thomas Morus offiziell als Märtyrer.

Parlamentarier würdigen Thomas Morus

Den neuen katholischen Politiker-Schutzpatron Thomas Morus haben Parlamentarier wegen seiner Standhaftigkeit gegenüber den Versuchungen der Macht als geeignetes Vorbild gewürdigt. Der englische Staatsmann und Märtyrer sei niemand, „auf den sich grundsatzlose Opportunisten oder selbstgerechte Fundamentalisten berufen könnten", sagte der sächsische Wissenschaftsminister Hans Joachim Meyer (CDU) in einer Umfrage für die neueste Ausgabe der Kölner Kirchenzeitung. Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (SPD) bezeichnete Thomas Morus als jemanden, „der um der Wahrheit willen seinem König widersprochen hat" und „um der Wahrhaftigkeit willen auf Macht verzichtet hat".

Die Ernennung zeigt nach Ansicht des kirchenpolitischen Sprechers der Unions-Bundestagsfraktion, Hermann Kues, dass christliche Politiker sich vor ihrem Gewissen und vor Gott verantworten müssten und „nicht in erster Linie vor weltlichen Autoritäten". Sie müssten den Mut haben, gegen den Trend zu sprechen. Für Christa Nickels, kirchenpolitische Sprecherin der bündnisgrünen Bundestagsfraktion, steht Morus dafür, „dass Gewissensentscheidungen auch in den höchsten Sphären der Macht noch möglich sein müssen". Jürgen Möllemann, FDP-Fraktionsvorsitzender im nordrhein-westfälischen Landtag, erklärte, Morus sei schon vor 500 Jahren ein großer Visionär gewesen: „Und Visionen sind das, was auch wir heute brauchen." Die Schrift „Utopia", so der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Wolfgang Clement (SPD), sei ein „Appell an Freiheit und menschliche Vernunft, an Gleichheit und Toleranz."

Thomas Morus Vorbild für Christsein im Alltag

Bei dem fünftägigen Heilig-Jahr-Kongress der katholischen Laien Ende November in Rom wies der amerikanische Publizist George Weigel auf den Vorbildcharakter des hl. Thomas Morus für alle Christen hin. In der Konfrontation mit der „brave new world" und ihrer Herausforderung an die menschliche Freiheit hätten die Laien ein kraftvolles Vorbild im hl. Thomas Morus, der nicht nur der Patron der Staatsmänner und Politiker sei, sondern „Patron aller ist, die sich im öffentlichen Leben engagieren". Weigel machte deutlich, dass es ein Missverständnis sei, wenn der Heilige nur als ein Zeuge des Gewissens bezeichnet werde, „sofern Gewissen als Freiheit radikaler persönlicher Autonomie" gemeint sei, sondern Thomas Morus sei ein Zeuge und Martyrer für die christliche Wahrheit gewesen. *(PS/KNA)*

Das Alte Testament vermittelt ganz konkrete Vorstellungen von „Männer-Gestalten". Ihre Beschreibung lässt vor dem inneren Auge der Zuhörer Bilder entstehen, welche Aspekte der männlichen Existenz, der männlichen Sozialisation und der männlichen Spiritualität beleuchten. Diese Begegnung mit männlichen Vor-Bildern des Alten Testaments (die Visualisierung von Männer-Gestalten bzw. von Aspekten des Mann-Seins) bietet die Möglichkeit der Bearbeitung des eigenen Männer-Bildes. Möge der Leser dieser Beschreibungen die Begegnung mit Abraham (Heft 234), Jakob (Heft 235), Josef (Heft 237), Moses (Heft 238), Salomon (Heft 239), Elija (Heft 240/241) und Jeremia (Heft 242) konstruktiv nutzen und aus dieser Begegnung Konsequenzen für sein Mann-Sein ziehen.
Die Männerbilder sind mit freundlicher Genehmigung des Verlags dem Buch entnommen: „Müssen Männer Helden sein? Neue Wege der Selbstentwicklung" / Paul M. Zulehner (Hrsg) mit Beiträgen von Walter Hollstein, Johannes Kaup, Michael Overmann und Christian Reichart. Tyrolia-Verlag Insbruck 1998; ISBN 3-7022-2097-6.

Jeremia

Wovon das Herz voll ist, fließt der Mund über

MICHAEL OVERMANN

Historische Zusammenhänge einer prophetischen Existenz

Die Kämpfe der Propheten gegen die unheilvolle Situation des Volkes Israel flammten etwa ein Jahrhundert nach Elija und seinem Schüler Elischa erneut auf. In jener Zeit begannen die Propheten Amos und Hosea die Zerstörung des Königreiches als Folge von Götzenanbetung, Militarismus und sozialer Ungerechtigkeit zu verkünden. Ihre Prophezeihungen erfüllten sich kurz darauf, als assyrische Streitkräfte das Nordreich Israel von der Landkarte wischten. Das Südreich überlebte aufgrund seiner Kapitulation vor dem Feind, was eine jahrzehntelange Kolonialherrschaft der Assyrer zur Folge hatte. Erneut mobilisierte die assyrische Unterdrükkung fundamentalistische und nationalistische Kräfte im Judentum und wieder kam es zu einem Staatsstreich, um anschließend Amons Sohn, den achtjährigen Josia, als Leitfigur davidischer Prägung auf den Thron zu hieven. Mit dem zunehmenden Verfall der assyrischen Macht konnten Josia und seine patriotischen, jahwistischen Gönner die politische und religiöse Kontrolle über das Südreich Juda wieder herstellen. Die so genannte „Josianische Reform" von 622 v. Chr. merzte alle assyrischen Einflüsse aus und mit ihnen auch die früheren kanaanitischen Bedrohungen des Jahwe-Glaubens. Josia akzeptierte nur einen Gott, ein Gesetz, einen Kult, eine Priesterschaft - und nur eine Kultstätte: den Tempel in Jerusalem. In dieser Zeit (vermutlich zwischen 650 und 645 v. Chr.) wird Jeremia in Anatot bei Jerusalem geboren. Offenbar hat sich der Sohn einer alten Priesterfamilie stark mit der „Josianischen Reformation" identifiziert, die den Glauben und den Stolz der Juden in seiner Umgebung belebt. Als junger Mann, etwa 20 Jahre alt, erfährt er seine Berufung zum Propheten, die ihn zunächst verblüffen muss. Unter Josia in der bedeutensten geschichtlichen Ära seit dem „goldenen Zeitalter" unter David und Salomon heranwachsend, sieht die Zukunft Jeremias rosig aus; Gott selber hat dem jungen Mann persönliche Autorität, beispiellosen Erfolg und große Macht versprochen. Doch diese Perspektiven sind mit dem Inhalt seiner Berufung nicht in Einklang zu bringen bis sich das Blatt der Geschichte wendet. Mit dem Verfall Assyriens wird Babylonien zur führenden Großmacht und das kleine Königreich Juda wird in den Strudel der Ereignisse hineingerissen. Als der ägyptische Pharao 609 v. Chr. aufmarschiert, um das zerfallende assyrische Reich zu stützen, stellt sich ihm König Josia entgegen und wird getötet, ein Desaster für das jüdische Volk. Uber den Marionettenkönig Jojakim regelt der Pharao fortan die Angelegenheiten der Judäer. Nur wenige Jahre später bedrohen die Babylonier Juda; die antibabylonische Politik Jerusalems führt zur Belagerung und Eroberung der Stadt durch Nebukadnezzar 597 v. Chr. und zur Verschleppung der jüdischen Oberschicht. Doch immer noch träumt man in Jerusalem von nationaler Selbständigkeit und zieht an der Seite Ägyptens erneut gegen Babylonien in den Krieg; dies führt zur Zerstörung Jerusalems 586 und nach der Ermordung des

babylonischen Statthalters Gedalja zur Ausweisung vieler Juden. Unfreiwillig zieht Jeremia mit seinen Landsleuten nach Ägypten; dort verliert sich seine Spur.

Jeremia – Dimensionen einer prophetischen Berufung

Männliche Spiritualität im Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen

Im Berufungsbericht und in den so genannten „Bekenntnissen des Propheten" begegnen wir einem einfühlsamen, schüchternen und immer wieder zaudernden Mann. Seine Sensibilität befähigt und belastet ihn in gleicher Weise, denn Jeremia ist nicht nur sensibel im Blick auf persönliche Erfahrungen und Verletzungen, sondern auch im Blick auf gesellschaftliche Vorgänge und Zustände. Diese soziale Dimension seiner Sensibilität ist der Ursprung seiner prophetischen Berufung. Jeremia nimmt die außenpolitischen Fehleinschätzungen sowie die innenpolitischen Missstände wahr und mischt sich ein:

Die soziale Dimension der prophetischen Berufung

Mit Empörung beobachtet er auf den Plätzen und Straßen Jerusalems das himmelschreiende Unrecht, welches vor allem den einfachen Mann trifft. Die Mitmenschen werden über den Tisch gezogen, wo es nur geht, und Gott wird für all diese Betrügereien, Falschaussagen, Meineide, Rufmorde und Vorurteile auch noch als Zeuge angerufen. Das Gemeinschaftsverhältnis ist bis in seine Wurzeln gestört; die ehrliche Beziehung zu Gott, zum Nächsten und nicht zuletzt zu sich selbst ist eine seltene Ausnahme.

Wahrnehmung politischer und sozialer Unverantwortlichkeit

Aber nicht nur bei den Bürgern, sondern auch den Mächtigen des Landes stellt Jeremia soziale Nachlässigkeit und Vergesslichkeit fest. In seinem Weheruf über König Jojakim (Jer 22,13-19) tadelt er dessen Unverantwortlichkeit und Verschwendungssucht. Das Volk stöhnt ohnehin schon unter der Last der Abgaben an den ägyptischen Pharao (2 Kön 23,35), da fällt Jojakim nichts Besseres ein, als seinen Palast prunkvoll auszubauen und zu verschönern – auf Kosten der einfachen Leute, denen er sogar den ihnen zustehenden Lohn vorenthält.

Schließlich regt den Propheten auch die außenpolitische Großspurigkeit der Regierenden auf. Aufgewachsen in der Zeit der „Josianischen Reform" hatte Jeremia erfahren, wie positiv sich die Gottverbundenheit und die Selbstgenügsamkeit der Politik Israels auf das Land auswirkten. Doch wie zuvor in der Geschichte mischt Israel sich in die Auseinandersetzungen der Großmächte um die Vormachtstellung im vorderen Orient ein. Folge dieser Einmischungen war und ist für den Kleinstaat aber nie die Vergrößerung von Einfluss und Macht, sondern der Verlust seiner Selbständigkeit und die Unterdrückung seiner Einwohner. Jeremia schaut einen dampfenden Kessel, der nach Süden hin überzulaufen droht, erahnt das Hereinbrechen des Unheils vom Norden und in der Tat ziehen die Assyrer aus dem Norden gegen Israel, rücken später die Babylonier unter Nebukadnezzar aus dem Norden an und bringen Leid und Zerstörung über Land und Leute.

Jeremia und seine Zeit

Die Bibelwissenschaft ist gerade bei Jeremia in der glücklichen Lage, die geschichtlichen Ereignisse, die er miterlebt und mit denen er sich im Auftrag Gottes intensiv beschäftigt hat, besser zu kennen als bei den übrigen Propheten. Trotzdem kann nicht mit Sicherheit behauptet werden, daß die in dieser Tabelle angeführten Texte wirklich in jener bestimmten Situation entstanden sind, der sie hier zugeordnet werden.

Könige Judas – geschichtliche Daten	Kurzbiographie des Propheten
JOSCHIJA (641-609 v. Chr.) sehr guter, reformeifriger König	um 650 v. Chr. in Anatot (bei Jerusalem) aus priesterlichem Geschlecht geboren
	626 v. Chr. Berufungsvision (1,4-10)
622 v. Chr: Auffindung des Gesetzbuches (Dtn) bei Ausbesserungsarbeiten im Tempel (2 Kön 22,3 ff.)	I. HOFFNUNG Aufruf zur Umkehr – Rückkehr zu dem Ehegemahl. Hoffnung auf Vereinigung des Südreichs mit dem Nordreich (Kap. 2-5)
609 v. Chr: Joschija fällt in der Schlacht be Megiddo	
JOJAKIM (609-598 v. Chr.) ungläubig, sittlich verkommen, prunksüchtig	II. GETSEMANI DES PROPHETEN
598 v. Chr: erste Belagerung von Jerusalem und erste Deportation: der Prophet Ezechiel ist unter den Deportierten	Tempelrede (7,1-15: 26,1-19); Weissagungen über den Untergang des Südreichs (19,1 ff); Jeremia erhält Rede- und Tempelverbot (36,5-6), diktiert seinem Freund Baruch die „Buchrolle" und die Bekenntnisse (z.B. 12,1-5; 15,10.15-21; 20,7-13)
ZIDKIJA (597-567 v. Chr.) der „schwache Mann am Steuer", allzu leicht beeinflussbar, will Jeremia schützen, vermag es aber nicht	III. ERWECKUNG ZU NEUER HOFFNUNG Jeremia der „Heereszersetzung" angeklagt. In einer Zisterne, dann im Wachthof gefangen.
566-567 v. Chr: zweite Belagerung und völlige Zerstörung der Stadt	„Trostbuch" (Kapitel 30 und 31) Ackerkauf (32,1 ff.)
König Zidkija wird geblendet und gefangen nach Babylon geschleppt; zweite Deportation	Neuschöpfung des Gottesvolkes, „neuer Bund" (Kapitel 31) Jeremia wird befreit, schließlich nach Ägypten verschleppt, wo er stirbt

Die religiöse Dimension der prophetischen Berufung

Untrennbar mit der sozialen Dimension seiner prophetischen Sensibilität verbunden ist die religiöse Dimension; für Jeremia sind Politik und Religion keine getrennten Bereiche. Mittelpunkt seiner Existenz ist die direkte und persönliche Bindung an den Gott Israels. Ihn möchte er in seinem tiefsten Wesen verstehen. Bis in seine Klagelieder dringt dieses Ringen um Erkenntnis. Gott ist für den Propheten ein zutiefst liebender Gott, der den Menschen auch über die Untreue hinweg die Treue hält.

Wahrnehmung religiöser Unverbindlichkeit

Eindrucksvoll beschreibt Jeremia die Zeit des Auszugs aus Ägypten als die Zeit der frischen Liebe Israels und hebt damit gleich eines seiner großen Themen hervor: die Ausschließlichkeit der Bindung Israels an seinen Gott. Er wendet sich gegen die Gottvergessenheit des Volkes und lässt Jahwe fassungslos über sein Volk klagen: *„Mich hat es verlassen, den Quell des lebendigen Wassers, um sich Zisternen zu graben, Zisternen mit Rissen, die das Wasser nicht halten."* (Jer 2,13) Auf diese Weise kleidet er die Haltlosigkeit eines Lebens ohne Gott in ein anschauliches Bild (vgl. Jer 2, 1 -13).

Die Gottvergessenheit des Volkes ist auch das Thema einer weiteren berühmten Symbolhandlung: Jeremia zerschmettert einen Tonkrug vor den Augen der Ältesten und Priester und verbindet damit die Ankündigung der Vernichtung des Volkes und der Zerstörung der Stadt. Der Grund der Verwerfung des Volkes ist für den Propheten der Abfall von Jahwe und der Kult fremder Götter bis hin zu den entsetzlichen Kinder-Opfern im Hinnom-Tal. Die Worte Gottes aus dem Munde des Propheten lehnen solche Opfer voller Schaudern ab: *„... was ich nie befohlen oder angeordnet habe und was mir niemals in den Sinn gekommen ist."* (Jer 19,1-13)

Zudem wiegen sich die Israeliten in einer bedrückenden, religiösen Selbstsicherheit, wie die provozierende Tempelrede Jeremias zeigt (Jer 7,1-8,3). Fast gebetsmühlenartig beschwören sie die Gegenwart des Tempels in Jerusalem und nehmen ihre Entfremdung von Jahwe gar nicht wahr. Ihr magisches Vertrauen dokumentiert letztlich ihre religiöse Oberflächlichkeit. Sie meinen, Jerusalem könne nicht fallen, weil der Tempel des Herrn dort steht, und übersehen, wie sich das politische Unheil bereits anbahnt. Auch, wenn Erfahrungen aus der Vergangenheit ihre Sicherheit bekräftigen, jetzt werden die geschichtlichen Vorgänge diese als falsch entlarven.

Der Prophet als „Wahr-Sager"

Jeremia ist ein Mann, der mit seiner naturgegebenen und sozialisationsbedingten Sensibilität den Puls der Zeit spürt. Er nimmt wahr, was dem Leben des einzelnen Menschen bzw. der Gemeinschaft entgegensteht. Leider ist vielen Männern dieses Gespür verloren gegangen; die Folge ist eine pausenlose, nebelhafte Irritation über den jeweiligen „Stand der Dinge". Diese Männer erhalten die krankhaften und krankmachenden Falschheiten am Leben, um Macht zu erlangen und zu bewahren. Doch auch sie haben eine Vorstellung davon, um wie viel besser alles sein, um wie viel ehrlicher und wahrhaftiger sich das Miteinander der Menschen gestalten könnte. Mit oder wie Jeremia ist es ihnen möglich, die Urform des Propheten in sich zu aktivieren. Indem sie dem Leben den ihm gebührenden Vorrang einräumen, werden sie jene künstlichen und unvorteilhaften Illusionen bekämpfen. Der Prophet ist ein Mann, der ein Gespür für das Leben in der Gegenwart hat und mögliche Missstände offen anspricht. Er ist ein „Wahr-Sager": Er nimmt die Gegenwart wahr, er hebt die Wahrnehmung ins Wort und verhilft auf diese Weise der Wahrheit zu ihrem Recht. An unwahrhaftigen Situationen und Vorgängen übt er also Kritik. Wenn wir von „Wahrsagern" sprechen, denken wir an Menschen, die in die Zukunft sehen und diese für uns einsehbar und handhabbar machen wollen, aber das tut ein Prophet nicht. Jeder Bezug der Prophetie auf die Zukunft ist der Versuch einer Verharmlosung ihrer Wirkung auf die Gegenwart. Jeremia nimmt die politischen, sozialen und religiösen Unstimmigkeiten wahr, prangert sie an und fordert Umkehr zu Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit im Hier und Jetzt.

Wahr-Nehmen und Wahr-Sagen

Jeremia – Schicksal eines Propheten

Jeremia war ein nüchterner und realistischer Mann. Im Blick auf die politische Situation seines Landes haben die prophetischen Aktivitäten, von denen in den Kapiteln 27 bis 33 zu lesen ist, eine besondere Bedeutung:

Die Aktivitäten des Propheten

Konfrontation in Tat und Wort

Auf den Befehl Jahwes legt Jeremia sich ein Joch auf die Schultern, mit dem man sonst zwei Zugochsen zusammen vor den Karren spannt. Mit dieser symbolischen

Handlung will er die Mächtigen in Jerusalem zur Anerkennung der politischen Realitäten bewegen. 597 hatten diese Jerusalem erstmalig erobert und zu einem Teil ihres Reiches gemacht. Der Prophet sieht nüchtern, dass ein Ausbruchsversuch aus der Oberhoheit des babylonischen Königs einem politischen Selbstmord gleichkäme, und wendet sich scharf gegen die politische Unvernunft der einflussreichen Kreise in Jerusalem und ihre nationalistischen Träume. Ihr Treiben führt seiner Meinung nach zwangsläufig in die Katastrophe. Es macht keinen Sinn, sich gegen die politischen Realitäten zu stemmen. Jeremia erkennt in ihnen den Willen Gottes und setzt auf die Zusammenarbeit mit den Babyloniern. Die scheinbar Frommen in Israel sind entsetzt und halten Jeremia für einen Kollaborateur. In Wirklichkeit bekämpft er unheilvolle und verführerische Illusionen, eine Problemlage, die in der Geschichte immer wieder vorkommt, bis heute. (Jer 27,1-22)

Das gleiche Ziel verfolgt ein Brief an die 597 nach Babylonien verschleppten Landsleute: Jeremia ruft sie in diesem Brief auf, Familien zu gründen, sich um eine wirtschaftliche Lebensgrundlage zu bemühen und eine neue Einstellung gegenüber Babylonien zu gewinnen. Sie sollen solidarisch für das Wohl des Staates Sorge tragen und auch in diesem Sinne zu ihrem Gott beten. Aber Jeremia wird nicht gehört; im Gegenteil, man nennt ihn einen „Schwarzmaler“ und „Verrückten“, den man möglichst bald aus dem Verkehr ziehen sollte. (Jer 29,1-32)

Die dritte zeichenhafte Aktivität Jeremias ist der Kauf eines Ackers in Anatot während der immer aussichtsloseren Belagerung Jerusalems. Die Versiegelung der Kaufurkunde und ihre Aufbewahrung in einem Tongefäß unterstreichen die Zuversicht des Propheten, dass das Wort Jahwes sich erfüllen wird: *„Man wird wieder Häuser, Äcker und Weinberge kaufen in diesem Land.“* (Jer 32,15) Jeremia löst mit dem Kauf zwar eine Verpflichtung gegenüber einem Verwandten ein, setzt aber zugleich ein deutliches Zeichen gegen die um sich greifende Hoffnungslosigkeit im Volk - solche Männer hätten wir heute wohl auch nötig!

Die Folgen der Aktivitäten

Betroffenheit und Verwundbarkeit der sensiblen Männlichkeit

Auf Ablehnung, Unverständnis und Widerstand stößt Jeremia bei jenen Männern, die keinen Zugang zu ihrem inneren Propheten haben und nicht wahrhaben wollen, was Propheten wahrsagen. Seine Gegner bespitzeln ihn, drehen ihm das Wort im Mund herum, arbeiten mit Unterstellungen ..., sie aktivieren das ganze Ar-

Nach der Deportation Israels und der Zerstörung Jerusalems setzte sich Jeremia weinend nieder (hier auf einem Gemälde Rembrands) und verfasste die Klagelieder

senal menschlicher Böswilligkeiten bis hin zur Folter (Jer 20,1-2). Die Erniedrigung und Vereinsamung des Propheten belegen, dass die Belebung dieser Urform männlicher Spiritualität den Mann betroffen und verwundbar macht. Entsprechend haben die äußeren Konflikte innere Konflikte zur Folge und wiedermal vermischen sich in ihrer Beschreibung geschichtliches und mythologisches Wissen. Die Aufmerksamkeit, mit der sich die Schriften diesen Konflikten zuwenden, lässt auf die Notwendigkeit derselben für die Läuterung und die Reifung des prophetischen Mannes schließen. Was aber vollzieht sich in diesem Entwicklungsprozess?

Aufbau und Verrat des männlichen Über-Ichs

In seinen persönlichen Auseinandersetzungen klagt Jeremia seinen Gott u. a. mit den Worten an: „Du *hast mich betört, o Herr, und ich ließ mich betören; du hast mich gepackt und überwältigt.*“ (Jer 20,7) Er bezichtigt Jahwe, die Empfänglichkeit eines Heranwachsenden für den Ruf zu geistigem Heldentum und für die Visionen von gesellschaftlichen Einfluss missbraucht und den Zusammenbruch des Überwältigten in Kauf genommen zu haben. Mit der „Empfänglichkeit eines Heranwachsenden“ und dem „Zusammenbruch des Überwältigten“ benennt Jeremia den Anfang und den aktuellen Stand seiner persönlichen Entwicklung. Geboren als Sohn einer traditionsgebundenen Priesterfamilie und aufgewachsen in der Zeit der traditionsbelebenden „Josianischen Restauration“ hat der Einfluss von Familie, Gesellschaft, Religion und Zeitgeist zum Aufbau eines dominanten Über-Ichs geführt. In der Beobachtung und Gestaltung seines alltäglichen Lebens zählt weniger ein „du darfst“ oder „du kannst“, als vielmehr ein „du sollst“ oder „du musst“. Die Dominanz des Über-Ichs wirkt sich aber nicht nur auf Jeremia und sein Leben, sondern über seine Erwartungen und Forderungen auch auf sein soziales Umfeld aus. Es gibt kein fordernderes, großartigeres und perfektionistischeres Phänomen auf Erden als das Über-Ich eines jungen Mannes. Bis er ihm entwächst, ist nichts und niemand gut genug, alles und jeder ist weniger als erwartet und gefordert. Mit seiner jugendlichen, narzisstischen Einfältigkeit läuft er allerdings auf und kann nicht begreifen, warum niemand ihm Glauben schenkt und umkehrt. Das Gefühl des Propheten, verraten und verkauft worden zu sein, findet seinen Niederschlag in der klagenden und protestierenden Hinwendung zu Gott. Doch scheint der Verrat allein die Möglichkeit zu sein, die Dominanz des männlichen Über-Ichs zu begrenzen und die Leichtgläubigkeit jugendlicher Männlichkeit zu korrigieren. Nur die Verletzung der Gefühle birgt die Hoffnung, dass ein junger Mann je mit offenen Augen durchs Leben gehen und mit klarem Kopf das Leben bedenken wird. Betrachten wir in diesem Licht das, was Jeremia die „Verführung Jahwes“ nennt, erkennen wir dahinter den Verrat des jugendlichen Propheten, den Schmerz des verratenen Propheten und die Entdeckung des wahren Propheten. Eine schmerzliche Lektion, schmerzlich für Jeremia und für jeden Mann, der seinem inneren Propheten Geltung verschaffen will. Aber erst der geläuterte, wahre Prophet verantwortet seine Konfrontationen. Als eine Urform männlicher Spiritualität lädt der Prophet dazu ein, sich hoffnungsvolle, neue Alternativen zu einer hinterfragbaren Gegenwart vorzustellen und zu ihrer Verwirklichung aufzubrechen.

Die Solidarität des Propheten

Totale Solidarität als Folge männlicher Sensibilität

Der Prophet leidet einerseits die Gegenwart seines Volkes mit und deutet andererseits dessen Zukunft an. Auf der Grundlage dessen, was über Jeremia geschrieben steht, können wir nur erahnen, was das heißt. Der Verzicht auf die Ehe, die eigene Familie, das soziale Umfeld und die Teilnahme am geselligen Leben soll zeichenhaft andeuten, dass bald alle Bewohner Jerusalems ohne Söhne und Töchter dastehen und ohne jemanden, der sie betrauern und begraben könnte, sterben werden und es folglich keinen Anlass zum Feiern und keinen Grund zur Freude mehr geben wird. (Jer 16,1-9) Das Leben und hier besonders die Einsamkeit und der Verzicht dieses Mannes sind in ihrer Zeichenhaftigkeit also eng mit dem Schicksal seines Volkes verknüpft. So bleibt Jeremia mit Baruch, seinem Schreiber und Weggefährten, auch noch in Jerusalem, als sein Wirken auf den erbitterten Widerstand der Mächtigen stößt. In den verwirrenden Monaten vor der endgültigen Zerstörung der Stadt wird er mehrmals gefangen gesetzt, weil er sich eindeutig gegen die Kriegspartei stellt. Er wird der „Wehrkraftzersetzung“ bezichtigt, nachdem er die Israeliten zum Uberlaufen zu den Babyloniern auffordert. Hätte man auf ihn gehört, wäre dem Volk Leid und Blutvergießen erspart geblieben. Trotz allem entschließt sich Jeremia nach der Einnahme Jerusalems durch die Babylonier, die für ihn ja „Befreiung“ bedeuten musste, bei seinem Volk zu bleiben. Er erweist

sich solidarisch mit jenen, die ihm zuvor ihre Solidarität verweigert haben, und erlebt mit vielen anderen Juden die Vernichtung des Landes die Verschleppung nach Ägypten.

Jeremia – liebevolle und wahrhaftige Männlichkeit

Die männliche Sensibilität des Propheten verwirklicht sich in der Mit-Teilung

Der Prophet ist die Form männlicher Verbundenheit mit anderen Menschen. Sie ist gekennzeichnet durch den Wunsch eines gereiften Mannes, seine Erfahrungen, Freuden und Leiden mit anderen zu teilen. Er teilt sich mit, weil er das Leben liebt und indem er die Wahrheit sagt; im Propheten verbinden sich demnach die Unterformen des Liebhabers und des Wahrsagers. Nur wenigen Männern gelingt die Verwirklichung dieser Formen in ihrem Leben. Der Grund dafür scheint in der Erfahrung von Verwundung und Schmerz zu liegen. Jeder erlebt die Missachtung und Zurückweisung seiner Person durch geliebte Menschen als Schmerz. Um sich vor diesem Schmerz zu schützen, haben sich viele Männer verschlossen. Doch die kostbarsten Begegnungen und die klarsten Erinnerungen leben aus der Gegenwart und dem Vermögen des inneren Liebhabers. Jeremia ist ein Mann, der über die Erfahrung des Schmerzes hinaus das Leben liebt und die Wahrheit sagt. In uns, wie schon in seinen Zeitgenossen weckt er ein Bewusstsein, das bequeme Blindheit und absichtliche Taubheit nicht verträgt. Prophetische Aktivität beruht auf der Wahrnehmung göttlichen Lebens und verfolgt seine Verwirklichung, dazu hebt der Prophet seine Wahrnehmung ins Wort. Dieser liebevolle und wahrhaftige Einsatz für das Leben ist im echten Sinn heldenhaft. Denn wenn es schon schwer ist, vor harm- und kritiklosen Zuhörern zu sprechen, um wie viel schwerer ist es dann, die „Experten der Verdrängung" mit ihren Gebrechen und Selbsttäuschungen zu konfrontieren. Die Hinterfragten reagieren in widerwärtiger Häufigkeit repressiv:

Liebevoller und wahrhaftiger Einsatz für das Leben

- Panzer überrollen demonstrierende Studenten in Peking;
- Verteidiger sozialer Gerechtigkeit werden ermordet;
- offensive Theologen werden ihres Amtes enthoben.

Der Herr sprach zu Jeremia: „Mach dir Stricke und Jochhölzer und leg sie dir auf den Nacken!" (Jer 27: das Joch der babylonischen Gefangenschaft)

Das Wort des Herrn erging an Jeremia: „Nimm dir eine andere Rolle und schreibe darauf all die früheren Worte, die auf der ersten Rolle standen, die Jojakim, der König von Juda, verbrannt hat!" (Jer 36: die Verbrennung der prophetischen Buchrollen)

Bleistiftzeichnung von Rudolf Hensch

Der Preis, den ein Mann mit Zugang zu seinem inneren Propheten bezahlen muss, ist hoch und nur wenige sind bereit und fähig, ihn zu zahlen. Wie glücklich können wir uns aber schätzen, dass es immer wieder Männer gibt, die die Wahrheit so sehr lieben, dass sie ohne Rücksicht auf die Folgen darüber sprechen. In kratzbürstiger Dickköpfigkeit weigern sie sich, ihren Mund zu halten:

- der Beamte, der schonungslos die Verschwendung der Steuergelder im Verwaltungsapparat des Staates anklagt;
- der Journalist, der nicht nach der Pfeife offizieller Stellen tanzt;
- der Regisseur, der mit kritischen Filmen der Gesellschaft immer wieder den Spiegel vorhält.

Ja, auch heute noch gibt es Männer, die die Wahrheit ins Bild oder Wort heben, darauf vertrauend, dass wir „Manns genug" sind, sie anzunehmen. Mit ihrer Hilfe sehen wir die Dinge anders, mit ihrer Hilfe erkennen wir die Wirklichkeit klarer, doch häufig empfinden wir das Gefühl der Dankbarkeit erst in der Distanz zu den hinterfragten Vorgängen oder im Rückblick auf die kritisierten Situationen. Auch das Volk Juda empfand diese Dankbarkeit dem Propheten Jeremia gegenüber erst eine Generation nach der Katastrophe von 586 v. Chr., als es begann, seine Worte wertzuschätzen und festzuhalten, jene Worte, die es zu seinen Lebzeiten nicht hatte hören wollen.

Jeremia und du

Zur Besinnung: Soziale Offensive als Einsatz für ein gottgefälliges und menschenwürdiges Leben

Wir haben neben Elija nun auch Jeremia kennen gelernt; damit wurde unser Wissen über Existenz und Wirkung männlicher Spiritualität um die Urform des Propheten erweitert. Da wir zunächst die Naturverbundenheit und Ursprünglichkeit des „Wilden Mannes" (Schöpfungsbezug) und dann die Menschbezogenheit und Wahrhaftigkeit des Liebhabers (Sozialbezug) bedacht haben, können wir von der Möglichkeit einer prophetischen Spezialisierung des Mannes sprechen. Elija und Jeremia wenden sich offensiv gegen alle Missstände, die die gottgefällige und menschenwürdige Verwirklichung des Lebens behindern. Sie erweisen sich als „Anwälte des Schöpfers und der Schöpfung".

Die Vorstellung des Jeremia vermittelt nun in hervorragender Weise die Entwicklung des männlichen Sozialbewusstseins und leitet daraus die männliche Fähigkeit ab, soziale Missstände wahrzunehmen und ins Wort zu heben. Jeremia ist ein Mann, der die Komplexität von Beziehungsproblemen entschlüsselt. Er erkennt, dass Gottesliebe, Nächstenliebe und Selbstliebe die drei Ebenen des menschlichen Sozialbezuges sind und dass Beziehungsprobleme immer zu Einschränkungen der menschlich/männlichen Liebesfähigkeit auf allen drei Ebenen führen. Gerade im Zeitalter einer wachsenden Technisierung des menschlichen Miteinanders stellen wir solche Einschränkungen der Beziehungsfähigkeit zunehmend fest. Einerseits forciert der Mann also den technischen Fortschritt, andererseits leidet er unter seiner Entfremdung vom Leben, wie es die sozialen Brennpunkte bekunden. Diese immer bedrohlicher werdende Entfremdung des Mannes von Schöpfer und Schöpfung muss uns wachrütteln:

Liebst du das Leben?

- Welchen Sinn und welchen Wert hat dein Leben?
- Welche Bedeutung misst du deiner Potenz, Leben zu zeugen, bei?
- Welche Chancen siehst du, dem Leben anderer zu dienen?
- Welche Empfindungen hast du bei der Erziehung und Förderung von Kindern?
- Welche Gefühle bewegen dich in der Konfrontation mit Elend und Not anderer Menschen?
- Welche Reaktionen kennst du bei dir, wenn du in deinem Leben Einschränkungen erdulden musst?
- Welche Sicherheiten kannst du für die Bewältigung und Gestaltung des Lebens akzeptieren?
- Welche Zusammenhänge siehst Du zwischen Deinem Gottes- und deinem Selbstbild?

Betrachtenswerte Schriftstellen

- ✔ Jer 1,1-19: Berufung des Propheten und erste Visionen
- ✔ Jer 2,1-3,18: Klage Gottes über sein treuloses Volk
- ✔ Jer 7,1-8,3: Tempelrede des Propheten
- ✔ Jer 11,1-17: Klage Gottes über den gebrochenen Bund
- ✔ Jer 11,18-12,6: Bedrängnis und Not des Propheten
- ✔ Jer 15,10-18 und 20,7-18: 'Bekenntnisse' Jeremias
- ✔ Jer 16,1-9: Zeichenhafter Verzicht auf Ehe und Familie
- ✔ Jer 18,1-17: Drohrede im 'Gleichnis des Töpfers'
- ✔ Jer 19,1-20,6: Drohreden und Folterung des Propheten
- ✔ Jer 23,1-8: Verheißung eines Davidsprosses
- ✔ Jer 25,1-14: Androhung des babylonischen Exils
- ✔ Jer 27,1-2:2: Das Joch der babylonischen Gefangenschaft
- ✔ Jer 291-23: Trostbrief an die Verbannten
- ✔ Jer 32,1-44: Der Ackerkauf als Zeichen des Propheten
- ✔ Jer 36,1-32: Verbrennung der prophetischen Buchrolle
- ✔ Jer 37,11-38,13: Gefangennahme und Rettung des Propheten
- ✔ Jer 39,1-14: Fall Jerusalems und Befreiung Jeremias
- ✔ Jer 42,2-44,30: Auswanderung nach Ägypten ❑

Das Ende der Uhrzeit

Die Non-Stopp-Gesellschaft hat Sehnsucht nach der Pausentaste

ALEXANDRA RINGENDAHL (KNA-Korr.)

Was der Kirchenvater Augustinus nicht wusste, ist auch mehr als 1.500 Jahre später noch ein Rätsel. Auf die Frage, was Zeit sei, sagte Augustinus, er wisse es nur, wenn ihn niemand danach fragt. „Wenn ich es aber jemandem auf seine Frage erklären möchte, so weiß ich es nicht." Theologen, Physiker und Philosophen zerbrachen sich den Kopf und kapitulierten reihenweise beim Versuch, das sperrige Phänomen zu fassen. „Ich weiß nicht, was die Zeit ist", gab Ferdinando Pessoa unumwunden zu. Für Johann Gottfried Herder gehört sie neben dem Zufall zum „größten Tyrannen der Erde". Immer schon da, willkürlich gesetzt, konstant und trotzdem subjektiv immer anders. Objektiv messbare 24 Stunden vergehen heute wie im Flug und morgen quälend langsam. „Jede Zeitspanne scheint um so kürzer, je glücklicher man ist", fasste schon PIinius die Subjektivität des Zeitempfindens zusammen. Stets war und ist der Umgang mit dem „Unfassbaren" ein Spiegel des jeweiligen Zeitgeistes.

Dabei war im Anfang nicht die Uhr. In der Vormoderne orientierte sich das Zeitbewusstsein am Kreislauf der Natur. Tag und Nacht, Sommer und Winter bestimmten das Empfinden von Zeit. Jeder ging mit den Hühner schlafen, um mit dem Hahnenschrei wieder aufzustehen. Unterworfen unter eine göttliche Ordnung und die Vorbestimmung hatte niemand das Bedürfnis, Zeit zu verplanen oder zu messen. Leitsymbol des mittelalterlichen Zeitempfindens war der Kreis. Die ewig wiederkehrenden Naturzyklen prägten Leben und Religion. Die Kirche berücksichtigte seit jeher bei ihrer Liturgie Naturrhythmen und den Jahreszyklus. Werden und Vergehen galt als ein dem menschlichen Einfluss entzogenes Gesetz. Spiegel dieses Bewusstseins sind die biblischen Verse im Buch Kohelet. „Alles hat seine Stunde", steht dort geschrieben. „Eine Zeit zum Gebären und eine Zeit zum Sterben, eine Zeit zum Pflanzen und eine Zeit zum Abernten der Pflanzen. Alles, was Gott tut, geschieht in Ewigkeit. Man kann nichts hinzufügen und nichts abschneiden."

Der Einschnitt kam jedoch mit der Erfindung der mechanischen Räderuhr. In der Moderne wurde die Zeit hörbar durch Glocken und Kirchtürme. Mit der Uhr nahm der Mensch die Zeit in Besitz – und umgekehrt. Sie wurde bedeutsamer Faktor beim wachsenden Handel. Der zyklische Zeitbegriff wurde durch den linearen abgelöst. „Konkurrierend zu Natur und Gott als altersschwachen Zeitgebern, traten Geld und Maschinentakt", fasst der Zeitforscher Karl-Heinz Geißler zusammen. Künftig war Zeit Geld, das wiederum im Gegensatz zur Natur kein genug kannte. Der Kapitalismus als Hauptmotor der Beschleunigung war geschaffen, wie der Neustädter Zeitökologe Fritz Reheis bestätigt. Die Ökonomie machte Geld zum Zweck des Arbeitens, während es in der Nicht-Geld-Wirtschaft keinen Sinn hatte, weiter zu arbeiten, wenn die Bedürfnisse befriedigt waren. Mit der Zeit-ist-Geld-Logik setzte die Spirale ein, dass mit gewonnener Zeit noch mehr gewonnen werden musste. Fortan wurde der Mensch als aktiver Zeitmanager geboren. Beschleunigung und Entrhythmisierung wurden Zeitmuster moderner Lebensführung.

Lichtgeschwindigkeit

Im 20. Jahrhundert rackerte der Menschen-Hamster in seinem Rad immer schneller. Der moderne Mensch kann sich laut Geißler gutschreiben, die Kommunikationsgeschwindigkeit mit einem Faktor von zehn hoch sieben, die Reisegeschwindigkeit immerhin mit zehn hoch zwei gesteigert zu haben. Datenautobahn und Cyber-Space sorgen für Informationsübertragung mit Lichtgeschwindigkeit. Gott rückt im allgemeinen Lebensgefühl in immer weitere Ferne. Statt eines von Gott gelenkten Lebens lockt oder droht die offene Zukunft – wenn auch mit Lebensversicherung. Risikokalkulation hat für die überwiegende Mehrheit das Schicksal abgelöst. Zukunft will gemacht werden. Dem Leben soll durch möglichst optimale Füllung der Zeit Dauer verliehen werden . Wenn auch nicht ganz ohne Nebenwirkungen: Nach Umfragen klagen 73 Prozent der Deutschen über Hektik und das Diktat der Schnelligkeit. Für Reheis sind der „dramatische Anstieg" der Störungen des Immunsystems sowie der Depressions- und Angsterkrankungen Belege dafür, dass immer mehr Menschen mit Tempo und Reizfülle nicht mehr klarkommen.

Trotzdem zieht die Karawane auch am beginnenden 21. Jh. weiter. Kaum habe die Moderne ihr Beschleunigungsprogramm mit dem Erreichen der Lichtgeschwindigkeit erfolgreich abgeschlossen, sei das neue Ideal der Postmoderne bereits ausgemacht, konstatiert Geißler. Flexibilisierung lautet für den Münchner Professor für Wirtschaftspädagogik die neue Botschaft. Pünktlichkeit werde ersetzt durch Erreichbarkeit. Die Befreiung vom Diktat der Uhrzeit verheiße „alles immer, überall und sofort". Freiheit wird buchstabiert als Möglichkeit, zu jeder Zeit über alles entscheiden zu können.

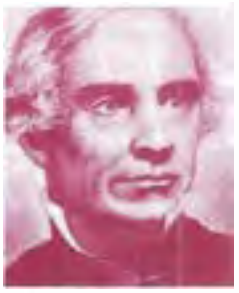
Allerdings entpuppt sich die Freiheit zunehmend als Sinnestäuschung: Aktienkurse, Fondsauswahl, Telefonanbieter, Handytarife, Erziehungsratgeber – der Orientierungsmarathon ist endlos. Zehnseitige Speisekarten oder Fernsehprogramme ähnlichen Umfangs setzen selbst vor die Muße den Entscheidungsstress. Das Nutzen der neu gewonnenen Freiheiten kostet Zeit. „Es kommt zu dem lästigen Zustand, dass man immer mehr Zeit braucht, um etwas mehr Zeit zu haben", so Geißler. Das Leben gerät zur fortwährenden Ablenkung, die nach Franz Kafka „nicht einmal zur Besinnung darüber kommen lässt, wovon sie ablenkt". Ganz im Sinne Mark Twains: „Als wir das Ziel aus den Augen verloren hatten, verdoppelten wir die Anstrengung."

Entscheidungszwang

Die flexible schöne neue Welt jenseits der Uhrzeit hat also ihre Preise. Neben der Notwendigkeit, Ordnung täglich neu zu erfinden, sind das die Zunahme von Zeitkonflikten und der permanente Entscheidungszwang. „Wir haben keine Wahl als zu wählen, wer wir sind und wie wir handeln sollen“, wie Anthony Giddens schreibt. Dazu kommt die drohende Auflösung des Rhythmus des Sozialen. Ohne den in der Natur angelegten Rhythmus von Ruhe und Aktivität etwa durch Werktage und Wochenenden können soziale Gemeinschaften nach Ansicht Geißlers auf Dauer nicht überleben. Bei einer Abschaffung des Sonntags drohe eine Auflösung von Familien und Vereinen. Einzige Konstante im Wandel der Zeit und ihres Umgangs damit bleibe auch in der Postmoderne die Wirtschaft. Einst Motor des linearen Uhrzeit-Modells, setze die Wirtschaft jetzt auf eben diese Zeitflexibilität. „Wir werden zu Orientierungswaisen und Nomaden der Zeit“, prognostiziert Zeitforscher Geißler.

Viele dieser Nomaden suchen jedoch nach Inseln der Sesshaftigkeit und Ruhe. Auch, weil sich mit den Jahren die gelegentliche Ahnung immer schwerer verdrängen lässt, dass am Ende der Tod den Wettlauf gegen die Zeit gewinnt. „Es kommen härtere Tage. Die auf Widerruf gestundete Zeit wird sichtbar am Horizont“, formulierte die Dichterin Ingeborg Bachmann die allmähliche Einsicht in den Irrtum von der Herrschaft über die Zeit. Aber auch abseits der Weisheit des Alters wächst die Generationen übergreifende Sehnsucht nach der Pausentaste. Manche drükken sie bereits gelegentlich: Die Klöster haben mit ihren Angeboten für eine kurze Auszeit vom Alltag wachsenden Zulauf; junge Deutsche entdecken zudem in Scharen die Meditation und den Zen-Buddhismus. Filme und Bücher zum Thema treffen einen Zeitnerv. Bekanntestes Beispiel ist die Autorin und Filmemacherin Doris Dörrie.

Zu diesem Trend passte auch der diesjährige Deutsche Katholikentag. „Sein ist die Zeit“ hieß vom 31. Mai bis 4. Juni das Motto des Hamburger Christentreffens. Ausgerechnet unter dem Zeichen der Computer-Sanduhr wurde eine Rückbesinnung angemahnt. Etwa in dem Sinne, wie der Religionsphilosoph Georg Picht sie formuliert: „Heute haben wir zu lernen, dass die Befreiung aus einer bestimmten Ordnung der Maßverhältnisse uns nicht von dem Gesetz entbindet, dass Leben nur in Maßen möglich ist. Es lässt sich lernen, dass das menschliche Leben an die Einhaltung von Maßverhältnissen gebunden ist, die menschlicher Verfügungsgewalt entzogen sind und von den Menschen selbst nicht gesetzt werden können.“ Im Grunde eine rund 3.000 Jahre alte biblische Botschaft: „Meine Zeit steht in Deinen Händen“, heißt es im Psalm 31. ❑



Die letzten Morsezeichen verklingen

Wie Samuel Morse mit seiner Erfindung die Welt veränderte

ULRICH PFAFFENBERGER (KNA-MITARBEITER)

Dididi daa daa daa dididi. Neun elektrische Laute, die die Welt veränderten. Das erste SOS, gemorst von der sinkenden Titanic, als Hilferuf hinaus in die Welt. Doch während der Ozeanriese weiter die Filmwellen pflügt, haben die Ätherwellen die piepsenden Tastengeräusche der Morsetelegrafie geschluckt. Mit Beginn des Kommunikationszeitalters verstummen seine ersten Vorboten. Ein paar Länder am Mittelmeer und in Afrika verfügen noch über Morsestationen, ein bisschen piept's noch in der Südsee. Doch was wirklich wichtig ist, geht längst den langen Weg via Satellit. Der ursprüngliche Beiklang der weltweiten Mobilität erlischt, eine Epoche geht zu Ende.

Der Kummer lastete schwer auf der Seele des jungen Malers. Eine schier unüberwindliche Entfernung lag zwischen London, wo er gerade eingetroffen war, und dem heimatlichen Charlestown, einem Vorort von Boston in Massachusetts. Vier Wochen, so lange wie die Überfahrt hierher, würde es dauern, bis die liebe Mutter und der gestrenge Vater erführen, dass er wohlbehalten in England angekommen sei: „Ich wünschte nur, Ihr hättet den Brief gleich jetzt, aber 3.000 Meilen lassen sich nicht in einem Moment überbrücken,“ schrieb Samuel Finley Breeze Morse am 21 . August 1811 nach Hause. Es sollten noch einige Jahrzehnte vergehen, bis sein Wunsch in Erfüllung ging. Welchen Anteil er selbst daran haben sollte, ahnte er in diesem Moment nicht.

Vermutlich wollte er auch gar nicht. Denn nichts lag dem jungen Mann ferner, als sich mit den Errungenschaften moderner Technik auseinander zu setzen. Schon im zarten Alter von fünf Jahren, als er mit einer Nadel eine Karikatur seiner Lehrerin, Madame Rand, in deren Kommode ritzte, schien ihm allein eine künstlerische Laufbahn erstrebenswert. Dies geschah gegen den erklärten Willen seines Vaters, eines konservativen protestantischen Pastors, dem eine Verwaltungskarriere seines Erstgeborenen willkommen gewesen wäre.

Nicht nur in puritanischen Kreisen der jungen amerikanischen Föderation galten Maler und Schauspieler kaum als ehrbare Berufe; sie genossen nicht viel mehr Ansehen als fahrendes Volk. Dass einer damit sein Brot verdienen konnte, war in den Augen der Gesellschaft so gut wie ausgeschlossen auch wenn ihre Mitglieder die Dienste der Künstler gern in Anspruch nahmen. Morse befand sich auch im Widerspruch zu sich selbst, vertrat er doch, vom Vater inspiriert, politisch sehr konservative Ansichten. So konnte er weder der europäischen Demokratiebewegung noch der Sklavenbefreiung etwas abgewinnen und war erklärter Gegner der Politik Lincolns.

Erfolg als Künstler

Gut vier Jahre verbrachte Morse, gemeinhin bei seinem zweiten Vornamen „Finley“ gerufen, in Großbritannien, wo er unter den Fittichen seines Landsmannes Benjamin West beachtliche handwerkliche Fortschritte machte und künstlerisches Renommee gewann. Sogar eine Goldmedaille der königlichen Kunstakademie sprang für ihn heraus; nicht für ein Bild allerdings, sondern für eine Skulptur, die er als Vorlage gefertigt hatte: der „sterbende Herkules“.

Zurückgekehrt in die Heimat, musste er feststellen, dass der in Europa erworbene Ruhm nichts galt. Gegen kärgliches Entgelt musste er sich mit malerischen Gelegenheitsarbeiten, vor allem Porträts, durch die Neuengland-Staaten hungern. Immerhin lernte er bei der Gelegenheit seine erste Frau Lukretia kennen, mit der er, als sich die geschäftlichen Misserfolge hinzogen, in die aufstrebende Metropole New York zog. Dort war er, lange bevor seine Erfindung den Journalismus von Grund auf umkrempelte, Mitbegründer der Stadtzeitung „Journal of Commerce“. Wenige Jahre später, Morse malte gerade an einem Bild der Abgeordnetenversammlung in Washington, starb Lukretia überraschend in New York, wovon er erst Tage später erfuhr. Und wieder wünschte er, Nachrichten könnten sich ohne Verzögerung verbreiten lassen.

Kein „Leonardo“

Allen anders lautenden Gerüchten zum Trotz, die ihren Ursprung vor allem in Morses Heimat haben: Eine reiche Begabung erlaubte ihm zwar eine scheinbar mühelose künstlerische Betätigung. Die Qualität seiner Arbeiten wurde und wird von Kritikern aber in der Regel mit „begabt, aber wenig berauschend“ bewertet. Ein „amerikanischer Leonardo“, wie manche seiner Biografen großspurig formulieren, war Morse garantiert nicht; unter den Malern des jungen Amerikas war er jedoch bedeutend genug, dass sein Namen der Nachwelt auch ohne das „Morsen“ erhalten geblieben wäre.

So entsprang auch sein Zugang zu der Erfindung, die seinen Namen später berühmt machen sollte, eher dem Zufall. Zwar hatte der junge Finley schon immer großes Interesse gezeigt, wenn es um das Thema „Elektrizität“ ging, deren Bewältigung damals die Gelehrten der Welt bewegte. Aber nicht lang dauernde Experimente oder gezielte Forschung standen hinter seiner Begeisterung für die Nachrichtenübermittlung mittels Elektrizität, sondern Neugier und Zufall. Später, als Morse die Arbeit an seinem Telegrafen aufgenommen hatte, richtete er sich ein technisches Labor für neue Versuche ein.

Der große Wurf

Immerhin: Morse gelang der große Wurf, der anderen Genies seiner Zeit versagt blieb, die alle an demselben Ziel arbeiteten, nämlich die endlose Dauer der Nachrichtenübermittlung zu verkürzen. Der Franzose Claude Chappe zum Beispiel hatte bewegliche Arme an einem Mast angebracht, die je nach Stellung bestimmte Begriffe darstellen Abgesehen vom begrenzten Wortschatz litten sie unter ihrer eingeschränkten Reichweite und den Übermittlungsfehlern, die sich einschlichen, wenn Meldungen von Semaphor zu Semaphor – so hießen die Geräte – weitergegeben wurden. Die Erkenntnis schließlich, dass Elektrizität benutzt werden kann, um Bewegungen zu steuern, ließ einige andere schlaue Köpfe darüber ins Sinnen kommen, ob so auch Nachrichten zu vermitteln seien.

Doch die Verfahren wiesen allesamt beträchtliche Mängel auf. Entweder waren sie nur mühsam abzulesen, wie der Apparat des Münchner Professors Samuel von Soemmering, der 27 mit Elektroden versehene Kabelenden – für jeden Buchstaben eines – in einem Wasserbehälter enden ließ, wo je nachdem, wo Strom floss, Luftbläschen aufstiegen. Oder sie geriet zu aufwändig, wie die mit Elektromagneten bestückte Apparatur der Forscher Karl Friedrich Gauß und Wilhelm Weber, die bei Göttingen experimentierten. Am weitesten kam noch Werner von Siemens mit einem Zeigertelegrafen, bei dem Stromstöße die Zeiger über die jeweiligen Buchstaben dirigierten.

Praktisches Instrument

Während diese Kopfgeburten von Physikern der Praxisnähe entbehrten, gelang es Morse, der seinen ersten Apparat in eine ausgediente Maler-Staffelei hineinbaute, mit verblüffend einfachen Mitteln ein höchst nützliches Instrument zu schaffen. Sein entscheidender Gedanke, den er allerdings erst später so klar formulierte, war ihm 1832 an Bord des Seglers „Sully“ auf der Rückfahrt von einer Reise nach Frankreich gekommen, als Mitreisende über die Chancen der Elektrizität spekulierten: Signalgebung durch Ein- und Ausschalten von Strom. Eindeutige Signale, einen Code brauchte es dazu, ein Punktsystem etwa.

Seine reiche Fantasie ließ den Künstler Morse weit reichende Pläne schmieden, große Skizzen entwerfen. Jedes Zeichen musste sich aus den gleichen Elementen, nämlich Punkt und Strich, zusammensetzen und die mussten durch die Anziehungskraft eines Magneten aufgeschrieben werden. Daran hatte sich bisher nämlich noch keiner gewagt - die übermittel-

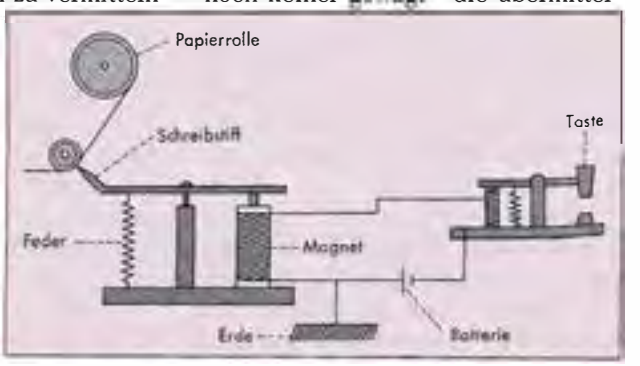


Foto links: Morseschreiber der Firma Siemens & Halske Berlin, wie er Anfang des 20. Jahrhunderts z.B. von der Deutschen Reichsbahn verwendet wurde. Rechts: Schema des Morseapparates

ten Zeichen auch aufzuschreiben.

Morse fand die Lösung, ohne zu wissen, dass die Briten Charles Wheatstone und William Fothergill Cooke gleichzeitig ein brauchbares Gerät entwickelten. Er hatte ihnen freilich voraus, dass sein Apparat mit nur einem Draht auskam; alle anderen brauchten mindestens zwei.

Morses Prinzip: Unter dem vor einem Elektromagneten aufgehängten Schreibstift wurde ein Papierband durchgezogen, auf dem die Zeichen zunächst in einer Art Zackenschrift aufgetragen wurden. Das war 1837, sein erster Apparat arbeitete. Später erst, die Kunst war inzwischen ganz in den Schatten seiner Erfinder-Arbeit getreten, entschied sich Morse für die gradlinige Punkt-Strich-Schreibweise und verwarf auch die Vorstellung, einzelne Worte durch Zahlencodes zu verschlüsseln. Das Verfahren wäre viel zu umständlich gewesen.

Im zweiten Anlauf

Nur mit viel Mühe, im zweiten Anlauf und nach einer gescheiterten Werbetour durch Europa, gelang es Morse, den amerikanischen Kongress dazu zu bewegen, seine Forschungsarbeit mit 30.000 Dollar zu unterstützen. Das Geld hatte er bitter nötig. Obwohl Präsident der von ihm gegründeten „Nationalen Akademie für Design“, nagte er am Hungertuch. Lieber aß er mehrere Tage lang keinen Bissen, als dass er aus finanziellen Gründen eine Verzögerung an seinen Experimenten hingenommen hätte. Als bei einer geplanten Vorführung im Hafen von New York ein Anker lichtendes Schiff Morses eigenhändig verlegtes Kabel zerriss, hätte ihn die anschließende Blamage vor tausenden von Besuchern beinahe davon abgehalten, weiterzumachen. Aber väterlich-calvinistische Erbstücke, die an Sturheit grenzende Willensstärke und Lust am Streit, hielten ihn aufrecht.

Als dann der Kongress die Mittel bewilligte, errichtete er eine 65 Kilometer lange Versuchslinie von Baltimore nach Washington. Auch sie wäre beinahe gescheitert, weil beim unterirdischen Verlegen die noch warmen Bleiumhüllungen durchgeschmolzen und der Draht zur Übermittlung untauglich geworden war. Da erinnerte sich Morse an einen Gedanken, den er vor Jahren schon notiert hatte: Verlegung des Drahts oberhalb des Bodens, an langen Holzpfosten. Sie sollten zu einem prägenden Landschaftsmerkmal der Pionierzeit-USA werden. Am 14. Mai 1844 bestand Morses Apparat seine Bewährungsprobe. Die junge Annie Ellsworth hatte den Text mitgebracht, mit dem die Morse-Telegrafie ihre Weltpremiere feiern sollte. Es war ein Bibelwort: „What God Has Wrought ... was Gott erwirkt hat.“

Durchbruch im Senat

Den Durchbruch in der öffentlichen Meinung aber bescherte ein Live-Bericht, den Morses Mitarbeiter einige Zeit später vom Kongress-Parteitag der Demokraten in Baltimore zu seiner Empfangsstation nach Washington funkten. Die Meldung über die soeben erfolgte Nominierung ihres Präsidentschaftskandidaten James K. Polk war die erste Depesche, die im US-Senat verlesen wurde. Die eigentliche Sensation aber

Fortsetzung auf Seite 72 unten

NACHBAR POLEN:

Wehrmachtsoffizier als Held eines deutsch-polnischen Bestsellers

JOACHIM GEORG GÖRLICH

Das Buch „Pianista“ (Der Pianist) des im August verstorbenen Starpianisten und bekannten Komponisten Professor Wladyslaw Szpilman ist zum Bestseller in Polen geworden. Schon eine Woche nach Erscheinung der erschütternden Memoiren dieses polnisch-jüdischen Musikers musste nachgedruckt werden. In zahlreichen Anrufen bei „Radio für dich“, in der täglich der Sohn des Musikers aus des Vaters Memoiren las, wurde mit Nachdruck und Erfolg gefordert, dies zu wiederholen. Die „Los Angeles Times hat inzwischen Szpilmans Memoiren zum „Buch des Jahres“ auserkoren.

Held in den Memoiren des im Alter von 89 Jahren verstorbenen Künstlers und Überlebenden des Warschauer Ghettos ist der deutsche Heereshauptmann und Lehrer Wilm Hosenfeld, der Szpilman nach Zerschlagung des Ghetto-Aufstandes in den Ruinen entdeckte, ihn versorgte und versteckte, sozusagen dem polnischen Juden ein zweites Leben schenkte. Der „gute Deutsche“ rettete ihn somit auch vor dem Hungertod. Ihm spielte Szpilman öfters auf einem klapprigen Flügel in den Ruinen Chopin vor.

Nach dem Kriege begann Szpilman Hauptmann Hosenfeld zu suchen und ortete ihn in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager. Sämtliche Versuche, auch mit Hilfe prominenter polnischer Kommunisten, ihn dort zu entlassen, scheiterten. Hosenfeld verstarb 1952 in sowjetischer Gefangenschaft. Kontakt mit der Familie des mutigen Wehrmachtsoffiziers hatte Szpilman schon seit geraumer Zeit: Man besuchte sich gegenseitig mit den Familien.

Der „Pianist“ ist im katholischen ZNAK-Verlag erschienen, in dem einst auch ein Karol Wojtyla druckte und der nach der oppositionellen katholischen ZNAK-Gruppe bezeichnet ist. Wolf Biermann hat zur Übersetzung ins Deutsche beigetragen und schrieb Im Nachwort: „Das alles klingt wie ein Märchen aus Hollywood“.

Jetzt ist Polens Starregisseur Roman Polanski dabei, Szpilman und den „Guten Deutschen“ Hauptmann Wilm Hosenfeld im Film ein Denkmal zu setzen. Polanski ist selbst Überlebender des Krakauer Ghettos. Übrigens: vor seinem Tode auf die deutsche umstrittene deutsche „Wehrmachtsausstellung“ angesprochen, erklärte Szpilman einem polnischen Privatsender, er würde sich freuen, wenn sein „Pianist“ dort gezeigt würde. Kommentar überflüssig. ❑

Die Zeit bringt es an den Tag

Veröffentlichungen zu angeblichen Kriegsverbrechen der Deutschen in Italien

Zur Zerstörung des Klosters Montecassino

Die Kriegsschuld Hitlers und seine Verbrechen sind so tief in die Köpfe der Menschen eingeprägt, dass viele glauben, die deutsche Wehrmacht habe auch die Zerstörung des Klosters Montecassino im Zweiten Weltkrieg zu verantworten. Andere sind vorsichtiger und meinen, durch die Anwesenheit von deutschen Einheiten in der Abtei und ihrer unmittelbaren Umgebung seien die alliierten Luftangriffe auf den Berg herausgefordert worden. Eine dritte Version geht davon aus, dass die Alliierten deutsche Fallschirmjäger in der Abtei vermuteten und deswegen deren beherrschende Stellung in der so genannten Gustav-Linie aus schalten wollten.

Es ist jedoch gesicherte Erkenntnis, dass die Wehrmacht ein Abkommen mit dem Vatikan beachtete, das Kloster zu schützen, wofür der Vatikan Neutralität garantierte.
AUFTRAG berichtete in Heft 232/1998 über die posthume Ehrung eines Oberleutnants der Wehrmacht, dem Österreicher Julius Schlegel. Auf seine zunächst befehlswidrige Initiative wurden die Kunstschätze aus dem Benediktinerkloster Montecassino mit Lastwagen der Wehrmacht in den Vatikan ausgelagert, um sie so vor möglichen Bombenangriffen und damit der Vernichtung zu bewahren. Diese Rettungsaktion wurde am 1. November 1943 mit einem Dankgottesdienst abgeschlossen und die deutschen Soldaten verließen anschließend wieder die Abtei und den Berg, die vorher von den Deutschen zur entmilitarisierten Zone erklärt worden waren.

Die FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG berichtete nun vor kurzem, dass eine überraschende Erklärung, durch die die dritte Version gestützt wird, für die Gründe der Alliierten zur Bombardierung der Abtei gefunden worden sei: Sie seien einem Übersetzungs- oder Interpretationsfehler ihrer eigenen Funkaufklärung aufgesessen. Dies würde Rupert Clarke in seiner Autobiografie „With Alexander at War" behaupten (angekündigt vom Verlag Lee Cooper in der Reihe Pen and Sword Books). Clarke sei im 2. Weltkrieg Adjutant von Lord Alexander of Tunis, dem verantwortlichen Befehlshaber der britischen Truppen in Italien, gewesen. Clarke beziehe sich in dem Buch auf einen Bericht von David Hunt, damals Oberst des Geheimdienstes und später Sekretär der britischen Premierminister Attlee und Churchill.

Nach Hunt habe der Abhördienst der Alliierten einen Funkspruch der Deutschen aufgefangen, in dem gefragt wurde, ob der Abt im Kloster sei, und die Antwort habe gelautet: „Ja, im Kloster mit den Mönchen." Der abhörende Offizier habe einen Code vermutet und das Wort „Abt" als Abkürzung für „Abteilung" (militärischer Verband, die Red.) gehalten. Als Colonel Hunt die aufgefangenen Meldungen kontrollierte, habe er den Fehler bemerkt, aber es sei zu spät gewesen. Weiter schreibe Clarke, so die F.A.Z., dass Hunt überzeugt gewesen sei, dass der Abt, Erzbischof Gregorio Diamare, der die Angriffe auf das Kloster überlebt hatte, die Wahrheit gesagt habe. Er hatte versichert, dass in der Abtei keine Deutschen seien.

Doch die Neigung zur irrigen Interpretation sei bereits von der alliierten Propaganda geschaffen worden. Am 11. Februar 1944 habe die britische Zeitung „Daily Mail" einen Bericht mit dem Titel „Die Nazis bauen das Kloster Montecassino zur Festung aus" veröffentlicht. Der für den schrecklichen Irrtum Verantwortliche – mit den folgenschweren Bombardierungen vom 15. - 18. Februar 1944 – werde in dem angesprochenen Buch nicht genannt, heißt es in dem F.A.Z.-Bericht.

Das Blutbad von San Miniato

Über ein zweites Beispiel für angebliche Verbrechen der deutschen Wehrmacht hat die FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG in ihrer Ausgabe vom 11. August 2000 berichtet. Die fürchterliche Behauptung, zugleich furchtbare Anklage, stehe in Stein gemeißelt am Rathaus von San Miniato. Hier mitten in der friedlichen Toskana, auf halbem Weg zwischen Florenz und Livorno, bringe eine Gedenktafel Schlimmstes gegen „die Deutschen" vor. *„Dieser Stein"*, so stehe auf ihm in Italienisch geschrieben, *„erinnert für ewige Zeiten an den eiskalten Mord von Hand der Deutschen – am 22. Juli 1944 zwangen sie heimtückisch („perfidamente") 60 Opfer, Wehrlose, Alte, Unschuldige in der Kathedrale Schatz zu suchen – nicht aus der Notwendigkeit des Krieges, sondern aus purer Grausamkeit ein Heer, unfähig zum Siegen, ein Feind jeder Freiheit – es trieb die Mörder, die tödliche Granate in den hohen Dom zu schießen - Italiener, die Ihr das lest, verzeiht, aber vergesst nicht – denkt daran, daß nur im Frieden und in der Arbeit beständige Kultur liegt – zehnter Jahrestag – die Gemeinde San Miniato."* Hier sollte also die Wehrmacht während des 2. Weltkriegs eine unsägliche Untat begangen, Wehrlose, Alte, Unschuldige in den Dom getrieben und dann mit einer Granate beschossen haben?

Der Titel eines Buches, das sich in einem Schriftenlädchen auf dem Weg von der Kirche San Domenico an der Piazza del Popolo zum Dom finde, verheiße Aufklärung, schreibt die F.A.Z.: *„1944. San Miniato, Die ganze Wahrheit über das Blutbad"*. Paolo Paoletti, Mursia-Verlag, Mailand. „Die ganze Wahrheit? Wird es noch schlimmer für die Deutschen? Oder gibt es eine ganz andere Wahrheit für jenen 22. Juli 1944 in San Miniato, für die 'notte di San Lorenzo', die Nacht von Sankt Lorenz?", fragt die F.A.Z.

Unter diesem Namen sei dieses Geschehen in Italien und über seine Grenzen hinaus nach dem Krieg bekannt geworden. Und noch einmal fast vierzig Jahre später, als die bekannten italienischen Filmregisseure Paolo und Vittorio Taviani, in Gedenken auch an ihren damals beteiligten Vater Ermanno, einen höchst eindrucksvollen Film unter diesem Titel der Öffentlichkeit präsentiert

hatten, so überzeugt von deutscher Schuld und so überzeugend.

Und nun das Buch. Auf seinem Einband stehe: *„Die Explosion in der Kirche, der Tod von 56 Personen, die Schuldzuweisung an die Deutschen für dieses Gemetzel. Zeugenaussagen, Archivanalysen und Gutachten von Experten rekonstruieren die Wahrheit über das Blutbad.“* Und weiter: *„San Miniato, 22. Juli 1944. In dem sonnenheißen toskanischen Sommer bringt eine Explosion im Innern des Domes 56 Personen um, die dort von den Deutschen versammelt wurden, um den Ort zu räumen. Sofort werden die Deutschen (der Tat) beschuldigt, obwohl den ganzen Tag über San Miniato unter dem Feuer der amerikanischen Artillerie lag. Nach dem Krieg stellte eine Untersuchungskommission offiziell die deutschen Verantwortlichkeiten fest. Es hilft nichts, dass im Dom ein amerikanischer Zünder gefunden wird, unbequemes Indiz, das auf mysteriöse Weise verschwindet, zusammen mit Fotografien, die den Hergang des Massenmordes bezeugen (...) Der Autor nimmt den Fall wieder auf und untersucht genau die Protokolle der Untersuchungskommission von San Miniato. Zweideutige Unterlassungen, verlorene Beweise und unbegreifliche Demissionen von Personen tauchen auf. Mit Hilfe der technisch-ballistischen Expertise von drei bekannten Militärfachleuten entfernt Paoletti den Schleier einer ‘politisch korrekten’ Wahrheit, die mehr als ein halbes Jahrhundert hartnäckig behauptet worden war.“*

„Muss man noch mehr lesen, um zu dem einfachen Schluß zu kommen, dass es eben eine amerikanische Bombe oder Granate war? Die Alliierten waren im Juli 1943 auf den Inseln und auf Sizilien gelandet, um Italien vom Faschismus und Europa von der Hitler-Diktatur zu befreien. Die Amerikaner haben auch in Italien zwischen 1943 und April 1945 viel gebombt. Dabei trafen sie nicht immer nur die militärischen Ziele der deutschen Wehrmacht auf deren Rückzug nach Norden, sondern auch Zivilisten, *„Wehrlose, Alte, Unschuldige“*, Kunstwerke und Kulturdenkmäler.“, meint Heinz-Joachim Fischer in der F.A.Z.

Doch nach dem Krieg sei es in Italien jahrzehntelang üblich gewesen, die „grausamen Deutschen“, die im politisch verbündeten Italien (des faschistischen Duce Mussolini) mit einer kriegsmüden Bevölkerung und mit der Niederlage gegen einen übermächtigen Feind vor Augen operieren mussten, als besonders grausam und blutrünstig darzustellen. Der Antifaschismus von Kommunisten und Christlichen Demokraten sei so zwingend gewesen, dass dahinter das Ideal historischer Wahrheit oder Gerechtigkeit geradezu lächerlich erschienen sei. Erst seit wenigen Jahren könne man bei seriösen Historikern und redlichen Politikern in der Öffentlichkeit, italienischen wie deutschen, eine Skepsis gegenüber diesem Antifaschismus als Gründungsmythos der italienischen Demokratie nach dem Zweiten Weltkrieg wahrnehmen. Auch im Falle des Blutbades von San Miniato hätten seriöse Stellen und Geschichtswissenschaftler schon seit langem Zweifel an der Schuld der Deutschen geäußert und von der „höheren Wahrscheinlichkeit einer amerikanischen Granate“ gesprochen, heißt es abschließend. *(bt)*

Die Rettung von Assisi

Ein deutscher Militärarzt bewahrt Assisi vor dem Schicksal von Montecassino

In einer Buchhandlung in Assisi wurde kürzlich das Buch „The strategy that saved Assisi“ von Francesco Santucci mit einem Vorwort von Rev. Aldo Brunacci (Zeitzeuge und Priester der Diözese von Assisi), Assisi 1999, gefunden. Dieses Buch ist eine Dokumentation der Vorfälle in Assisi in der Zeit der deutschen Besetzung zwischen September 1943 und Juni 1944. Hierbei sehe man, wie sehr Geschichte von einzelnen Personen abhängig sein könne, in diesem Fall einem deutschen Stabsoffizier der Wehrmacht – Oberstarzt Valentin Müller.

Wer aber war dieser Oberstarzt und was hat er mit der Geschichte von Assisi zu tun?

Valentin Müller ist 1891 in Eichstätt (Bayern) geboren und wurde als Katholik sehr religiös erzogen, was ihn auch mit der Stadt Assisi verband: „The colonel was a very religious man; he attended Mass daily at the tomb of St. Francis and received communion.“ Als praktizierender Arzt in Eichstätt bekam er 1939 den Rang eines Oberst und war als Soldat in Polen, Frankreich und Rußland (Stalingrad), ehe er 1943 nach Italien kam.

Versetzt nach Santucci wurde Oberstarzt Müller am 1. März 1944 Kommandeur der deutschen Truppen in Assisi. Von Beginn an habe er versucht aus Assisi eine „hospital-city“ zu machen, weil er glaubte, das sei die einzige Möglichkeit Assisi zu retten. Er habe in enger Zusammenarbeit mit dem Bischof Nicolini und den örtlichen Behörden begonnen, nach und nach verschiedene Gebäude (Umbrian Regional Seminary, National Home for Orphans of Teachers u.v.m.) der Stadt zu Krankenhäuser „umzugestalten“ und gleichzeitig deutsche Truppen aus der Stadt aus zu lagern, so dass aus Assisi im April 1944 eine „hospital-city“ geworden sei und so kein „lohnendes Kriegsziel“ mehr für die deutsche Wehrmacht darstellte.

Zeitzeugen seien der Meinung, dass diese Strategie Assisi gerettet hatte. Wie dankbar die Bürger Valentin Müller waren, zeige sich als er 1950 nach Assisi „zurückkehrt“: alle Bürger der Stadt hätten ihn begrüßt. Dies wird noch unterstützt durch diesen Satz, den zwischen 1943 und 1944 jeder Assisi-Bürger so unterschrieben hätte: „We have three protectors – the good God, St. Francis and Colonel Müller.“

Valentin Müller starb 1951, ohne ein zweites Mal nach Assisi zurück gekehrt zu sein.

Dieses Buch von Francesco Santucci möchte beweisen, dass auch in Kriegszeiten Werte wie Schönheit, Gerechtigkeit, Einigkeit/Solidarität verwirklicht worden sind – auch von deutschen Wehrmachtssoldaten. *(bt/MS)*

PATENGEMEINDE DER GKS IM WB I: NOWOSPASSKOJE

Wir wollen keinen Krieg mehr

22. Juni 1941 – der erste Tag des Krieges

Nikolai Priwalow

Der 22. Juni 1941 ist für Russland ein trauriges Datum. Millionen von Menschen sind an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges, bei der Verteidigung ihres Vaterlandes und Befreiung der Welt vom Faschismus, gefallen. Die Grundlage dieser Ideologie war die Überlegenheit der einen Nation über die anderen. Wie es den von Hochmut befallenen Naziführern gelungen ist, deutsche und russische Bauern auf dem Gefechtsfeld gegeneinander zu führen, das wird die Geschichte noch zu beurteilen haben, und wir sehen den Beweis dieses größten Betruges in Denkmälern für abertausende unser gefallenen Landsleute in ganz Europa. Tausende Namen sind unbekannt geblieben. Allein in der Erde des Bezirks Jelnja ruhen 23.266 Menschen, von denen nur die Namen von 10.742 gafallenen Soldaten bekannt sind. Im Verlaufe des gesamten Krieges sind über 8.300 Bewohner des Bezirks Jelnja gefallen, darunter werden 3328 noch als vermisst angesehen. Bis in unsere Tagen hin wird versucht, die Namen der Gefallenen, ihre Beerdigungstätten herauszubekommen und es werden Obelisken aufgestellt. Fast jeder hat Verwandte, die im Kriege gefallen sind und unsere Pflicht ist es, sich an deren Namen zu erinnern. Das ist auch unumgänglich, um diese beim Totengebet für die gefallenen Seelen erwähnen zu können und es muss auch getan werden, damit man nicht wieder in einen Bruderkrieg hineingezogen wird. Im letzten Jahr wurde im Dorfzentrum von Lapino eine Ehrenmal für die gefallenen Soldaten, aus Anlass des 55. Jahrestages des Sieges, aufgestellt. Auf einem Betonpfahl wurden Marmorplatten mit den Namen der gefallenen Dorfbewohner befestigt. Verewigt hatte diese Namen unser Landsmann aus Jelnja, Aleksandr Feodosjewitsch Kastronow, selbst ein ehemalige Jagdflieger, der jetzt eine Firma führt, auf deren Kosten in Moskau die Marmorplatten hergestellt worden sind. Am 9. Mai 2000 fand am Ehrenmal ein Treffen statt, zu dem Kriegsveteranen aus dem Dorfkreis von Lapino kamen. Diese wurden herzlich durch den Leiter der Administration N.A. Kowalenkow und im Namen der Dorfintelligenz durch die leitende wissenschaftliche Mitarbeiterin des Museums, T.K. Korolewa, begrüßt. Der Garnisonskommandeur von Jelnja, Oberst W.A. Nosarew, gab die Anweisung einen Gewehrsalut zum Andenken an die Gefallenen zu schießen. Die Beerdigungsstätten vieler auf den Platten aufgeführten Soldaten sind unbekannt. Die Mehrzahl der aus dem Krieg zurückgekehrten Veteranen ist bereits auf dem Dorffriedhof beerdigt. Da aber der 9. Mai in diesem Jahr mit dem Totengedenktag in der ersten Woche nach Ostern zusammengefallen war, ging die Mehrzahl der Einwohner zu den Gräbern ihrer Angehörigen und so erklang durch die Ansprachen der Redner der Gesang „Christus ist auferstanden". Der Zustand mancher Dorffriedhöfe, wo ihre letzte Ruhestätte auch die aus dem Krieg zurückgekehrten Kriegshelden finden, ruft durch deren Ungepflegtheit Trauer hervor.

Und wir werden doch auch alle dort einmal ruhen, denn niemand lebt auf Erden ewig. Nur im Gedächtnis der Nachbahren kann man seinen Namen erhalten, aber nur, wenn man diesen das lehrt.

Wir gedenken nur der Toten des letzten Kriegs, aber es gab doch auch noch in diesem Jahrhundert den Bürgerkrieg und den I. Weltkrieg. Wo sind die Gräber der gefallenen Soldaten, es könnte ja sein, dass sich noch jemand von den alten Einwohnern des Bezirks daran erinnert?

Wir hatten vor nicht allzu langer Zeit die Gelegenheit in Deutschland zu sein, wir legten Kränze an der Beerdigungsstätte von 106 sowjetischen Kriegsgefangenen in der Stadt Flensburg nieder. Nebenan befanden sich zwei Gräber mit zwei Namen: Hauptmann Kudinow Gawril Wasiljewitsch und Obersergeant Saschisch Schajchi. Es könnte ja sein, dass noch jemand seine eigenen Angehörigen sucht.

„Das brauchen die Toten nicht, das brauchen die Lebenden"

Wir haben den Krieg nicht gesehen und wir wollen ihn auch nicht sehen. Darüber, dass in der Erde des Bezirks Jelnja die Gebeine von 50.000 deutschen Soldaten und Offizieren liegen, muss man unbedingt unterrichtet sein. Anders wäre es so, als wenn nur unsere Soldaten gefallen wären. In jedem Krieg, bei jedem Konflikt, gibt es Verluste auf beiden Seiten, und es fallen in der Mehrzahl einfachen Arbeiter und Bauern. Im Zentrum von Berlin befinden sich zwei große Ehrenmale, das jederman bekannte Ehrenmal im Treptower

Fortsetzung von Seite 69

war, dass der vorgeschlagene Kandidat für die Vizepräsidentschaft, Senator Silas Wright, der gerade in Washington weilte, über Morses Maschine dem Parteitag kundtat, er lehne die Ernennung ab. Damit war der Telegraf endgültig etabliert – und die Medien hatten Einzug in die Politik gehalten.

Bald bemächtigte sich der amerikanische Unternehmergeist Morses Erfindung, so dass die Vereinigten Staaten in kürzester Zeit über ein ausgedehntes Telegrafennetz verfügten, das ihnen Zusammenhalt gab und zur raschen wirtschaftlichen Blüte beitrug, an der Morse selbst nur unter allerlei Querelen teilhaben durfte. In den großen Zentren und entlang der neuen Eisenbahnstrekken schossen die Telegrafie-Stationen aus dem Boden, die ersten Nachrichten-Agenturen entstanden. Am 2. April 1872 trugen sie, alle zugleich, eine Nachricht hinaus in die Welt: „Samuel Finley Breeze Morse ist tot." Knapp 130 Jahre später, Satelliten und Laser haben dafür gesorgt, verschwinden die Morsezeichen langsam aber sicher aus der menschlichen Kommunikation. In der Zwischenzeit aber haben sie die Welt verändert. ❑

Park, wo 5.000 Soldaten begraben liegen, und das weniger bekannte, weil es sich hinter der Berliner Mauer befunden hatte, aus den Resten der Reichskanzlei gebaute Ehrenmal im Tiergarten, wo 2.500 Soldaten beerdigt liegen. An beiden Ehrenmalen haben wir Kränze im Namen der Einwohner des Dorfes Nowospasskoje niedergelegt. Millionen von Menschen sind deswegen gefallen, damit wir friedlich und glücklich leben können. Jetzt haben wir die Gelegenheit zu vergleichen, wie Menschen leben, darunter auch die Veteranen in Deutschland und in Russland. Wir wollen nicht nach den Schuldigen suchen, aber die Fakten sprechen eine eindeutige Sprache. Die meisten guten Fernseher in unseren Häusern stammen aus dem besiegten Japan oder Deutschland, die Hälfte aller prestigeträchtigen Kraftfahrzeuge auf unseren Straßen stammt aus Deutschland. Oder ein konkretes Beispiel: Die Kinder in der Schule von Lapino können nur deswegen mit einem warmen Frühstück versehen werden, weil deutsche Soldaten und Veteranen hierbei helfen. Käse und Butter werden in unsere Läden aus den mit dem ehemals faschistischem Deutschland verbündeten Staaten gebracht. Zum Haus des Kriegsveteranen M.G. Prokopenkow im Bezirkskulturzentrum des Dorfes Nowospasskoje kann man auch 55 Jahre nach dem Sieg nur mit einem Panzer durchkommen. Während eines schneereichen Winters gelangt man dahin nicht einmal zu Fuß. Es gibt einiges zum Nachdenken und für die Jugend zu tun. Unsere Urgroßväter haben gegen den Kapitalismus gekämpft, die Großväter kämpften gegen den Faschismus, die Väter haben das Land gegen die Gefahr des Imperialismus und Zionismus verteidigt und die noch sehr jungen Demokraten kämpfen noch mit dem Kommunismus. Wir alle zusammen sind aber in die Fänge eines noch viel gefährlicheren Feindes geraten, des Bürokratismus. Um diesen zu überwinden, muss man vor allen Dingen das eigene Land und das eigene Volk lieben, und nicht die Backen aufblasend aus sich Teilfürsten machen, sondern den Menschen erlauben, friedlich und ruhig auf dem eigenen Land, welches unsere Vorfahren veredelt, verteidigt und bewahrt haben, zu arbeiten.

Der 22. Juni 1941 war ein Sonntag und der Tag aller Heiligen, die in russischer Erde geleuchtet haben. Kapituliert hat das faschistische Deutschland am 9. Mai, am Tag des hl. Georg, des Siegers und Schutzpatrons des russischen Heeres. Wie sagte man noch im Altertum: „Ohne Gott keinen Schritt über die Schwelle des Hauses“. Der Herr möge auch uns die Kraft der Seele und des Leidens geben! ❑

Geschichten aus Russland

PAUL ROTH

Und unser Herz schmilzt
von Walerij Mokrenok
aus Wladiwostok

Kürzlich fuhr ich mit der Straßenbahn. Wegen der vielen Menschen herrschte ein unglaubliches Gedränge im Wagen. Plötzlich sehe ich, wie ein junger Mann sich verzweifelt durchdrängelt. Man hört Stimmen: „Wohin kriechst du? Bleib stehen, weiter geht es nicht. Du kommst auch so ans Ziel.“

Der Mann reckt den Kopf: „Dort ist meine Frau!“ – „Na und, wenn schon. Sie verschwindet nirgendwohin!“ – Der Mann antwortet: „Aber ich werde sie dann einen ganzen Tag lang nicht sehen!“

Im Wagen wurde es still, man flüsterte zustimmend, die Leute lächelten, stöhnten, drängelten sich zusammen: „Aha, wenn das so ist ...“

Der Mann drängelte sich zu seiner Frau durch, rückte seinen Schal zurecht. Sein Gesicht war ganz glücklich: „Na, ich hab's geschafft.“ Die Frau wurde rot, blinzelte und senkte die Augen. Irgendjemand seufzte traurig, irgendjemand wurde nachdenklich und die junge Frau trafen noch lange neidische Blicke.

(Iswestija 19.05.00)

Entschuldigen Sie, Sir Darwin!
von Tatjana Grinblat
aus Nowgorod

Meine Tochter kam aus der Schule heim und teilte mir mit verschmitztem Lächeln mit: „Mama, wir haben wieder als Aufgabe einen Aufsatz zu schreiben.“ Das bedeutete, dass ich heute wieder einmal mit ihr Aufgaben machen musste. Aufsätze schrieben wir folgendermaßen: Ich suchte die Information über irgendetwas aus der Kinderenzyklopädie heraus, entnahm aus dem Artikel die notwendigen Sätze, schrieb einen Text auf dem Computer. Das Töchterchen las ihn gewissenhaft, und wenn sie begeistert davon war, malte sie noch ein Bildchen.

„Worüber werden wir heute schreiben?“ – „Über die Entstehung des Menschen.“ Wie soll man auf einer kleinen Seite in Maschinenschrift die Theorie von Darwin zusammendrängen, und noch dazu in einer Sprache, die für Kinder verständlich ist? Dazu brauchte man das Talent von Lew Tolstoi, dachte ich. Verwirrt stand ich vor dem Bücherregal.

„Mama, wozu brauchst du die Theorie von irgendeinem Darwin? Wir haben doch die Kinderbibel! Schau, da ist alles aufgeschrieben: Wie Gott Adam erschuf, dann aus seiner Rippe die Eva, wie sie den Apfel gegessen haben. Schreib das schnell und ich zeichne ein Bild dazu.“

Vor Erstaunen konnte ich kein Wort herausbringen: Natürlich hatten wir zusammen die Kinderbibel gelesen, doch war ich überzeugt, dass das Kind das als Märchen versteht. Mir kam der etwas verwegene Gedanke: Prüfen wir doch nach, wie man sich in unserer Schule zu dieser Version von der Erschaffung des Menschen verhält.

Am nächsten Tag erwartete ich ungeduldig der Rückkehr der Tochter. „Wird man mich in die Schule bitten, Töchterchen?“ – „Warum, ich habe mich ordentlich benommen?“ – „Und was für eine Note hast du für den Aufsatz bekommen?“ – „Eine Eins!“ Nach welchen Kriterien die Lehrerin unsere Arbeit bewertet hat, blieb für mich ein Rätsel. Es wird interessant, wenn meine Tochter in der neunten Klasse die Theorie von der Entstehung des Menschen in Biologie lernen wird.

(Iswestija 07.07.00)

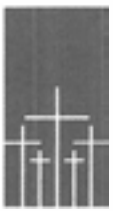
Fortsetzung auf Seite 74 oben

Fortsetzung von Seite 73 u.

Zwei Fläschchen mit Korwalol von Wladimir Kusin aus Wladimir

Mein Freund Viktor fuhr in einem völlig überfüllten Bus. Kaum waren sie von der chemischen Fabrik abgefahren, da wurde von der hinteren Plattform gerufen, einer Frau sei es schlecht geworden, man solle anhalten und den Notdienst rufen. Der Fahrer regte sich auf: „Hier ist nirgendwo eine Gelegenheit zum Telefonieren. Fahren wir bis zur Pogodinstraße, da gibt es ein Telefonhäuschen!“ – „Hat jemand ein Herzmittel?“ wurde von hinten durch den ganzen Bus gerufen. Viktor hatte in der Tasche seiner Jacke zwei Fläschchen mit „Korwalol“ für die Mutter. Ihm kam der Gedanke, eines davon zu opfern. Aber er erinnerte sich daran, dass die Mutter öfters Herzbeschwerden hatte und die Medizin teuer war – und er schwieg. Als man an der Haltestelle die Frau heraustrug, die das Bewusstsein verloren hatte und sie auf eine Bank legte, als man sich bemühte, den Notdienst zu rufen, schaute Viktor aus Neugierde aus dem Fenster. Der bekannte dunkelbraune Mantel, die roten gestrickten Handschuhe ließ ihn zusammenzucken. Er drängte die Leute zur Seite, sprang aus dem Bus – es gelang nicht, seine Mutter zu retten. Viktor begann zu trinken, zürnte der ganzen Welt. Aber wem soll man die Schuld geben außer sich selber.

(Iswestija 22.09.00)



Gräber mahnen zum Frieden

Kriegsgräberfürsorge betreut 650 Soldatenfriedhöfe

CONSTANTIN GRAF VON HOENSBROECH

Dort, wo Normandie und Bretagne durch ein kleines Flüsschen voneinander getrennt werden, wo sich der Mont Saint-Michel mit der Benediktinerabtei und der beeindruckenden Kirche aus dem Meer erhebt und die gesamte Region beherrscht, fällt die sanfte Kuppe des Mont-de-Huisnes kaum auf. Von den rund drei Millionen Menschen, die jährlich den Mont Saint-Michel besuchen, finden nur Einzelne den Weg zum Parkplatz am Fuß des Hügels. Dabei ist der dortige deutsche Soldatenfriedhof von seiner architektonischen Gestaltung wie von seiner Wirkung ein Ort besonderer Aussagekraft.

Eine schlichte Treppenanlage führt hinauf in das Eingangsgebäude, in dem das Gästebuch und die Namensliste der Toten ausliegen. Großformatige Wandtafeln, eine Videodokumentation und Broschüren informieren über die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs in dieser Region. Über einen Hof führt der Platten belegte Weg weiter in den Kern der eigentlichen Anlage. Durch eine Gedenkhalle treten die Besucher in den offenen Innenhof der Gedenkstätte. Im Mittelpunkt ragt ein elf Meter hohes Granitkreuz, um das ein kreisrunder, zweigeschossiger Bau aus Naturstein angelegt ist. Zwei übereinander liegende offene Umgänge erlauben den Zugang zu den 34 Grabkammern auf beiden Ebenen. In jeder Gruft ruhen 180 Tote. Jeder hat seine eigene kleine Kammer. Eine schlichte, unaufdringliche Bronzetafel gibt Auskunft über die Lebensdaten. Hinter jeder Bronzetafel verbirgt sich eine eigene persönliche Geschichte, das Schicksal eines Menschen, verbunden mit dem Leid und dem Schmerz vieler Frauen und Männer, Eltern und Kinder, Angehöriger und Freunde.

Weltweit kümmert sich der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK) um die Gräber von Soldaten in fast 100 Ländern. Auch mehr als 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sind Anlage, Pflege und Erhaltung von Gedenkstätten ein weites Aufgabenfeld. Insgesamt kümmert sich der Verein um fast 650 Anlagen mit über 1,8 Millionen Toten. Dazu zählen auch die sechs deutschen Friedhöfe in der Normandie. Hier und auf 17 britischen, je zwei amerikanischen und kanadischen sowie einer polnischen Kriegsgräberstätte ruhen insgesamt 100.000 Kriegstote. Dabei arbeitet der VDK beispielsweise eng mit dem Gräberdienst des britischen Commonwealth zusammen, nicht zuletzt deshalb, weil auf verschiedenen britischen Kriegsgräberstätten in der Normandie über 2.300 deutsche Kriegstote bestattet sind. Auch auf dem Mont-de-Huisnes ruhen nicht nur Deutsche. Einige ehemalige sowjetische kriegsgefangene Soldaten fanden hier ebenfalls ihre letzte Ruhe.

Von den Ereignissen des Jahres 1944 in Normandie und Bretagne zeugen Reste der Küstenbefestigungen, berichten Museen, Dokumentationszentren und Friedhöfe: Obwohl am 6. Juni 1944 die Invasion der westalliierten Truppen in Frankreich beginnt, dauert es noch Wochen, bis es den Soldaten aus Großbritannien, Kanada und den USA gelingt, die deutsche Front zu durchbrechen. Christoph M. war damals als junger Soldat dabei. Der heute 75-Jährige aus Köln will sich nicht mehr erinnern. „Bitte respektieren Sie, dass ich darüber nicht sprechen will“, weist er Fragen zurück. Dennoch lässt er sich den Hinweis entlocken, dass von seiner 180-Mann starken Kompanie nur 13 Soldaten den Beginn der Invasion überlebten. Gegen erbitterten deutschen Widerstand dehnten die westalliierten Truppen bis Ende Juli 1944 ihren Landungskopf auf eine Länge von 100 Kilometern und eine Tiefe von 30 Kilometern aus. Bis zu diesem Zeitpunkt fielen 114.000 Soldaten auf deutscher, 122.000 auf westalliierter Seite.

Wer heute auf der kleinen Aussichtsplattform des Mont-de-Huisnes steht und den Blick über die flache Küstenlandschaft rund um die Bucht des Mont Saint-Michel schweifen lässt, ahnt kaum mehr etwas von dem Drama dieser Zeit. Majestätisch erhebt sich der imposante Abteiberg, tausende Schafe weiden auf den Wiesen zwischen der Küstenstraße und dem Meer. In der Kuppe des Mont-de-Huisnes ruhen annähernd 12.000 Kriegstote, Opfer und Zeugen einer schrecklichen Vergangenheit, dauernde Mahnung und eindringliche Hoffnung auf dem Weg in eine friedlichere Zukunft. ❑

Mord auf dem Stundenplan

US-Katholiken demonstrieren gegen Militärschule in Fort Benning

PATRICIA ZAPOR

Schon 300 katholische Bischöfe aus den USA und Lateinamerika haben die Schließung der berüchtigten US-Militärschule in Fort Benning gefordert. Doch die US-Bischofskonferenz ließ sich bislang zu keiner klaren Stellungnahme zu der Einrichtung bewegen, die als Ausbildungsstätte für lateinamerikanische Militärs und Folterer in Verruf geraten ist. Für den Maryknoll-Pater Roy Bourgeois, den Gründer der Bürgerinitiative, die alljährlich Mitte November eine Massendemonstration zur Schließung der Schule organisiert, ist das eine große Enttäuschung. Mehr als 150 der insgesamt 400 US-Bischöfe unterstützen Bourgeois. Doch die Bischofskonferenz, die Mitte November in Washington zusammentrat, hatte das Thema auch diesmal nicht auf ihre Tagesordnung gesetzt.

„Es ist ein Skandal", erklärte der Maryknoll-Pater. „Wenn man an die Morde von Erzbischof Oscar Romero aus El Salvador 1980 oder von Weihbischof Juan Gerardi in Guatemala 1998 denkt, müssten die Bischöfe die ersten sein, die die Schließung fordern." Beide ermordeten Bischöfe hatten wiederholt Gewalttaten von Militärs und Todesschwadronen in ihren Ländern angeprangert und mehr Rechte für die Armen gefordert. Nach Einschätzung von Menschenrechtsaktivisten gehören Absolventen der im Bundesstaat Georgia gelegenen Ausbildungsstätte zu den Auftraggebern und Tätern der Bischofsmorde.

Prominente Bischöfe, darunter Erzbischof Theodore E. McCarrick von Newark, raten zu einer abwartenden Haltung gegenüber der Schule. Er verwies auf Reformpläne des amerikanischen Verteidigungsministeriums, das die Einrichtung in „Institut für professionelle militärische Ausbildung" umbenennen und die Lehrpläne – nach dem Ende des Kalten Krieges – modernisieren will. So soll ab dem Jahr 2001 die Bekämpfung des Drogenhandels ein wichtiger Teil der Ausbildung werden. Und auch die Einhaltung der Menschenrechte wird Teil des Unterrichtsprogramms, das künftig auch von mehr Zivilisten durchgeführt werden soll. Für Pater Bourgeois und seine Mitstreiter sind das jedoch allenfalls kosmetische Änderungen.

Das sieht auch Jesuitenpater Charles Currie, Präsident der Vereinigung der Jesuitenschulen und -universitäten in den USA, so: In den Köpfen zu vieler Amerikaner sei die Schule der Inbegriff für Menschenrechtsverletzungen durch Militärs und ein Symbol für alles, was die USA in Lateinamerika falsch gemacht haben, mahnt er. Nur der Aufbau einer ganz neuen Ausbildungsstätte könne das Misstrauen mildern.

Seit Gründung der Militärschule in den 40er Jahren wurden rund 60.000 Personen in Fort Benning ausgebildet. Hunderte von ihnen waren nach Einschätzung von Menschenrechtsorganisationen in politisch motivierte Vergehen in Lateinamerika verwickelt, vor allem während der Bürgerkriege in Mittelamerika in den 70er und 80er Jahren. Die US-Armee bestreitet, dass es Zusammenhänge zwischen den Verbrechen und dem Ausbildungsprogramm in Fort Benning gibt. Es sei niemals Ziel der Schule gewesen, die Technik und Taktik von Menschenrechtsverbrechen zu lehren. Aus 1996 veröffentlichten geheimen Lehrplänen der Schule geht allerdings hervor, dass Themen wie Folter, Exekutionen, Erpressung oder die Verhaftung von Angehörigen politisch missliebiger Personen durchaus im Unterricht diskutiert wurden. Diese Lehrpläne waren allerdings 1991 zurückgezogen worden. Das ändert aber nach Meinung von Pater Currie nichts daran, dass Absolventen der Schule weiterhin in Gewalttaten verstrickt sind. So geht aus einem Bericht der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch vom Februar 2000 hervor, dass in Kolumbien sieben Absolventen der Militärschule in Entführungen, Mord und Massaker verwikkelt waren. ❑

Kruip: Rechte Gewalt liegt nicht am Verfall von Werten

Rechtsradikale Gewalttaten können nach Ansicht des Sozialthikers Gerhard Kruip nicht mit dem Verfall von Werten begründet werden. Studien belegten, dass es die vermissten Werte sehr wohl noch gebe, sagte Kruip, leitender Direktor des katholischen Forschungsinstituts für Philosophie Hannover, am 30. November in Hannover. Beispielsweise stünden Treue und Verlässlichkeit in Beziehungen wieder hoch im Kurs. Antiautoritäre Erziehung sei dagegen überholt. Daher müsse eher von einer Werteverschiebung oder -inflation gesprochen werden. Sie gehe mit einer Pluralisierung und Relativierung von Werthaltungen und mit einem höheren Maß an Toleranz einher.

Größere Eigenständigkeit, das Streben nach Selbstverwirklichung und Spaß kämen sogar bevorzugt gemeinsam mit Hilfsbereitschaft, Engagement und Solidarität vor, sagte Kruip. Daher gelte es, sich von der Vorstellung zu verabschieden, Individualisierung und Erlebnisorientierung führten notwendig zu einem Werteverlust und zur Entmutigung moralischen Handelns. Nach Ansicht des Sozialethikers können Werte nicht durch Belehrung, strenge Erziehung oder Konservierung traditioneller Bestände gefördert werden. Besser sei es, Menschen das Gefühl zu geben, „dass sie in dieser Gesellschaft Chancen haben, ihre Ziele zu verwirklichen".

Kruip ist seit Juni leitender Direktor des Forschungsinstituts für Philosophie Hannover, das vom Bistum Hildesheim getragen wird.

Beim 8. Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn im Jahr 2001 wird Prof. Dr. Gerhard Kruip am Eröffnungsabend ein Referat zum Thema „Zur Verantwortung des Christen – Freiheit in einer vernetzten Welt" halten. Die GKS-Akademie findet vom 29. Oktober bis 2. November im Bonifatiushaus in Fulda statt und steht unter dem Leitgedanken „Das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer verteidigen – Soldatsein ein Beruf wie jeder andere?" *(PS/KNA)*

VOR 25 JAHREN ENDETE DIE SYNODE DER DEUTSCHEN KIRCHE

Die Hoffnung ruht in der Schublade

Wenn auch – die Laienarbeit in der „Kirche unter Soldaten" erfuhr einen Auftrieb, der bis heute anhält. Der erste Bundesvorsitzender der GKS, Oberst Dr. Helmut Korn, war Mitglied der Synode und trug insbesondere den Apostolats- und Friedensgedanken in die Gemeinschaft hinein.

Es war ein Zeichen für den Aufbruch der deutschen katholischen Kirche: Gut fünf Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil versammelten sich 1971 rund 300 Priester und Laien im Würzburger Dom, um die Konzilsergebnisse für Deutschland umzusetzen. Entgegen dem Kirchenrecht hatte der Vatikan die Beteiligung der Laien zugelassen. Neu war, dass die Synode als gesetzgebende Instanz Anordnungen erlassen durfte. Die deutsche Kirche, so hatte Papst Paul VI. formuliert, möge die Zeichen der Zeit richtig verstehen, um in der Kraft des Geistes Gottes eine fruchtbare Aufbauarbeit zu leisten. Das Treffen endete am 23. November 1975, also vor 25 Jahren.

Heraus kam neben 17 Papieren zu verschiedenen Themen eine Erklärung, die unter dem Titel „Unsere Hoffnung – Ein Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit" die kirchliche Aufbruchstimmung treffend wiedergab. Die Erklärung nennt die Grundwahrheiten des Glaubens und setzt sie in Bezug zur gesellschaftlichen Realität. Der Text ruft zum gelebten Zeugnis der Kirche und der Christen auf. Dabei wird die Nachfolge Jesu als einzig möglicher Weg kirchlicher Erneuerung betrachtet.

„Aggiornamento" hieß das Zauberwort, mit dem Papst Johannes XXIII. Anfang der 60er Jahre die Einberufung des Vaticanums begründet hatte und frischen Wind in die Kirche hatte bringen wollen. Der römische Dornröschenschlaf ging damit zu Ende, auch die deutschen Katholiken erwachten zu ihrem „Aggiornamento". Verantwortlich dafür war nicht zuletzt der Präsident der Synode, der damalige Vorsitzende der Deutchen Bischofskonferenz, Kardinal Julius Döpfner. Der heutige Ministerpräsident von Thüringen Bernhard Vogel war der Moderator der Synode.

Das Schlagwort der fünfjährigen, meist lebhaften Würzburger Beratungen entsprach der Vorgabe des Konzils: Nach biblischem Vorbild ging es um das Verständnis der Kirche als einem „Volk Gottes". Die Fixierung auf Kleriker sollte überwunden werden, weil auch Laien einen wichtigen Auftrag hätten. „Die unersetzbare Wirksamkeit der verschiedenen Charismen und die unersetzbare Aufgabe des kirchlichen Amtes sollen gemeinsam zur Wirkung kommen", bilanziert Karl Lehmann, damals als Freiburger Professor für Dogmatik einer der renommiertesten Synodenberater und heute Vorsitzender der Bischofskonferenz, in der offiziellen Dokumentation über die „Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland".

Die Synode wollte ein „Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit" ablegen. Eine erneuerungsbereite Kirche „muss wissen, wer sie ist und wohin sie zielt". Nichts, heißt es in „Unsere Hoffnung" weiter, „fordert so viel Treue wie lebendiger Wandel". Die Christen sollen über die „tröstende und provozierende Kraft" ihrer Hoffnung öffentlich Rechenschaft geben. Und mahnend heißt es: „In der Angst vor innerem Sinnverlust und wachsender Bedeutungslosigkeit steht unser kirchliches Leben zwischen der Gefahr kleingläubiger oder auch elitärer Selbstabschließung in einer religiösen Sonderwelt und der Gefahr der Uberanpassung an eine Lebenswelt, auf deren Definition und Gestaltung es kaum mehr Einfluss nimmt. Der Weg unserer Hoffnung und unserer kirchlichen Erneuerung muss uns mitten durch diese Lebenswelt führen."

Bis heute gilt viel von dem, was der Fundamentaltheologe Johann Baptist Metz vorformuliert hatte. Seinem Ansatz entsprechend ist das Papier gleichzeitig politisch und fromm, gesellschaftsanalytisch und spirituell. Das Verhältnis zu Juden und anderen Christen kommt ebenso zur Sprache wie Umweltfragen und die Dritte-Welt-Problematik. Die Kirche und jeder Einzelne werden zum gelebten christlichen Zeugnis aufgefordert, wobei die Nachfolge Jesu mit all ihren Konsequenzen als einzig möglicher Weg kirchlicher Erneuerung begriffen wird. 25 Jahre nach dem Ende der achten und letzten Vollversammlung ist es – trotz der Umsetzung mancher Forderung – still um den kirchlichen Erneuerungswillen geworden. Zwar hatte Paul VI. den Delegierten noch Anerkennung und Dank für ihre Arbeit übermitteln lassen. Doch das war es auch schon. Außer einem Papier wurden alle Vorschläge und Anregungen abgelehnt oder verstauben – immer noch unbeantwortet – in römischen Schubladen.

(PS/M. Jacquemain, KNA)

Wie Oberst Helmut Korn, die Syode damals bewertete, lässt sich an einem Beitrag im *auftrag Nr. 79 / august 1976* sowie anhand der GKS-Publikation *„Wenn Soldaten Frieden sagen"* belegen:

Dokumentation: SYNODE 76

HELMUT KORN

Die GEMEINSAME SYNODE DER BISTÜMER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND schloss im November 1975 mit dem zukunftsweisenden und auffordernden Wort: „Die Synode endet – die Synode beginnt!"

Auf dem Grund, der ein für alle Mal gelegt ist – Christus –, sind in den vergangenen fünf Jahren von der Synode neue Voraussetzungen bedacht und gefunden worden, die dazu beitragen wollen, dass Christen in SEINER Kirche, in unserer Kirche und in der Welt von heute den Weg zueinander besser finden, den Weg miteinander sicherer gehen und ihn so in Einheit und Gemeinsamkeit meistern – dass wir demnach in die Zukunft hinein Synode – im Ursinn des Wortes – zu praktizieren haben.

Das ist letztlich Auftrag von IHM an uns, ein Auftrag, der unser bewusstes Ja erfordert!

Was ist zu tun? Was wollen wir als Laien in der Militärseelsorge tun, damit „Synode beginnt"?

Als Ergebnis und Saatgut aus fünfjähriger synodaler Vor-Arbeit liegen vor bzw. werden in Kürze veröffentlicht:

18 Beschlüsse und 6 Arbeitspapiere mit einer Fülle von thematischen Aussagen, Anregungen, Empfehlungen und Anordnungen.

Diese Dokumente

- *setzen fort und konkretisieren für den Teil der Weltkirche in der Bundesrepublik Deutschland, was das II. Vatikanische Konzil, das Lehramt der Kirche und die Stimmen aus dem Volk Gottes neu in Bewegung gebracht und neu begriffen haben;*
- *sind Versuch und Angebot eines erneuerten Grundkonsens, von und für katholische Christen in der Einheit der einen Kirche;*
- *wollen Positionen und Standort vermitteln für christliche Existenz in einer schnelllebigen, von Pluralismus und Ideologien geprägten und gezeichneten Zeit und Welt;*
- *fordern zum Mitdenken, zur Gewissenserforschung, zu bewussterem Wollen, Verhalten und Handeln heraus.*

SYNODE 76, SYNODE 77 und SYNODE in den darauf folgenden Jahren verlangt von uns, und zwar Schritt für Schritt und Stück für Stück,

- *nähere Information zumindest über die wichtigsten, für unsere Laienarbeit in der Militärseelsorge gewichtigen Textstellen der Beschlüsse und Arbeitspapiere.*
  Daher wird AUFTRAG unter obigem Signet laufend kurze Auszüge über Originaltexte in Auswahl bringen und kommentieren. Kurz, damit jeder angeregt ist zum „Nimm und lies!".
- *Auseinandersetzung mit Schwerpunktthemen, die in den Synodenpapieren unter bestimmten Gesichtspunkten behandelt sind.*
  Daher wird auf solche Themen in unseren Veranstaltungen, Tagungen und Erörterungen in der Laienarbeit besonders einzugehen sein.
- *Umsetzung von Empfehlungen und Anordnungen der Synode in unserer Laienarbeit nach Maßgabe und in Übereinstimmung mit unserem Militärbischof*

  Daher sind die Schwerpunkte unserer kommenden Laienarbeit an den Synodenbeschlüssen zu messen und Umsetzungen nach Prioritäten anzusteuern.

Adressat aller dieser Bemühungen muss die „Basis" sein: die Gemeinde im Seelsorgebezirk, der örtliche GKS-Kreis, der Pfarrgemeinderat beim Standortpfarrer, mithin die Gemeinschaft „vor Ort"!
Wir müssen für diesen Prozess die richtige Sprache finden! Auf die Mitarbeit vor Ort kommt es an!
Beginnen wir, damit Synode beginnt!

Synode zum Dienst des Soldaten

Erläuterungen zu dem Synodenpapier, an dem Oberst Korn mitgearbeitet hat und dessen für Soldaten wichtige Ziffern hier wiedergegeben sind. Die Quelle ist: „Der Beitrag der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland für Entwicklung und Frieden".

2.2.4: „Die Synode bekennt sich zur Verpflichtung der Christen, zur Sicherung des Friedens nach Kräften beizutragen. Die persönliche Bereitschaft dazu kann in besonderen Diensten fur den Frieden ihren unterschiedlichen und vielfältigen Ausdruck finden. Wie in anderen Bereichen bedürfen Gesellschaft und Kirche auch hier in besonderem Maße jener, die sich uber ihre üblichen beruflichen und staatsbürgerlichen Verpflichtungen hinaus zur Verfügung stellen. Die Synode betont die Notwendigkeit solchen Dienens in unserer Zeit und begrüßt die Bereitschaft dazu, die vor allem in der Jugend - mehr als oft nach außen hin sichtbar - vorhanden ist. Sie erinnert an Wort und Beispiel Jesu. der nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen (Mt. 20, 28) ..."

2.2.4.4.: . Sicherung des Friedens ist notwendig; sie ist eine der Voraussetzungen und ein Beitrag zur Forderung des Friedens. Sie ist in erster Linie eine Aufgabe der Politik. Auch der militärische Beitrag - uber dessen Höhe, Form und Ausmaß die Synode nicht im Einzelnen zu urteilen vermag – muss unter dem Primat der Politik stehen. Im Rahmen der Gewaltverzichts-und Friedenspolitik wie sie in der Bundesrepublik Deutschland von Anfang an – trotz vorhandener Meinungsunterschiede in einzelnen Fragen – von allen demokratischen Kräften bejaht und getragen wird, kommt dem Dienst der Soldaten eine zwar begrenzte und immer neu zu überprüfende, aber real wirksame Funktion für den Frieden zu. Diejenigen, die sich verantwortlich für diesen Dienst entscheiden und damit ihren Auftrag zur Sicherung des Friedens, insbesondere zur Kriegsverhinderung erfüllen wollen, haben Anspruch auf Achtung und Solidarität. Die Synode begrüßt, dass sich viele katholische Soldaten in zunehmendem Maße mit den Problemen des Friedens und mit der kirchlichen Friedenslehre beschäftigen. Sie bekräftigt die Notwendigkeit der parlamentarisch-demokratischen Kontrolle der Bundeswehr und erinnert an die Mahnung des Konzils, das vor jeder nationalistischen oder sonst verengten Sicht warnt: 'Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte und verhalte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei' (GS Nr. 79) ..."

Korn fügt diesen Zitaten folgende Erläuterungen an: zu 2.2.4.: „Dienste fur den Frieden wurzeln in einer doppelten Grundmotivation, nämlich in der Verantwortung der Christen für den Frieden und in ihrer Verpflichtung zu dienen. Es sind Dienste, die mittelbar dazu beitragen, dass mehr Friede unter den Menschen zu werden vermag; deshalb ist der Begriff „Friedensdienst", der erfahrungsgemäß ideologisch betrachtet werden könnte, vermieden und stattdessen die Formulierung „Dienste für den Frieden" um ihres zielgerichteten Sinngehalts willen gewählt. – Durchweg wird in einem Atemzug von der Aufgabe der „Sicherung und Förderung des Friedens" gesprochen. Damit soll verdeutlicht werden, dass die eine in die andere Aufgabe im Dienst am Frieden unteilbar miteinander verkoppelt sind, einander ergänzen und bedingen; darin eingeschlossen ist die Absage an eine Betrachtungsweise, die durch ein zweigleisiges, auseinander dividierendes Verständnis der Dienste einer Polarisierung Vorschub leisten könnte. – Eigens betont wird der hohe Wert des freiwilligen Engagements für solche Dienste, eigens anerkannt auch die Bereitschaft der Jugend dazu.

zu 2.2.4.4: Die Reihenfolge der Darstellung der Dienste für den Frieden beabsichtigt, was nachdrücklich belegbar ist, alles andere als eine wertende Festschreibung der Rangfolge. Der Dienst des Soldaten wird „last not least" an einer Stelle und in einem Zusammenhang gewürdigt, die es ermöglichen, bei einem Vergleich der Notwendigkeit von Zivildienst und soldatischem Dienst nicht in erster Linie an das Gegensätzliche zu denken, sondern der Gesinnung des Verständnisses, der Verständigung und der sachgerechten Zusammenarbeit eine Chance zu geben. – Von Anfang an ist hier klargestellt, dass der Dienst des Soldaten sich nicht erschöpft in einem Einsatz, der lediglich auf die Erhaltung des so genannten „negativen Friedens", also eines Zustandes des „Nicht-Kneges" ausgerichtet ist. Dieser Dienst wird vielmehr gesehen als ein Beitrag, der über die Sicherung des Friedens hinaus geradewegs „eine der Voraussetzungen und ein Beitrag zur Forderung des Friedens" ist. Eine bedeutsame Aussage von beträchtlicher Rückwirkung auf das Selbstverstandnis des Soldaten! – Die „real wirksame Funktion" des Dienstes der Soldaten für den Frieden wird sodann ausdrücklich bestätigt. Ebenso unumwunden ist das Ja hinsichtlich der notwendigen Kontrolle des militärischen Machtinstruments: durch das Ja zum Primat der Politik: durch das Bekenntnis zur Gewaltverzichts-und Friedenspolitik in der Bundesrepublik Deutschland; durch die Einsicht, dass dem Dienst der Soldaten eine „begrenzte und immer neu zu überprüfende ... Funktion fur den Frieden" zukommt; durch die Bekräftigung der „Notwendigkeit der parlamentarisch-demokratischen Kontrolle der Bundeswehr; durch die Erinnerung an die Mahnung des Konzils. – Unübersehbar ist auch der Appell, nicht gedankenlos einen solchen Dienst auf sich zu nehmen, sondern sich verantwortlich, d.h. doch mit einem geschärften Gewissen dafür zu entscheiden. Angehenden und bereits dienenden Soldaten solcher Motivation bestätigt die Synode „Anspruch auf Achtung und Solidarität". – Wenn „die Synode begrüßt, dass sich viele katholische Soldaten in zunehmendem Maße mit den Problemen des Friedens und mit der kirchlichen Friedenslehre beschäftigen", dann ist dies unter anderem nicht nur eine Anerkennung der diesbezüglichen „Innovationsbemühugen", der vorwärts weisenden Arbeit auf einem wichtigen Neuland, welcher sich die GKS mit Erfolg unterzogen hat, sondern ganz besonders eine Aufforderung, in dieser Arbeit nicht müde zu werden. Eine entsprechende Empfehlung (2.3.3. erste Strichaufzählung) weist noch einmal eigens darauf hin. ❑

ZUM LEITMOTIV DES WELTFRIEDENSTAGES 2001

Dialog zwischen den Kulturen für eine Zivilisation der Liebe und des Friedens

„Dialog zwischen den Kulturen für eine Zivilisation der Liebe und des Friedens", das ist das Thema, das Papst Johannes Paul II. für den 34. Welttag des Friedens gewählt hat, der am 1. Januar 2001 begangen wird*). Das Internationale Jahr des Dialogs zwischen den Zivilisationen, das soeben von den Vereinten Nationen für das Jahr 2001 ausgerufen wurde, bietet die Gelegenheit, sich mit den Grundlagen eines solchen Dialogs, den Konsequenzen und den Nutzen, die daraus für die Menschheit gezogen werden können, zu befassen.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts bilden die Kulturen der Welt mit dem ganzen Reichtum ihrer Verschiedenheit und Lebendigkeit eine Quelle der Hoffnung und – zur gleichen Zeit – der Besorgnis. Eine Vision der Kultur als Verteidigungslinie gegen neuerliche „globalisierende" Tendenzen und als Weg, die unterschiedlichen Überzeugungen und Gebräuche am Leben zu halten, wird bisweilen von einer Angst vor einem möglichen „Zusammenstoß der Zivilisationen" begleitet, in dem die Kraft und die Stärke das einzige Kriterium der Wertbestimmung darstellen. Gegen diesen Denkansatz ist ein offener, aufrichtiger und friedvoller Dialog zwischen den Kulturen angeraten, ein Dialog, der in der Suche nach der Wahrheit ein der menschlichen Natur eingeschriebenes Streben erkennen möge. Da die Religion im Herzen der Kultur ist, ist der Beitrag der Gläubigen zu diesem Dialog wesentlich.

Der christliche Glaube, der sich nicht mit irgendeiner Kultur identifiziert, bietet sich dennoch als die Seele einer jeden Kultur an, indem er die heilenden Seiten hervorhebt und die schädlichen entkräftet. Die Kirche ist in ihrem Evangelisierungsauftrag aufgerufen, ihre Botschaft der Hoffnung allen Nationen zu bringen und in eine Gemeinschaft mit den verschiedenen Formen der Kultur zu treten; aus einer solchen Gemeinschaft, entstanden aus einem wahren Geist des Dialogs, geht die Kirche selbst bereichert hervor (vgl. Gaudium et spes, Nr. 58).

Alle Kulturen sind aufgerufen, eine Zivilisation des Friedens und der Liebe aufzubauen. Wie Johannes Paul II. in seiner Rede aus Anlass der 50. Vollversammlung der Vereinten Nationen bestätigt hat: „Wir müssen unsere Zukunftsangst besiegen. Aber wir werden sie nicht völlig besiegen können, wenn wir es nicht gemeinsam tun. Die ‚Antwort' auf jene Angst ist nicht der Zwang, auch nicht die Repression oder das Diktat eines einzigen gesellschaftlichen ‚Modells' für die ganze Welt. Die Antwort auf die Angst, die die menschliche Existenz am Ende des 20. Jahrhunderts verfinstert, ist das gemeinsame Bemühen, eine Zivilisation der Liebe aufzubauen, die auf den allumfassenden Werten des Friedens, der Solidarität, der Gerechtigkeit und der Freiheit gründet. Und die ‚Seele' der Zivilisation der Liebe ist die Kultur der Freiheit, der Freiheit der Individuen und der Nationen, gelebt in einer aufopfernden Solidarität und Verantwortung" (Nr. 18).

(aus: L'Osservatore Romano, italienische Ausgabe, 18.06.2000, S. 1, zum Welttag des Friedens 2001, deutsche Übersetzung: Zentralstelle Weltkirche)

Die Botschaft des Papstes zum Weltfriedenstag 2001 wurde erst Mitte Dezember 2000 veröffentlicht. Sie konnte wegen des Redaktionsschlusses in diesen AUFTRAG nicht mehr aufgenommen werden. Der Wortlaut ist über die Dienstelle des Standortpfarrers beim Katholischen Militärbischofsamt in Berlin erhältlich.

Das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz hat zum Weltfriedenstag 2001 in der Reihe ihrer Druckschriften die Arbeitshilfe Nr. 156 mit Gedanken zum Thema sowie Materialien für die Arbeit in den Pfarrgemeinden/Verbänden herausgegeben.

Für Freitag, 12. Januar, haben der Bund der Deutschen katholischen Jugend (BDKJ), die Katholische Frauengemeinschaft (kfd), der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB), Die Deutsche Jugendkraft – Sportverband (DJK), Die Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands (GKMD) und die katholische Friedensbewegung Pax Christi zu einer Gebetsstunde zum Weltfrieden aufgerufen. Anregungen und Vorschläge für die Gebetsstunde sind erhältlich bei: Jugendhaus Düsseldorf, Postfach 320 520, 40420 Düsseldorf.

Zu den Terminen der Feiern des Weltfriedenstages 2001 in den Standorten wird auf den Terminkalender (s.S. 3) verwiesen, soweit die Daten der Redaktion bekannt sind. ❑

Die deutschen Bischöfe schreiben in ihrer neuen Erklärung „Gerechter Friede":

(134) ... Die Wertschätzung, die der Dienst des Soldaten erfährt, ist in einem strenge Sinne an die Aufgabe gebunden, an der Förderung des Friedens mit uwirken. Auf dieses Ziel hingeordnet und von ihm her geformt, ist er ein Friedensdienst.

(135) Vor diesem Hintergrund möchten wir den Soldaten der Bundeswehr für ihr Engagement danken, das sie nicht nur zu Zeiten der Spaltung Europas, sondern auch angesichts der großen Herausforderungen in den zurückliegenden zehn Jahren erbracht haben. Vor allem die Teilnahme an Missionen im Ausland hat von ihnen und ihren Angehörigen große Opfer verlangt. Einsatzbereitschaft und Flexibilität waren gefordert.

(142) .... Zum Berufsethos gehören auch Urteilsfähigkeit und selbstbestimmtes Handeln. Deswegen ist ein ethisch verantwortetes Entscheidungsverhalten der Soldaten ein hohes Gut. Es sollte in der gesamten Ausbildung und in der praktischen Ausgestaltung des Prinzips von Befehl und Gehorsam so stark wie nur möglich in den Mittelpunkt gerückt werden. In dieser Hinsicht unterstützen wir das Engagement der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS), im soldatischen Alltag für christliche Werte einzustehen.

(143) Probleme der Gewissensverantwortung spielen in der Arbeit der Militärseelsorger eine große Rolle. Das gilt für den Unterricht wie für die seelsorgliche Begleitung der Soldaten, die im Militärpfarrer einen vertrauensvollen Ansprechpartner finden sollen. Für diesen Dienst schulden wir den Militärseelsorgern Dank, besonders denen, die die Soldaten oft monatelang bei ihren Einsätzen in Krisengebieten begleiten.

Personalia

Hanna-Renate Laurien (72), frühere Vorsitzende des Diözesanrats der Katholiken im Erzbistum Berlin, ist am Martinstag, dem 11.11., in der Hauptstadt aus diesem Amt verabschiedet worden. Der Berliner Kardinal Georg Sterzinsky hob bei dem Festakt hervor, Laurien habe die beiden höchsten Laienvertretungen im Ost- und Westteil des früheren Bistums Berlin nach der deutschen Vereinigung erfolgreich zusammengeführt. Er dankte Laurien auch für ihr politisches Engagement etwa als Präsidentin des Berliner Abgeordnetenhauses (1991 –1995). Der evang. Berliner Bischof Wolfgang Huber lobte Laurien als „glaubwürdige Anwältin der Ökumene".

Die GKS pflegte seit der Zeit der Würzburger Synode und insbesondere über die Mitgliedschaft im ZdK immer ein gutes Verhältnis zur Vorsitzenden des Berliner Diözesanrats. Erinnert sei auch an den engagierten Vortrag von Hanna-Renate Laurin vor der Bundeskonferenz der GKS auf Schloss Hirschberg/Diözese Eichstätt im April 1996. Sie sprach dort zum Thema „Gegen die Gleichgültigkeit und die Unsicherheit der Christen" (s. AUFTRAG 226/1996 Seite 40 ff.).

Joachim Wanke (59), Bischof von Erfurt, beging am Sonntag, den 26. November, den 20. Jahrestag seiner Bischofsweihe. Er ist der dienstälteste Bischof in den neuen Bundesländern. Wanke wurde 1941 in Breslau geboren und wuchs nach der Vertreibung in Ilmenau/Thüringen auf. In Erfurt wurde er 1966 zum Priester und 1980 zum Bischof geweiht. Ab 1981 leitete Weihbischof Wanke nach dem Tod von Bischof Hugo Aufderbeck als Apostolischer Administrator den Jurisdiktionsbezirk Erfurt-Meiningen. Nach der Gründung des Bistums Erfurt 1994 wurde er dessen erster Diözesanbischof. Seit 1995 ist Wanke auch Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK). 1998 wurde er von der Deutschen Bischofskonferenz zum Vorsitzenden ihrer Pastoralkommission gewählt.

Die GKS hatte eine erste Begegnung mit Bischof Wanke beim Besuch der Akademie Oberst Helmut Korn am 30. Oktober 1991 in Erfurt. Damals hatte der Bischof die Seminarteilnehmer in seinem Amt empfangen. Er berichtete über die Bedingungen des Katholischseins in einem totalitären Staat und die Lage der Kirche in einer religionsfreien Gesellschaft. Joachim Wanke selbst war sichtlich beeindruckt von dieser – für ihn auch zwei Jahre nach dem Zusammenbruch der DDR noch ungewohnten - Begegnung mit Soldaten. Beim Betreten des Erfurter Doms in Begleitung von ca 70. Uniformierten meinte Bischof Wanke: „Dieser Dom hat in seiner langen Geschichte wohl niemals so viele Soldaten gesehen, die sich in ihm zur Eucharistiefeier versammeln".

Joachim Garstecki (58), seit zehn Jahren Generalsekretär der deutschen Sektion der internationalen katholischen Friedensbewegung Pax Christi, verlässt zum Jahresende diesen Posten. Er wird künftig politische Bildungsarbeit bei der Adam-von-Trott-Stiftung machen, die nach dem außenpolitischen Kopf der Widerstandsgruppe „Kreisauer Kreis" benannt ist. Garstecki war in der Vergangenheit von Teilen der Friedensbewegung wiederholt kritisiert worden, weil seine Äußerungen, etwa in Sachen Kosovo-Konflikt, von strikt pazifistischen Positionen abwichen. Meinungsverschiedenheiten gab es auch über Garsteckis Verständnis von der „politischen Rolle des Generalsekretärs", das von den verantwortlichen Gremien der Friedensbewegung nicht geteilt werde, heißt es im Bericht des Präsidiums zur Delegiertenversammlung. Vor seiner Zeit bei Pax Christi war Garstecki Friedensreferent beim Bund der evangelischen Kirchen in der damaligen DDR.

Oberstleutnant a.D. Hans-Georg Krompass (62), von 1983–1994 Vorsitzender der GKS für den Bereich Ausland und des Internationalen Sachausschusses ist am 2. Dezember unerwartet verstorben. Hans-Georg Krompass befand sich seit 1995 im Ruhestand. Bevor er die Verantwortung für die Auslandsarbeit der Gemeinschaft übernahm, hatte er selbst GKS-Kreise zunächst in Feldafing und später in Brunsum/Belgien geleitet.

Dr. phil. Lothar Bossle (71), em. Prof. für Soziologie der Universität Würzburg, der GKS von der 40. Woche der Begegnung in Salem am Kummerower See in guter Erinnerung, ist am Sonntag, den 17. Dezember, plötzlich und unerwartet verstorben. Vor der Bundeskonferenz der GKS hielt er am 4. Mai 2000 einen Vortrag zum Thema „Zur Bestandsaufnahme des Christentums im 21. Jahrhundert" (s. AUFTRAG 240/241, S. 36 ff.). Auch der GKS-Kreis Bonn hatte den humanistisch gebildeten und von konservativ-christlicher Werthaltung geprägten Hochschullehrer als engagierten Zeitkritiker schätzen gelernt. – Prof. Bossle war Komtur mit Stern des Ritterordens vom Hl. Grab zu Jerusalem, Direktor des Instituts für Demokratieforschung und Präsident der Gertrud von le-Fort-Gesellschaft.

Eugenijus Bartulis, Bischof der Diözese Siaulia zum ersten Militärbischof in Litauen ernannt worden. Erst im vergangenen Mai hatten der Vatikan und das baltische Land die die Belange einer Militärseelsorge geregelt. – Von den 3,6 Millionen Einwohnern des größten baltischen Landes sind etwa drei Millionen katholisch. Nuntius in Litauen ist der deutsche Vatikan-Diplomat Erzbischof Erwin Ender. *(PS/KNA/DT)*

45. GESAMTKONFERENZ DER KATHOLISCHEN MILITÄRSEELSORGER

Militärbischof Mixa: Seelsorge ist Schwerpunkt

Militärbischof, Militärgeneralvikar, Militärbischofskirche und Amtssitz der Kurie – in Berlin war alles neu

Eigentlich hatte es Militärgeneralvikar Jürgen Nabbefeld anders geplant: Zu Beginn der 45. Gesamtkonferenz der hauptamtlichen katholischen Militärgeistlichen und Pastoralreferenten vom 6. bis 10. November 2000 in Berlin sollte Militärbischof Johannes Dyba das nach zweijährigem Umbau fertiggestellte Kurialgebäude am Weidendamm 2 einweihen. Damit wäre der Umzug des Katholischen Militärbischofsamtes (KMBA) von Bonn in die Hauptstadt Berlin abgeschlossen gewesen. Den Neuanfang am Regierungssitz wollte der Militärbischof mit einem feierlichen Pontifikalamt in der neuen Militärbischofskirche St. Bonifatius in Kreuzberg markieren. Dann hätte Erzbischof Dyba als Militärbischof zurücktreten und das Amt üblicherweise zur nächsten Lourdes-Wallfahrt einem jüngeren Nachfolger übergeben können.

Der überraschende Tod von Johannes Dyba am 23. Juli, die schnelle Ernennung des Eichstätter Diözesanbischof Walter Mixa am 1. September zum neuen Katholischen Militärbischof und die Bauverzögerungen am KMBA-Gebäude warfen alle Planungen über den Haufen. Mit dem Tod des Bischofs „stirbt auch sein alter ego", der Generalvikar. Seinen Spielraum nutzend hat Bischof Mixa zu seinem Militärgeneralvikar den bisherigen Wehrbereichsdekan in München, Prälat Walter Wakenhut, ernannt. So prägten die Amtseinführungen von Bischof Walter Mixa als Militärbischof und von Prälat Walter Wakenhut als Militärgeneralvikar die 45. Gesamtkonferenz in Berlin mehr als die offizielle Eröffnung des KMBA. Zumal die Bauarbeiten im Innern des ehemaligen Kasernengebäudes noch in vollem Gange waren.

Der Katholische Militärbischof für die deutsche Bundeswehr Dr. Walter Mixa (l.) mit seinem Militärgeneralvikar Prälat Walter Wakenhut (r. im Foto l.)

Bischof Mixa geht auf die Menschen zu und findet wie sein Vorgänger Erzbischof Dyba schnell Kontakt zu den Soldaten aller Dienstgrade, wie das Bild u. mit Soldaten des Wachbataillons nach dem Pontifikalamt in der St. Bonifatiuskirche zeigt.

(Fotos Th. Pinzka)

Der neue Militärbischof war nach eigenem Bekunden froh, dass er bei seiner ersten Teilnahme an der Gesamtkonferenz über viele Einzelgespräche hinaus einen guten Einblick in die Arbeit und den Stellenwert der Militärseelsorge gewinnen konnte. „Ich konnte auch die Person und den Priester Walter Mixa darstellen", meinte er gegenüber Pressevertretern und unterstrich die Wichtigkeit des persönlichen Glaubenszeugnisses: „Wir alle sind als Getaufte herausgefordert, von der Hoffnung, die uns erfüllt, persönlich Zeugnis abzulegen". Dies geschehe wesentlich durch „Mund zu Ohr-Propaganda". Mixa sieht die Chance, dass die Soldaten gerade bei internationalen Einsätzen die „völkerübergreifende Offenheit der Kirche" erfahren und auch „Nichtgetaufte den Priester als sympathischen Menschen erleben, an den man sich mit Fragen der Sinnstiftung wenden kann". Gerade wegen des Dienstes an Nichtgetauften komme auch bei der geplanten Reduzierung und Umstrukturierung der Bundeswehr eine Minderung der Dienststellen für Militärpfarrer nicht infrage. Allerdings, so der Bischof gebe es neue Forderungen an die Militärseelsorge und die Pastoral erhalte eine andere Gewichtung. So müsse geprüft werden, wie Militärseelsorge im Ausland, bei Familien, bei Nichtgetauften noch besser wirken könne; es gebe auch weder einen katholischen noch einen protestantischen Weg, sondern nur gemeinsam könne das Ziel verfolgt werden, meinte Bischof Mixa. Dies unterstrich auch der Evangelische Militärbischof

Hartmut Löwe in seinem Grußwort beim Gästeabend mit dem Satz: „Wir wollen den Karren gemeinsam ziehen".

Bei diesem Gästeabend hoben für die Bundesregierung die Parlamentarische Staatsekretärin im Bundesverteidigungsministerium Brigitte Schulte und als Parlamentarier der Vorsitzende des Verteidigungsausschusses Helmut Wieczorek den für die ethische Fundierung der Soldaten unverzichtbaren Dienst der Militärseelsorge hervor. Die Kirche sei „die geborene Patronin der Inneren Führung" (Schulte), sie vermittle gerade jungen Soldaten ein Bewusstsein für die Verteidigung des Rechts.

Der Bundesvorsitzende der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, sprach nicht nur für die in der „Kirche unter Soldaten" organisierten Laien. Er überbrachte als Kommandeur des LogRgt KFOR auch die Grüße der zurzeit in Tetovo/Mazedonien stationierten Soldaten und Militärpfarrer. Klein dankte dem bisherigen Militärgeneralvikar, Prälat Jürgen Nabbefeld, den Bischof Mixa während des Gästeabends aus seinem Amt verabschiedet hatte. Klein hob das Verständnis hervor, welches Nabbefeld den Soldaten stets entgegengebracht habe, sowie die gute Zusammenarbeit über fünf Jahre und seine Aufgeschlossenheit für die berechtigten Interessen der GKS.

Auch der Berliner Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky war der Einladung zum Gästeabend gefolgt, um den Militärbischof, seine Kurie und die Soldaten in der Diaspora willkommen zu heißen. Er wünschte der Militärseelsorge, dass es ihr gelinge, den Soldaten das Gefühl zu vermitteln, dass sie in der Kirche und im sakralen Raum eine Heimat hätten.

Der neue Militärgeneralvikar, Prälat Walter Wakenhut (58), fasste in seinem „Bericht zur Lage" vor den rund 150 Teilnehmern der Konferenz das Ziel der Seelsorge an den Soldaten in einem einfachen Satz zusammen: Der Soldat müsse wissen „Ich bin imstande ethisch verantwortlich zu handeln". Als hilfreich bei diesem Unterfangen betrachte er die Erklärung „Gerechter Friede" der deutschen katholischen Bischöfe. Den Militärseelsorgern stellte er dazu die Aufgabe, sich intensiv damit auseinanderzusetzen. Zu bedenken sei auch das veränderte gesellschaftliche Umfeld, in dem Militärseelsorge stattfinde. Dazu nannte er als Stichworte:

- „Die Zahl der Soldaten, die keiner Kirche angehören, ist in beständigem Anstieg.
- Frauen tun ihren Dienst an der Waffe.
- Die immer größer werdende Differenz zwischen behaupteten und gelebten Werten."

Diesen Aufgaben gelte es sich zu stellen durch:

- „Seelsorge vor dem, im und nach dem Einsatz,
- Beteiligung an der Familienbetreuung während und nach dem Einsatz,
- Reintegrationsseminare sowie
- Seelsorge an den Seelsorgern, die Soldaten im Einsatz begleiten."

Wakenhut hob auch die verantwortlich mitgestaltende Einbindung der Laien in die Militärseelsorge hervor. „Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten ist eine Säule der Militärseelsorge. Die Militärseelsorger können auf den Rat und die Erfahrungen der engagierten Soldaten vertrauen". Zum Lebenskundlichen Unterricht sagte der Militärgeneralvikar, dieser müsse seinen Sitz im Leben der Soldaten wiedergewinnen und die Themen seien unter dem Aspekt des Bedarfsträgers „Soldat" zu bedenken. An einer entsprechenden Ideenbörse sollten alle mitwirken. *(PS)*

Bundespräsident Johannes Rau und Militärbischof Walter Mixa waren sich einig, dass Militärseelsorge nicht nur im Inland, sondern gerade bei den Auslandseinsätzen zur Betreuung der Soldaten und ihrer Familien unverzichtbar ist. Beim Empfang für die Teilnehmer der Gesamtkonferenz auf Schloss Bellevue machte der Bundespräsident seine Wertschätzung für die Militärseelsorge deutlich, die nach seinen Worten einen unverzichtbaren Beitrag zur Förderung der demokratischen Wertehaltung der Soldaten leistet.

Sitz des Katholischen Militärbischofsamtes (KMBA) in Berlin ist seit dem 15. September 2000 dieses 1901 fertig gestellte Kasernengebäude des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 am südlichen Spreeufer. Zu DDR-Zeiten wurde es zuletzt von der Stasi genutzt und nun in den letzten zwei Jahren grundüberholt. Das KMBA liegt in der Nähe des neuen Regierungsviertels und innenstadtgünstig zwischen Museumsinsel und Bahnhof Friedrichstraße (Foto KMBA)

Die GKS im Wehrbereich III stellt sich vor :

Stand: Mai 2000

Vorstand

Msgr Rainer Schadt
Geistlicher Beirat

SF Johann A. Schacherl
Vorsitzender

M Artur Ernst
Stv. Vorsitzender

OSF Gerold Rückert
Geschäftsführer

HF Hubert Berners
Ahlen/Hamm

OL Günter Buschke
Köln-Wahn

SF Gerd Demmel
Herne

OF Michael Beyer,
Essen

OTL Jürgen Werner
Aachen

HF Ralf Eisenhardt
Unna

SF Reinhard Flesch
Augustdorf

H Wilfried Puth
Mechernich

SF Frank Hübsche
Waldbröl

OTL Franz Meierhöfer
Köln

OTL Wolfgang Martin
Bonn

GKS IM WEHRBEREICH III

GKS „ON TOUR"

Familienwerkwoche in Roding-Strahlfeld, Bayern

Die GKS im Wehrbereich III führte in der Zeit vom 2. bis 7. Oktober 2000 eine Familienwerkwoche im KAB-Bildungshaus Strahlfeld bei Roding im Naturpark Oberer Bayerischer Wald durch.

Alle Vorbereitungen waren gut gelaufen. Insgesamt elf Familien mit „Kind und Kegel" reisten pünktlich an. Eigentlich war alles in Ordnung, doch der Geistliche Beirat, Msgr. Rainer Schadt, konnte wegen Erkrankung nicht teilnehmen. Und es folgten noch weitere negative Ereignisse: eine stationäre Aufnahme im Krankenhaus, zwei Arztbesuche und ein Fahrzeug-Ausfall. Dennoch überwogen die positiven Teile dieser Werkwoche deutlich.

Um den Eltern die Teilnahme an den Arbeitseinheiten zu ermöglichen, sorgten Petra Hlavsa und Stephanie Schacherl dafür, dass sich die Jüngsten bei Spiel und Spaß nicht langweilten.

Am ersten Tag referierte Dipl.-Kfm. Johann Bauer interessant, aber leider zu kurz über das Thema „Lernen lernen". „Wie viele Gedächtnisse hat der Mensch?" war die erste Frage, die Bauer mit den Zuhörern erörterte; anschließend erfuhren die Teilnehmer Interessantes über die Merkfähigkeit, die Lernbox, über das New Linguistic Program und vieles andere mehr. Wer wollte, konnte nach der Mittagspause auch noch einiges über Gefahren im Internet (z.B. Rechtsextremismus) erfahren.

Den zweiten Vormittag beherrschte das Thema GKS. OTL Artur Ernst informierte über die Arbeit des Verbandes, seine Entstehung, Aufbau, Aufgaben und die Zusammenarbeit mit der Katholischen Militärseelsorge.

Am Nachmittag hatten die Teilnehmer Gelegenheit, die Region zu erkunden. Von Ausflügen ins nahe gelegene Tschechien bis zu Besuchen der nächsten typisch bayerischen Dörfer und Städtchen wurden alle Möglichkeiten wahrgenommen.

Am nächsten Vormittag beantworteten J.A. Schacherl und A. Ernst Fragen zur Verbandsarbeit, wie z.B. welche Veranstaltungen durchgeführt werden können oder woher das Geld kommt.

Zur Freude des Organisationsteams hatte Prälat Josef Grabmeier aus Regensburg, der Tags zuvor noch eine Veranstaltung in Unkel am Rhein (im Wehrbereich III) wahrgenommen hatte, den Hilferuf der GKS nach geistlicher Begleitung der Werkwoche positiv beantwortet. Da er bereits im letzten Jahr als Geistlicher Beirat an der damaligen Familienwerkwoche teilgenommen hatte, war er kein Unbekannter. Gleich nach seinem Eintreffen stellte er sich den Fragen der Erwachsenen: Was bedeutet Prälat? Warum gibt es den Zölibat? Ist das Priestertum der Frau möglich? – und vielen anderen mehr. Prälat Grabmeier blieb keine Antwort schuldig und machte die Haltung der Katholischen Kirche dazu deutlich.

Schwester Patientia führte am Nachmittag die Teilnehmern in das Thema Meditation ein und leitete zu einigen eutonischen Übungen an.

Für ausgiebiges Ausruhen am verregneten nächsten Tag ließ das Programm keine Zeit, da um 10 Uhr eine Heilige Messe für die Teilnehmer der Familienwerkwoche von Prälat Grabmeier gelesen wurde. Mit dem anschließenden Diavortrag über Oberammergau und die dort alle zehn Jahre stattfindenden Passionsspiele musste er dann seine Sofort-hilfe für die Familienwerkwoche beenden, da bereits der nächsten Termin anstanden.

An diesem Abend stand noch ein weiterer Höhepunkt auf dem Programm, ein speziell mit und für die Kinder gestalteter Gottesdienst mit dem Regensburger Militärdekan Reinhold Bartmann, bei dem alle in der Zwischenzeit gebastelten Werke mitgebracht und den Eltern vorgestellt wurden.

Am Samstagmorgen informierte der WB-Vorsitzende über den FGKS (Förderkreis der GKS) und dessen Partner, die Bruderhilfe. In der Abschlussbesprechung konnten die Teilnehmer anonym und schriftlich Kritik äußern. Aber bereits vor Ort war das ein oder andere Lob zu hören. Nicht nur deshalb ist die GKS im Wehrbereich III frohen Mutes und wird auch im Jahr 2001 wieder zu einer Familienwerkwoche einladen. *(Artur Ernst, Burkhard Küttner, Christa Schacherl)*

Beim „Großen Abschiedsabend von Roding-Strahlfeld" bedankte sich J.-A. Schacherl (r.) bei allen, die zum Gelingen der Woche beigetragen hatten. Prälat Josef Grabmeier (Mi.) ernannte er kurz entschlossen zum Geistlichen Beirat der GKS im Wehrbereich III ehrenhalber und überreichte ihm die Anstecknadel der GKS. OTL Artur Ernst (l.) applaudiert. (Foto Christa Schacherl)

GKS IM WEHRBEREICH III

GKS zeigt bei Fronleichnamsprozession Flagge

Seit Jahrhunderten bekennen Katholiken in der Fronleichnamsprozession öffentlich ihren Glauben, indem sie das Allerheiligste durch die Straßen der Stadt oder im ländlichen über ihre Felder und Wiesen tragen. Ein besonderes Erlebnis ist die Prozession in Köln, dem rheinischen Rom.

In diesem Jahr nahm wieder eine kleine zehnköpfige Gruppe der Militärgemeinde Köln teil, darunter auch der Militärpfarrer von Wahn Otto Gäng. Auch wenn diese Gruppe eher überschaubar war: sie war nicht zu übersehen!

Oberstleutnant Artur Ernst hatte die GKS-Fahne des Wehrbereichs III mitgebracht und Hauptmann Stobrawe mit Gardemaß zwei Meter war mit Abstand der „höchste" Fahnenträger der gesamten Prozession. Der Fahne folgend, eingereiht zwischen schlesischer Landsmannschaft und katholischen Studentenverbindungen, ging es durch die Innenstadt von Köln. Für Nicht- und Neukölner und vor allem Norddeutsche ist Köln an sich schon deshalb ein Phänomen, weil überall dort, wo viele Menschen sich in eine Richtung bewegen, die Kölner ein Spalier bilden und warten: „Wo kütt d'r Zoch?"

So auch an Fronleichnam. Die vielen farbenfrohen und prächtigen Gruppen, die die Vielfalt des katholischen Lebens in Köln repräsentieren (Kirche ist seit 2000 Jahren „multikulti"!) wurden bewundert und beklatscht – auch und gerade die Militärgemeinde – selbst Oberstleutnant Meierhöfer's Gebirgsjägerzugehörigkeit wurde treffend erkannt.

Schöner Abschluss: das gemeinsame Biwak der Malteser für die Aktiven im Anschluss an die Prozession. Auch hier mit Militärgemeinde bei Erbsensuppe und Kölsch, mit Flagge, aber ohne Fahne.

(Text Monika Stobrawe, Foto Florian Meierhöfer)

GKS-KREIS MECHERNICH

Wir fühlen uns der Heiligen Barbara verbunden

In einem ehemaligen Bleierzbergwerk, 150 Meter unter der Erdoberfläche, feierte das Luftwaffenversorgungsregiment 8 in Metternich das diesjährige Barbara-Fest am 4. Dezember. Der Katholische Standortpfarrer im Nebenamt, Pater Arno ofm, hatte dazu eingeladen. Mehr als 150 Soldaten und zivile Angehörige des Regiments, aber auch zahlreiche Reservisten und Ehemalige fanden sich in diesem ungewöhnlichem Ambiente ein - das ehemalige Bergwerk wird zurzeit als Lagerstätte für Versorgungsartikel der Bundeswehr genutzt wird -, um die Heilige Messe zu feiern.

Ergänzt wurde die bunte Schar durch den Pfarrer der Mechernicher Gemeinde St. Johann Baptiste, Pastor Erik Pühringer.

In seiner Predigt ging Pater Arno insbesondere auf das Besondere der heiligen Barbara ein. Uralt sei der Glaube an die mächtige Fürbitte dieser Heiligen, der Patronin der Türme, der Bau- und Bergleute, der Artilleristen und Feuerwerker, die seit etwa dem 14. Jahrhundert in die Reihen der 14 Nothelfer aufgenommen worden sei. Sie sei damit insbesondere die gesuchte „Ansprechpartnerin" für die Menschen, die keinen Ausweg mehr kennen würden. „Durch ihre Treue zu Gott und zu ihrer festen inneren Überzeugung im tiefsten Glauben trotz Gefangenschaft und letztendlich auch Märtyrertod hat sie als Vorbild gelebt, gezeigt und verwirklicht, was Gott von uns Menschen verlangt und erwartet. Damit fühlen wir Menschen uns oft mit der Heiligen Barbara eng verbunden," so der Franziskanerpater.

Aktiv mitgestaltet wurde der Gottesdienst durch Mitglieder des GKS-Kreises Mechernich. Für die musikalische Umrahmung sorgte der Männerchor Mechernich, in dem viele ehemalige und aktive Regimentsangehörige mitwirken. Bei der Kollekte kam ein ansehnlicher Geldbetrag zusammen. Dieser kommt in Absprache mit dem mitfeirenden Pfarrer der Mechernicher Gemeinde St. Johann Baptiste, Pastor Erik Pühringer, bedürftigen Menschen in der Pfarrei zu Gute. Davon sollen in erster Linie Lebensmittel und dringend notwendige Haushaltsgegenstände beschafft werden. Mit dem Lied „Glückauf, glückauf. der Steiger kommt ..." fand die Barbara-Feier zum Schluss des Gottesdienst auch noch einen Bezug zu den Bergleuten.

(Wilfried Puth)

GKS-KREIS BAD NEUENAHR-AHRWEILER

Oktoberfest an der Lourdes-Kapelle im Bachemer Tal

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) Bad Neuenahr-Ahrweiler feierte am 30. September ihr traditionelles Oktoberfest, zu dem sich viele aktive und ehemalige Soldaten mit ihren Familien eingefunden hatten. Gemeinsam wanderte man vom Treffpunkt an der Pius-Kirche zur Lourdes-Kapelle im Bachemer Tal, wo Dekan Molzberger musikalisch unterstützt von Kindern und Eltern einen Feldgottesdienst *(s. Foto)* feierte. In den Fürbitten wurde besonders an die Kameraden im Bosnien- und Kosovo-Einsatz gedacht und um den Frieden gebetet.

Im benachbarten Sängerheim stand ein Mittagessen bereit. Spießbraten für die „Großen“ und Würstel für die „Kleinen“ mundeten auf der Terrasse im Freien besonders gut. Die Kinder konnten sich dann beim Volleyball mit überdimensionalen Luftballons, Dosenwerfen und Sackhüpfen austoben. Das Wetter lud zum Spaziergang im Grünen mit vielen Gesprächen ein. Das reichhaltige Kuchenbuffet (viele Frauen hatten leckeren Kuchen mitgebracht) wurde mit viel Appetit „gestürmt“.

Der Höhepunkt des Nachmittags aber war das Fußballspiel Söhne und Töchter gegen die Väter. Angefeuert und massiv unterstützt durch die Mütter konnten die Jugendlichen dieses Match knapp gewinnen. Beim Dreh mit dem Glücksrad waren alle die Gewinner. Joachim Oster und seine Assistentin Frl. Mann meisterten mit Humor und Stehvermögen den Ansturm der vielen kleinen und „großen“ Kinder und verteilten zahlreiche Gewinne. Die abschließende Wanderung zurück zur Pius-Kirche beschloss einen ereignisreichen Tag.

(Michael Wilke)

GKS-KREIS NEUBURG/DONAU:

Zeitbögen

Die zweite Wochenendveranstaltung der GKS Neuburg/Donau fand vom 8. bis 10. September in Beilngries, auf Schoß Hirschberg statt.

Schloss Hirschberg ist das Bildungs- und Exerzitienhaus der Diözese Eichstätt. Der Verwalter Johann Ehri ermöglichte uns eine historische Schlossführung so das wir Geschichtliches erfahren durften.

Unser Thema lautete: „Heiliges Jahr“ und wurde von Pfarrer Dr. Wolfgang Habbel referiert, der früher Militärdekan an der Bundeswehruniversität München war und jetzt Pfarrer in Kirchdorf (bei Siegenburg) ist.

Es nahmen 13 Familien, insgesamt 48 Teilnehmer (davon 16 Kinder), die von diesem Thema beeindruckt und begeistert waren, teil. Während der Themenbearbeitung wurden unsere Kinder von zwei Gruppenleiterinnen hervorragend betreut.

Der Referent stellte sich kurz vor und führte uns ins Thema ein. Er erläuterte Zeitbögen, d.h. es wurden Zeitabstände verglichen und Zeitunterschiede deutlich. Der kürzeste Zeitbogen ist unser Atmen.

Manchmal ist eine Viertelstunde sehr lange und dann wieder vergeht sie so schnell, dass man es nicht glaubt. Und wirklich die Zeit verging rasend bei dem sehr angeregten Thema. Wir erfuhren die kirchlichen Zeitabschnitte, sowie die Intervalle des Heiligen Jahres. Es findet alle 25 Jahre statt, so könnte theoretisch jeder Mensch ein Heiliges Jahr erleben. Während des Heiligen Jahres kann jeder Christ einen besonderen Ablass gewinnen, hierzu gibt es mehrere Möglichkeiten: Eine Wallfahrt nach Rom, ins Heilige Land oder an eine Heilige Stätte z.B. Altötting, oder ganz in der Nähe eine vom Bischof ausgewählte Kirche in der Heimatdiözese.

Zum Abschluss gestalteten alle gemeinsam einen wunderbaren Gottesdienst, den uns unser Referent zelebrierte, und die Kinder musikalisch umrahmten. Über das Wochenende kann man sagen, dass Seele und Geist vortrefflich von Pfarrer Dr. Wolfgang Habbel versorgt wurden und für das leibliche Wohl sorgten die Schwestern und das Personal von Schloss Hirschberg bestens.

Die Teilnehmer schrieben Grüße an den neuen Militärbischof Dr. Walter Mixa.

Der GKS-Kreis freut sich auf ein Wiedersehen im Jahr 2001.

Eine Sammlung erbrachte 109 Mark für die Aktion Nachbarschaftshilfe und den Schwestern wurde eine kleine Aufmerksamkeit überreicht.

(Georg Schneeberger)

GKS-KREIS INGOLSTATDT

Die Seele baumeln lassen

Zu einem Familienwochenende traf sich der GKS-Kreis Ingolstadt vom 8. bis 10. Dezember im KAB Bildungs- und Begegnungszentrum Strahlfeld. Nach einer kurzen Begrüßung und Bekanntgabe der Regularien übergab der Vorsitzende des GKS-Kreises Ingolstadt, Stabsfeldwebel Norbert Rödl, das Wort dem Theologen Peter Wendl aus Freiburg, der das Familienwochenende mit einer einfühlsamen wie originellen Vorstellungsrunde begann. Dabei erhielten die 28 Erwachsenen und 4 Kinder die Gelegenheit, nicht nur „körperlich" sondern auch „gedanklich" in Strahlfeld gut „anzukommen".

Mit einem dem Kirchenjahr und der Adventszeit angepassten Morgenimpuls begann der Samstag, der dann nach dem Frühstück mit der umfangreichsten Arbeitseinheit zum Veranstaltungsthema fortgesetzt wurde. Hier verstand es der Referent, den Zuhörern das Thema „Krisen als Chance und Notwendigkeit für die Fülle des Lebens" in Form einer Auseinandersetzung mit den Ursprüngen, sowie an Beispielen der Verlaufsphasen und an Möglichkeiten, Krisenzeiten als Chance zu sehen, eindrucksvoll näher zubringen. Nachdenklich und aufgewühlt war die Gruppe als Peter Wendl seine Ausführungen beendete. Dies zeigte sich vor allem in der Tatsache, dass sich spontan einige Diskussionsrunden bildeten, bei denen man beinahe das Mittagessen vergessen hätte. Der freie Nachmittag wurde von den meisten Familien zu ausgiebigen Spaziergängen und zum Besuch von Christkindlmärkten in der näheren Umgebung genutzt. Die Abrundung des Themenspektrums bildete eine meditative wie besinnliche Stunde am Samstagabend, ehe man sich zu einem gemütlichen Zusammensein, an dem sich auch einige Bedienstete des Hauses und deren Ehepartner beteiligten, im Klosterstüberl traf.

Zur Teilnahme am Sonntagsgottesdienst wurden wir von den in Strahlfeld lebenden Ordensschwestern in ihre Hauskapelle eingeladen. Dieser Einladung sind wir dankbar nachgekommen. Im Rückblick auf das Wochenende forderte der Referent die Teilnehmer auf, ihre Eindrücke ungeschminkt vorzubringen. Daran anschließend hielt Herr Peter Wendl den Anwesenden bildlich gesehen einen Spiegel vor und führte aus, wie aus seiner Sicht die Gruppe auf ihn gewirkt hat.

In seinem Resümee kam der Vorsitzende zu dem Ergebnis, dass dank der hervorragenden Qualifikation des Referenten sowie der ausgezeichneten Betreuung durch das gesamte Team des Hauses diese Wochenendveranstaltung als eine „rundherum gelungene Sache" betrachtet und somit als Beispiel gediegener Basisarbeit gewertet werden kann. So war auch nicht verwunderlich, dass vor der Abreise in die Heimatorte einhellig zu hören war: „Ein wirklich erholsames Wochenende – an dem man seine Seele einmal so richtig baumeln lassen konnte!"

(Waltraud Rödl)

Spontane Diskussionsrunden, rechts der Referent Peter Wendl

AUS DEM VORSTAND DER ZENTRALEN VERSAMMLUNG (ZV):

Vorstandsarbeit

Bei den Beratungen über eine Optimierung seiner Arbeit ist der Vorstand der ZV zu dem Ergebnis gekommen, dass die Aufteilung der Arbeit auf Sachausschüsse grundsätzlich sinnvoll ist. Allerdings sollten die einzelnen Aufgabenbeschreibungen daraufhin überprüft werden, ob sie noch nötig sind oder geändert werden müssten. Die Moderatoren der Arbeitskonferenzen sollen stärker in die Vorstands- und Sacharbeit einbezogen werden.
Als Arbeitsziele der Sachausschüsse für die Zeit bis zur nächsten ZV wurden festgelegt:

Sachausschuss I: (Hartmut Steinborn)
„Dienstalltag und Christsein"
- Die Neugliederung der Bundeswehr.
- Was bedeutet dies für die Soldaten?
- Was bedeutet dies für die Militärseelsorge und ihre Arbeit?

Sachauschuss III: (Alfred Warner)
„Organisation/Planung"
- Organisatorische Vorbereitungsarbeiten für die Zentrale Versammlung 2001

Sachausschuss V: (Peter Weber)
„Soziales Engagement"
- Fortführung der Nachbarschaftshilfe

Sachausschuss VI: (Magdalena Berners)
„Entwicklung, Friede, Mission, Umwelt"
- Befassung mit der Frage der Menschenwürde; insbesondere der Frage nach der Abschaffung der Todesstrafe

Sachausschuss VII: (Brigitte Mathias)
„Frau und Familie"
- Gestaltung der Gottesdienste für die ZV 2001

Sachausschuss VIII: (Franz-Josef Pütz)
„Information"
- Erstellung des Rundbriefes 2/2000
- Entwurf eines Artikels für die Festschrift aus Anlass der Eröffnung des neuen Dienstgebäudes des KMBA in Berlin „Am Weidendamm 2"
- Überlegungen zur Neustrukturierung der Vorstandsarbeit

Die erste Sammlung für die Nachbarschaftshilfe-Aktion 2000/2001 „Genesung für tschernobyl-geschädigte Kinder in der Ukraine" bei der 40. Woche der Begegnung ergab den Betrag von 3.000 Mark. ❑

GKS-AKADEMIE OBERST HELMUT KORN 2001

Tapfer verteidigen und „Gerechter Friede"

Die GKS führt in Zusammenarbeit mit dem Bonifatiushaus Fulda das 8. Seminar der Akademie Oberst Helmut Korn durch.

Thema: „Das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer verteidigen – Soldatsein ein Beruf wie jeder andere?"

Zeitraum: 29. Oktober bis 2. November 2001

Ort: Bonifatiushaus Fulda

Mit dem gewählten Thema stellt sich die GKS den Fragen, die sich aus der Reform der Bundeswehr für den Beruf, das Bild und das Selbstverständnis des Soldaten sowie für die Militärseelsorge als „Kirche unter Soldaten" ergeben. Es geht neben den ethischen Grundlagen auch um die humanitäre Zusammenarbeit in einer vernetzten Welt sowohl mit anderen Streitkräften als auch mit zivilen Hilfseinrichtungen zur Gestaltung eines gerechten Friedens.

Eingebunden in das Seminar ist wieder ein Ausflug mit Begegnungen und Gesprächen über den Zaun hinweg. Diesmal wurde das VW-Werk in Baunatal bei Kassel ausgewählt.

Die Akademie Oberst Helmut Korn ist eine 1987 gegründete Einrichtung der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS). Sie findet alle zwei Jahre jeweils Anfang November statt. Ihr Ziel ist es, vor allem jüngeren Offizieren und Unteroffizieren Wege durch das Spannungsfeld zwischen Beruf und Politik, Führungsverantwortung und Individualisierung aufzuzeigen.

Die Akademie ist nach dem Mitbegründer und geistigen Vater der GKS, Oberst Dr. Helmut Korn (†1983), benannt. Sie wird vom Ehrenbundesvorsitzenden der GKS, Oberstleutnant a.D. Paul Schulz, geleitet.

Im Bonifatiushaus, einer Bildungsstätte der Diözese Fulda, hat die GKS einen in Deutschland zentral gelegenen Ort der Begegnung gefunden, der durch die vom „Apostel der Deutschen" begründete christliche Tradition und die damit verbundene geistig-geistliche Aufgeschlossenheit bestimmt ist.

Programmplanung (Stand Dezember 2000)

Montag, 28.10.

bis 14.00h	Anreise, Kaffee
14.30 Uhr	Begrüßung, Einweisung in das Seminar
16.00 Uhr	Empfang durch OB Dr. Riehl im Stadtschloss, Gang durch das Stadtschloss
19.00 Uhr	Abendvortrag als offener Akademieabend „Zur Verantwortung des Christen – Freiheit in einer vernetzten Welt", Referent: Prof. Dr. Gerhard Kruip, Hannover

Dienstag, 30.10.

09.00 Uhr	Vortrag mit Aussprache: „Bundeswehr in der Reform: Planung – Umsetzung – Perspektiven", Referent: VAdm Bernd Heise, Insp SK-Basis (angefragt)
15.00 Uhr	Vortrag mit Aussprache: „Soldatsein heute, ein Beruf wie jeder andere?", Referent: GM Karl-Heinz Lather, Schirmherr der GKS-Akademie (angefragt)
18.00 Uhr	Akademieabend mit Gästen aus Bundeswehr und Gesellschaft, Vortrag Kath. Militärbischof Dr. Walter Mixa „Die Herausforderungen der Militärseelsorge angesichts der Veränderungen in der Bundeswehr"
anschl.	Empfang des Militärbischofs

Mittwoch, 31.10. (Reformationstag)

09.00 Uhr	Podiumsdiskussion zum Thema „Der Beitrag des Soldaten zum Weltfrieden – „Gerechter Friede" und Einsatz von Streitkräften bei humanitärer Hilfe in Krisenregionen"; voraussichtliche Besetzung des Podiums: Kath. Militärbischof Dr. Walter Mixa, Oberst K.-J. Klein (RgtKdr), Oberst Brunot Pinget (ChdSt GE/FR Brig Mülheim), MilPfarrer mit Einsatzerfahrung; Moderation Maj. d.R. Gunter Geiger, Bonifatiushaus Fulda
14.00 Uhr	„Bonifatius und die europäische Tradition", Gespräch mit Dr. Werner Kirchhoff, Ltr. Kulturausschuss Stadt Fulda, mit Führung zum Bonifatiusgrab und zur Michaelskapelle, anschl. Möglichkeit zum Besuch der Stadt Fulda

Donnerstag, 01.11. (Allerheiligen)

07.30 Uhr	Hl. Messe zum Allerheiligenfest
09.10 Uhr	Exkursion „Blick über den Zaun" Besichtigung VW-Werk Baunatal, Gespräche mit Werksleitung und Betriebsrat zu „Wirtschafts- und Unternehmensethik: Entfaltung des Menschen unter modernen Arbeitsbedingungen"
anschl.	Stadtrundfahrt Kassel Abschluss im Kolpingzentrum Kassel: Gespräch mit ehem. Militärdekan Kirchner über „Die kirchliche Situation in Nordhessen"

Freitag, 02.11. (Allerseelen)

08.00 Uhr	Gottedienst zum Ausklang der Akademie
anschl.	Frühstück, Ende des Seminars und Abreise

Zielgruppe für die Teilnahme an einem Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn

- jüngere Offiziere und Offizieranwärter
- jüngere Unteroffiziere und Unteroffizieranwärter

Anmeldung

- ab sofort **bis spätestens 1. September 2001**
- über den Katholischen Standortpfarrer oder den Vorsitzenden des örtlichen GKS-Kreises/Ansprechpartner der GKS oder unmittelbar beim Referenten beim Bundesvorstand der GKS:

Referent Bundesvorstand der GKS
Oberst a.D. Jürgen Bringmann
Breite Straße 25, 53111 Bonn, PF 32 32, 53022 Bonn
Tel: 0228-638762, Fax: 0228-638763
eMail: ONDILO-GKS-AMI@t-online.de

- soll folgende Angaben enthalten: Name, Vorname, Geburtsdatum, Dienstgrad, Truppenteil/Dienststelle mit Anschrift, Privatanschrift, Tel/Fax.
- wird entsprechend ihres Eingangs und der Zugehörigkeit zur Zielgruppe berücksichtigt. Kann eine Anmeldung z.B. aus Platzgründen nicht angenommen werden, erfolgt unverzüglich eine Benachrichtigung durch den Referenten Bundesvorstand.

Kostenbeitrag:
Eine Teilnehmergebühr wird nicht erhoben. Für Unterkunft und Verpflegung wird der für Veranstaltungen der Militärseelsorge übliche, gestaffelte Tagessatz für 4 Tage erhoben:

– Wehrsoldempfänger	4 x 9,00	=	DM 36,00
– bis Bes.Grp A8	4 x 13,00	=	DM 52,00
– Bes.Grp A9–A12	4 x 20,00	=	DM 80,00
– Bes.Grp A13–A15	4 x 24,00	=	DM 96,00
– ab Bes.Grp A16	4 x 33,00	=	DM 132,00

Der Eigenanteil ist beim Eintreffen am Seminarort zu entrichten. Sollten Sie Ihre Anmeldung kurzfristig – d.h. nach dem 01.10.2001 – zurückziehen, muß der Veranstalter eine Ausfallgebühr in Höhe des Eigenanteils in Rechnung stellen. Diese kann durch Teilnahme einer von Ihnen benannten Ersatzperson vermieden werden.

Hinweis auf Urlaubsregelung:
Das Seminar ist eine Veranstaltung der Katholischen Militärseelsorge. Soldaten können Sonderurlaub gem. Ausführungsbestimmungen der Soldatenurlaubsverordnung (SUV – ZDv 14/5, F511, Nr. 78 u. 79 Abs. 1) beantragen.

An- und Abreise:
Die Anreise soll mit der Deutschen Bahn erfolgen. Für diese Veranstaltung der Militärseelsorge stellt die zuständige Truppenverwaltung eine Militärdienstrückfahrkarte 2. Klasse aus, ggf. mit IC-Zuschlägen.
Bei Benutzung von Privat-Pkw werden Fahrtkosten in Höhe einer Militärdienstfahrkarte 2. Klasse und ggf. Mitnahmeentschädigung erstattet. Die Benutzung des Privat-Pkw erfolgt auf eigene Gefahr.
Das Bonifatiushaus erreicht man ab Busbahnhof mit der Linie 1A und 2 (Richtung Haimbach/Maberzell) bis Haltestelle Andreasberg. Zum Busbahnhof können Sie mit den Linien 3 und 4 fahren.

BONIFATIUS HAUS
Haus der Weiterbildung
der Diözese Fulda

JAKOBUSWALLFAHRT 2001:

Auf den Spuren der Jakobuspilger in Deutschland

Vom 1. bis 12. Juni 2001 findet die traditionelle Jakobuswallfahrt wieder in Deutschland auf dem Streckenabschnitt Münster – Köln – Aachen statt. Da die Planungen noch laufen und zahlreiche Absprachen zu treffen sind, kann zurzeit erst ein vorläufiger Ablauf vorgestellt werden. An der Wallfahrt können maximal 70 Personen teilnehmen. Eigeladen sind katholische Soldaten aus Belgien, Deutschland, den Niederlanden, Österreich und Spanien. Ehemalige Soldaten, Reservisten und Familienangehörige sind zugelassen, müssen aber hinter aktiven Soldaten zurückstehen.

Zeitrahmen – Streckenverläufe – Unterbringung

01.07.2001 – Sonntag:
Sammeln der Pilger in der Kaserne Essen-Kray ab 16.00 Uhr; Übernachtung in der Kaserne

02.07. – Montag:
Fahrt per Bus zum Ausgangspunkt der Fußwallfahrt; Fußwallfahrt aus dem Raum Senden-Coesfeld nach Hiddingsel/Dülmen; Übernachtung in E-Kray

03.07. – Dienstag:
Busfahrtin den Raum Haltern-Lavesum, Fußwallfahrt in den Raum Oer-Erkenschwick, Busfahrt über Henrichenburg zur Übernachtung nach Essen-Kray

04.07. – Mittwoch:
Busfahrt zur Kathedralkirche in Essen, Fußwallfahrt zur Abteikirche nach Werden; Übernachtung in E-Kray

05.07. – Donnerstag:
Busfahrt nach Velbert, Fußwallfahrt über Neviges nach Wuppertal, Fahrt mit der Schwebebahn nach Barmen; Übernachtung in der Kaserne Wuppertal

06.07. – Freitag:
Busfahrt nach Lennep, Fußwallfahrt zum Altenberger Dom; Übernachtung in der Kaserne Wuppertal

07.07. – Samstag:
Busfahrt zum Altenberger Dom, Fußwallfahrt nach Köln; Übernachtung in der Kaserne Kerpen

08.07. – Sonntag:
Religiöses und kulturelles Programm in Köln; Übernachtung in Kerpen

09.07. – Montag:
Busfahrt von Kerpen nach Düren, Fußwallfahrt von Düren nach Kornelimünster; Busfahrt nach Aachen, Gallwitz-Kaserne Übernachtung.

10.07. – Dienstag:
Busfahrt nach Kornelimünster, Fußwallfahrt nach Aachen/Dom und zur Kaserne, Übernachtung

11.07. – Mittwoch:
Religiöses und kulturelles Programm in Aachen. Abschiedsabend in der Kaserne. Übernachtung.

12.07. – Donnerstag:
Abreise der Pilger

Briefe an die Redaktion

Absoluter Volltreffer

... unsere heutige Zeit glänzt durch Motzer und Kritiker. Das ist der Alltag in Ihrer und meiner Arbeit. Umso mehr gilt es für mich, dieses System zu durchbrechen und auch gut-positive Akzente zu setzen.
Bei Ihnen fällt mir dies heute leicht. Mit der Doppel-Nr. 240/241 des Auftrag's haben Sie einen absoluten Volltreffer gelandet. Dieser Meinung waren auch alle Mitglieder des Priesterrates der katholischen Militärseelsorge bei der letzten Sitzung in Eichstätt. Als Katholischer Standortpfarrer Bogen sitze ich im Auftrag des Wehrbereichs VI in diesem Gremium und habe meine Anerkennung zu Ihrer Arbeit ausgesprochen. Das gesamte Gremium stimmte mir einstimmig zu und bat mich, der Redaktion das Lob weiter zu geben.
Abschließend kann ich nur sagen: Weiter so!!!

Siegfried May,
Kath. StOPfr Bogen

Wenn aus einer Bandaufnahme einer schriftlicher Beitrag wird

zu: L. Bossle, Der Zukunft Hoffnung geben – Zur Bestandsaufnahme des Christentums im 21. Jh. in einer Welt der Gerechtigkeit und des Friedens. AUFTRAG 240/241, S. 36

Den AUFTRAG mit Dank erhalten und mit Interesse gelesen.

Nur: „Der jetzt 100 Jahre alt gewordene Philosoph Hans Georg Gattermann ...“ – Gattermann? – Kenn ich nicht. Sollte es sich nicht eher um Hans Georg Gadamer handeln?

Dr. theol Otmar Einwag,
34393 Grebenstein/Unterhausen

Die Redaktion dankt ihrem stets aufmerksamen Leser, dem ehemaligen Militärpfarrer Dr. Einwag, für diese notwendige Korrektur.

Würdigung der Militärbischöfe

Danke für den AUFTRAG 240/241. Vor allem Dank für das Titelfoto und die Würdigung von Erzbischof Dyba und Bischof Mixa. ...

Msgr. Carl Ursprung,
KWBD IV, Mainz

AUTOREN (soweit nicht in den Einführungen zu ihren Beiträgen vorgestellt)

Beckmann, Guiscard
Hauptfeldwebel im LogRgt GECONKFOR (PrÖA), 1. Einsatzkontingent (Juni-Dezember 2000), in Tetovo/MAZ.

Berger, Prof. Dr. Klaus
Der Autor ist Professor für Neues Testament in Heidelberg. Beitrag aus: Die Tagespost vom 25.11.2000.

Böhler, Volker W.
Oberst a.D., bis 1999 Mitglied im Vorstand der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten. Von 1992-95 Leiter eines Militärattachée-Stabes für die Länder Syrien, den Libanon und Jordanien.

Bringmann, Jürgen
Oberst a.D., Referent des Bundesvorstandes der GKS, Bonn. Generalsekretär des Apostolat Militaire International (AMI).

Cunardt, Carsten
StUffz, GKS-Ansprechpartner im Standort Boostedt.

Decker, Christine
Referentin bei Caritas international, Freiburg.

Dorndorf, Heinrich
Hauptmann a.D., Geschäftsführer der GKS im WB IV.

Görlich, Joachim Georg
Magister, freier Journalist, Schwerpunkt mittel- und osteuropäische Gesellschaften. Publiziert häufig u.a. in „Die Tagespost“ und im AUFTRAG.

Hoensbroech, Constantin Graf von
Mitarbeiter der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA)

Jermer, Helmut
Oberstleutnant im Streikräfteamt, Mitglied im ZdK und in der Zentralen Versammlung, Vorsitzender des Sachausschusses „Innere Führung“ der GKS.

Kestel, Msgr. Georg
Militärdekan, Leiter Referat „Seelsorge“ im KMBA, Geistlicher Beirat der GKS

Liebig, Jörg
Oberleutnant, Offizier für PrÖA im LogRgt GECONKFOR, 1. Einsatzkontingent (Juni-Dezember 2000), in Tetovo/MAZ

Overmann, Pater Michael
Mitglied der Ordensgemeinschaft der Salvatorianer; Dipl. Sozial-Pädagoge u. Dipl. Theologe; Pfarrer für den Bundesgrenzschutz in Berlin.

Priwalow, Nikolai
russisch-orthodoxer Priester und Vorsteher der Kirche im Dorf Nowospasskoje, Bezirk Smolensk.
Beitrag aus: „AVOS-KA“ (Der Einkaufskorb – private unabhängige Wochenzeitung) aus Jelnja, vom 22. Juni 2000. Übersetzung: Bernhard Mroß.
Siehe auch AUFTRAG 240/241, S. 123 ff.

Roth, Prof. Dr. Paul
Professor für Politikwissenschaft an der Bundeswehruniversität München; seit 1990 emeritiert.

Stuff, Eckhard
Journalist; am Sender Freies Berlin zuständig für die Aus- und Weiterbildung des Nachwuchses und der Mitarbeiter. Veröffentlichungen im AUFTRAG.

Theis, Prälat Walter
Militärdekan, Leiter des Referats „Kirche und Gemeinde“ im KMBA; Koordinator der Auslandseinsätze von Militärpfarrern.

Thoma, Jürgen
Leutnant im LogRgt 10, Veitshöchheim; Juni bis Dezember KFOR-Einsatz in Tetovo/MAZ.

Zapor, Patricia
KNA-Mitarbeiterin, Korrespondentenbericht Nr. 468 / 14. November 2000.

Gottes Macht halte mich aufrecht,
Gottes Weisheit leite mich:
Gottes Auge schaue für mich,
Gottes Ohr höre für mich,
Gottes Wort spreche für mich,
Gottes Hand bewahre mich
gegen die Fallstricke des Bösen,
gegen die Versuchungen
des Geistes, des Leibes,
gegen alle, die mir schaden wollen.

Irischer Segensspruch

Religion und Kirche

Francis Arinze im Gespräch mit Helmut S. Ruppert: Brücken bauen. St. Ulrich Verlag, Augsburg 2000. 136 S., 29,80 Mark.

Helmut S. Ruppert, Chefredakteur KNA, hat in Rom den aus Nigeria stammenden Präsidenten des Päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog, Francis Kardinal Arinze, interviewt. Dabei gehen beide der gerade durch DOMINUS IESUS aktuellen Frage nach „Gibt die römische Kirche den Wahrheitsanspruch des Christentums preis, wenn sie mit den Religionen der Welt den Dialog sucht?".

Der am 1. November 1932 in Nigeria geborene Kardinal Arinze entstammt einer Familie, die sich zur einer der traditionellen afrikanische „Natur"-Religionen bekannte. Die Eltern schickten ihre Kinder zur Missionsschule und im Alter von neun Jahren wurde Francis getauft.

Den ersten Teil des Gespräches widmet Ruppert dem Leben des Kardinals und seinem Weg von Nigeria in den Vatikan. Bezeichnender Weise ist ein Abschnitt dieses Kapitels „Von den Geistern zum Hl. Geist" überschrieben. Während des „Biafra-Krieges", einem der blutigsten Kriege Afrikas und dem schmerzhaften Kapitel in der Geschichte seines Landes war Francis Arinze Bischof der nigerianischen Erzdiözese Onitsha. Seine Betteltouren für die hungernden „Biafra-Kinder" führten ihn auch nach Deutschland. Die hier erfahrene Solidarität und Hilfsbereitschaft prägen heute noch den Kardinal, den Ruppert als fröhlich, temperamentvoll, unprätentiös, unkonventionell und gastfreundlich charakterisiert.

Im zweiten Teil des Buches kommt Helmut Ruppert auf das Wirken des Kardinals zu sprechen. Dieser sieht im interreligiösen Dialog nicht nur eine akademische Diskussion, sondern betrachtet ihn als ganzheitliche Notwendigkeit für menschlicher Beziehungen und als Voraussetzung zur Lösung zwischenmenschlicher Konflikte. Erste Bedingung für den interreligiösen Dialog ist für den Arinze, „den eigenen Glauben zu lieben und zu leben. Auf dieser Basis sollten dann solide Kenntnisse über die anderen Religionen erworben werden, die sowohl die Unterschiede klarmachen als auch Gemeinsamkeiten herausarbeiten." Letzter Sinn dieses Dialogs sei es, „Menschen zu helfen, Gott zu finden", so Kardinal Arinze. *(PS)*

An anderer Stelle (S. 34 ff.) besprochen
Manfred Spieker: Kirche und Abtreibung in Deutschland. Ursachen und Verlauf eines Konflikts. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2000. 260 Seiten, kart., 48 Mark.

Politik

Die Wiederauferstehung einer Weltmacht

Konrad Seitz: China. Eine Weltmacht kehrt zurück. Siedler Verlag, Berlin 2000, 448 S., 49,90 Mark

Nach dem Ende des Kalten Krieges sah es so aus, als blieben die Vereinigten Staaten als einzige Weltmacht auf der Bühne der großen Politik. Wer wie Konrad Seitz vorausschaut, sieht es anders: China ist auf dem Weg zur Weltmacht. Das jedenfalls ist die Hauptthese seines Buches. Der Diplomat Seitz weiß, wovon er schreibt, von 1995 bis 1999 war er Botschafter in China.

Kein Zweifel, die Entwicklung in China ist atemberaubend: Shenzhen war 1978 noch ein trostloses 25.000-Seelen-Nest im Grenzgebiet zu Hongkong. Mit der Erhebung zur Sonderwirtschaftszone verwandelte sich Shenzhen in eine Goldgräberstadt. Heute ist die Stadt eine Viermillionen-Metropole, die in ihrem Erscheinungsbild Hongkong nacheifert. 1.500 Hersteller von Computern und Computerkomponenten, rund 500 Softwarefirmen und 200 Forschungs- und Entwicklungszentren sind hier ansässig. Das jährliche Prokopfeinkommen liegt bei 4.000 Dollar und macht Shenzhen heute zur reichsten Stadt Chinas.

Konrad Seitz gibt viele Beispiele dieser Art. Zunächst aber führt er durch die letzten 200 Jahre der chinesischen Geschichte, erzählt vom Zusammenbruch des alten China, von der Zeit unter Mao und der Entwicklung danach. Das Abrücken von Mao hat längst dramatische Formen angenommen. Seitz zitiert Quiao Shi, früher die Nummer Drei der Partei: „Für 29 Jahre nach der Gründung der Volksrepublik plädierten die Mao-Zedong-Gedanken konstant für Klassenkampf, Linienkampf und ideologischen Kampf. Für 29 Jahre haben wir so, geleitet von den Mao-Zedong-Gedanken, einen falschen Weg eingeschlagen und mehr als zwanzig unwiederbringbare Jahre vergeudet, schwere wirtschaftliche Verluste erlitten und einen hohen Preis mit menschlichem Leben gezahlt. Ist es wirklich richtig für uns, weiterhin die Mao-Zedong-Gedanken hochzuhalten, uns in unserer Arbeit von ihnen leiten zu lassen und unsere jüngeren Generationen mit Mao-Zedong-Gedanken zu erziehen? Die gegenwärtige Vertrauenskrise und das Problem der niedrigen Moral in der Partei sind nicht durch die Reform und die Öffnung nach außen verursacht, sondern durch den Einfluss – den zunehmend verderblichen Einfluss – eines geistigen ‚Vakuums" das geschaffen wird von der Art von Sozialismus, Marxismus und Leninismus, wie sie die Mao-Zedong-Gedanken propagieren."

Seitz sieht im heutigen China eine kompetente Führung, die bis zum Jahr 2010 eine voll funktionierende Marktwirtschaft etabliert haben will. Gutes Personal wächst derzeit an Chinas Universitäten heran, viele besuchen auch westliche Eliteuniversitäten. Mit diesem Prozess geht nach Ansicht von Konrad Seitz eine Demokratisierung unweigerlich einher.

Mit seinen vielen jungen und ehrgeizigen Menschen, die bereit sind, hart zu arbeiten, hat längst ein chinesisches Wirtschaftswunder begonnen. China, Hongkong und Taiwan werden einen großchinesischen Wirtschaftsraum bilden. Seitz rechnet dann, dass das Sozialprodukt Großchinas das der USA im Jahr 2020 überholen wird. Die RAND Corporation, „Think tank" der amerikanischen Regierung, rechnet damit schon im Jahr 2015. Übrigens auch ohne Hinzuziehung von Hongkong und Taiwan.

(Eckhard Stuff)

Das Streben nach Wohlstand

Peter Jay: Das Streben nach Wohlstand. Die Wirtschaftsgeschichte des Menschen. Propyläen Verlag, Berlin 2000, 496 S., DM 58,00

Das Urteil gleich vorweg: Peter Jay, leitender Wirtschaftsredakteur der BBC, hat mit seinem Buch „Das Streben nach Wohlstand" eine glänzende Abhandlung zur Wirtschaftsgeschichte des Menschen geschrieben. In elegant essayistischer Manier, die so wohl nur Angelsachsen beherrschen, hat er die Wirtschaftsgeschichte von der Frühzeit bis in die Gegenwart dargestellt und schließlich sogar einen Blick in die Zukunft riskiert.

Irgendwann vor 60.000 bis 30.000 Jahren kam es nach Jay zu einem außergewöhnlichen Ereignis, das die Weltgeschichte prägte: „Irgendetwas führte zu einer tief greifenden Veränderung des menschlichen Gehirns, durch die die Intelligenz des Menschen in einer Weise erhöht wurde, die nicht nur seine Fähigkeiten, sondern auch, was mindestens ebenso wichtig war, seine Neigungen veränderte. Natürlich vollzog sich diese Transformation nicht über Nacht in einer einzigen wunderbaren Mutation, auch wenn sie im Maßstab der Evolution relativ schnell erfolgte, und wir können sie auf Grund der plötzlich auftretenden bemerkenswerten Leistungen unserer Spezies seit jener Zeit datieren. Vor etwa 40.000 Jahren begannen sich die Arten der vom Menschen verwendeten Werkzeuge schnell zu vermehren und der Mensch selbst breitete sich rasch über die Welt aus."

Ohne Zweifel gab es zu jener Zeit einen Entwicklungsschub der menschlichen Intelligenz. Der Mensch erlangte die Fähigkeit zu abstraktem Denken und damit ein anderes Verständnis der Welt. Mit diesem neuen Verständnis begann er jetzt, sich seine Träume zu verwirklichen. Das Streben nach Wohlstand beschleunigte sich durch diese Menschen, die durch Gier und Schlauheit und durch Intelligenz gekennzeichnet waren. Und je mehr sie über diese Eigenschaften verfügten, desto eher setzten sie sich gegen ihre Konkurrenten durch. Das gilt bis heute.

So weit der erste Punkte in Peter Jays Theorie. Und weiter: „Ein zweiter Grundsatz der impliziten Theorie in diesem Buch lautet, dass die geschilderten menschlichen Neigungen mit günstigen Umweltbedingungen zusammentreffen müssen, von denen einige natürlich, andere vom Menschen geschaffen sind. Dieses Zusammentreffen kann die wirtschaftlichen Möglichkeiten vergrößern. Als Beispiele wären zu nennen: die Entwicklung der Landwirtschaft, die Verbreitung von dörflichen und städtischen Siedlungen, das Prägen von Münzen im ägäischen Raum, der römische Friede, die Zivilisation der islamischen Welt, Indiens und Chinas, das feudale Europa, die Verbindung der eurasischen Welt mit den amerikanischen Landmassen, die Verknüpfung nahezu aller wirtschaftlichen Zentren in einem weltweiten Netz von Schiff-Fahrtstraßen und die Erfindungen und Investitionen, die zur industriellen Revolution führten."

Weiterhin ist es unerlässlich, dass der Staat den verlässlichen Rahmen und den Schutz für die wirtschaftliche Entfaltung ga-

rantiert. Dabei ist wichtig, das Gleichgewicht zwischen den ökonomischen Möglichkeiten und der ökonomischen Ordnung zu finden. Nach Jay ist die Geschichte des Strebens nach Wohlstand die Geschichte der Suche nach dieser Balance. Wer Peter Jay liest, kann mit Vergnügen eine neue Perspektive auf das Wirtschaftsgeschehen gewinnen.

(Eckhard Stuff)

Ein deutsches Europa?

Philippe Delmas: Über den nächsten Krieg mit Deutschland. Eine Streitschrift aus Frankreich. Verlag Propyläen, Berlin 2000, 224 S., DM 34,00

Kein Zweifel: für das friedliche Zusammenleben in Europa und für den Erfolg des zusammenwachsenden Europas ist der Zustand des deutsch-französischen Verhältnisses von größter Bedeutung. Ohne eine gut funktionierende deutsch-französische Beziehung gibt es kein florierendes Europa. Aus dieser Einsicht heraus hat der französische Airbus-Manager und frühere Sicherheitsberater des französischen Außenministers Dumas, Philippe Delmas, seine fulminante Streitschrift verfasst. Der provokante Titel: „Über den nächsten Krieg mit Deutschland".

Philippe Delmas geht zunächst auf die bekannte Gemengelage gegenseitiger Wahrnehmungen ein: „Die Angst vor Deutschland sei eine der wesentlichen Triebfedern der französischen Politik, bemerkte Gustav Stresemann 1926. Siebzig Jahre später trifft diese Diagnose immer noch zu. Seit der Wiedervereinigung kann Frankreich sich den Alpträumen von der Unmöglichkeit, Deutschland und seine immer wieder erstarkende Macht zu kontrollieren, nicht entziehen."

Und bei einigen – nicht nur in Frankreich – geht die Angst noch weiter. Sie sehen in der europafreundlichen Politik Deutschlands vielmehr eine geschickte Strategie zur Beherrschung des Kontinents. Delmas zitiert hierfür prominente Zeitgenossen: „Ralf Dahrendorf, inzwischen britischer Staatsbürger und Rektor des Saint Anthony's College in Oxford, kommt zu folgendem Schluss: 'Könnte es nicht sein, dass EUROPA in deutschem Munde tatsächlich das Codewort für den neuen deutschen Nationalismus ist?'" Und sein Kollege Martin Feldstein, ehemaliger Berater im Weißen Haus und Präsident einer großen Stiftung in Washington, traf den Nagel auf den Kopf, als er anmerkte, Helmut Kohls Formulierung „'Deutschland ist unser Vaterland, das vereinte Europa ist unsere Zukunft' klinge wie ein Geständnis."

Es zeichnet Philippe Delmas aus, dass er hier nicht in das nationale Horn bläst, sondern an die Ratio appelliert: „Sollte sich Frankreich durch Angst dazu verleiten lassen, auf jene politische Einsicht zu verzichten, die seine Freundschaft mit Deutschland ausmachte, dann wird es abermals sich selbst überlassen sein. Und die Deutschen werden wieder die Rolle des benachteiligten, von der ganzen Welt unverstandenen Volkes übernehmen, das seinen Platz an der Sonne verloren hat."

Das wieder vereinigte Deutschland sieht Delmas auf der Suche nach Identität, gekennzeichnet durch tiefe innere Verunsicherung. Nachkriegsdeutschland hatte für ihn eine fremdbestimmte Identität, jetzt geht das Finden der Rolle in Europa von neuem los: „Der Fall der Mauer hat die Vereinigung Deutschlands möglich gemacht, nicht aber seine Einheit. Im Gegenteil, er hat die endlose deutsche Identitätskrise, die sich beruhigt zu haben schien, wieder entfacht."

Wiedervereinigt und stark in der Mitte Europas, aber nach innen unausgeglichen, versucht Deutschland nun, argwöhnisch von den Nachbarn beobachtet, seine Rolle zu finden, seine Interessen zu definieren. Mit viel Verständnis zeichnet Delmas sein Bild von Deutschland und appelliert insbesondere an seine französischen Landsleute: „Frankreich und Deutschland werden entweder gemeinsam mit ihrem Erbe fertig, oder sie gehen gemeinsam daran zugrunde, denn ihre Angst vor der Geschichte ist zuallererst der Blick, den sie aufeinander richten. Deutschland wird an dem Tag normal sein, an dem Frankreich dessen Vormacht akzeptieren kann, ohne darin die Vorboten eines Imperiums zu sehen."

Ausgerechnet die Vormacht Deutschlands zu akzeptieren, das dürfte schon harter Tobak für die Franzosen sein. Delmas spitzt es an anderer Stelle noch zu, wenn er sagt, Europa sei deutsch, ob es wolle oder nicht. Aber auch wir müssen uns mit Delmas' gelungener Provokation auseinander setzen.

(Eckhard Stuff)

Ratgeber

Gault Millau: Deutschland. Der Reiseführer für Genießer 2000. 882 Seiten. Flexibel gebunden, DM 58,00. Wilhelm Heyne Verlag, München 1999.

1376 Restaurants in Deutschland, aber auch die besten in Österreich, der Schweiz, Frankreich, Luxemburg und Belgien (sofern sie nicht allzu weit von der deutschen Grenze entfernt liegen) sowie 536 Hotelempfehlungen stellt der neue Gault Millau in gewohnt kritisch-lockerer und sehr informativer Art vor.

Im Mittelpunkt des Geschehens stehen eindeutig die Restaurants, die Hotels laufen am Rande mit. Die Kommentare sind häufig bissig, natürlich deswegen in der Branche nicht unumstritten. Aber eine Prise Ironie, ein kleiner Schuss Sarkasmus gepaart mit journalistischer Kompetenz machen den Gault Millau zur spannendsten Lektüre unter den sonst meist sehr trocken formulierten Führern für gutes Essen – das im Übrigen, wie man bei der Lektüre feststellen kann, nicht immer teuer sein muss.

Nur ein Beispiel für die spitze Feder dieses Führers: „Das Essen war ein plumpes Häufchen Elend, mit dem Geschmack eines Pappendeckels." – Aber nach den Empfehlungen kann man sich wirklich richten. Guten Appetit mit dem Gault Millau.

(J.B. 18.8.2000)

Spannende Unterhaltung

Stephen King: Das Mädchen. Aus dem Amerikanischen von Wulf Bergner. 302 Seiten. Gebunden. DM 38,00. Schneekluth Verlag, München 2000.

„Die Welt hatte Zähne, und sie konnte damit zubeißen, wann immer sie wollte. Das entdeckte Trisha McFarland, als sie neun Jahre alt war. Um zehn Uhr an einem Morgen Anfang Juni saß sie im Dodge Caravan ihrer Mutter auf dem Rücksitz, trug ihr blaues Trainingstrikot der Red Sox und spielte mit Mona, ihrer Puppe. Um zehn Uhr dreißig hatte sie sich im Wald verlaufen. Um elf Uhr versuchte sie, nicht in Panik zu geraten."

So beginnt Stephen Kings Roman „Das Mädchen". Aus der Sicht der neunjährigen Trisha erleben wir eine Woche, in der sie verloren, verirrt, allein durch Wald und Wildnis wieder zurück zu den Menschen zu finden versucht. Sie weiß, dass keiner da ist, der sie beschützen kann – vor dem Hunger und dem Durst, vor den Mücken und den wilden Tieren, vor der Einsamkeit und der Dunkelheit.

Eine Baseballkappe, ein kleines Radio und die Erinnerung an die Gespräche mit ihrem Vater sind die einzige Ausrüstung, die Trisha mit sich führt. Zuerst in Gedanken und später in ihren Fieberträumen unterhält sie sich fortwährend mit ihrem Idol Tom Gordon (amerikanischer Titel des Buches: The Girl who loved Tom Gordon), dem Baseballstar von den Red Sox. Ihn fragt sie, wie denn das so sei mit Gott und seiner Hilfe in schwierigen Situationen. Gott greife erst ein, kurz bevor das Spiel zu Ende ist, erklärt Tom Gordon dem Mädchen. Und so ist es wirklich auch in diesem Buch – aber mehr sollte man nicht verraten.

„Das Mädchen" hat die amerikanischen Bestsellerlisten im Sturm erobert; Publishers Weekly wählte das Buch zu den besten Büchern des Jahres 1999. Lesen Sie es selbst, dann wissen Sie, warum.

(J.B.) 17.8.2000

Stephen King: Der Sturm des Jahrhunderts. Originaldrehbuch, aus dem Amerikanischen (The Storm of the Century) von Peter Robert. 477 Seiten. Gebunden. DM 32,00. Heyne Verlag, München 1999.

Stephen King ist der populärste Schriftsteller der Vereinigten Staaten und der meist gelesene Spannungs- und auch Horrorautor der Welt. Viele seiner Romane wurden erfolgreich verfilmt, so z.B. „Carrie" und „Sie". Mit „Der Sturm des Jahrhunderts" hat King sein erstes Originaldrehbuch veröffentlicht; die Verfilmung ist bereits abgeschlossen. Bald können wir sehen, was wir jetzt nur lesen können – eine interessante Erfahrung.

Als ein Jahrhundertsturm die Küste von Maine bedroht, verlassen die meisten Bewohner einer kleinen Insel vor der Küste ihre Häuser. Die bleibenden treffen hektische Sicherheitsvorkehrungen. Aber nicht nur der Sturm gefährdet sie. Morde, Selbstmorde und andere Verbrechen geschehen im Umfeld der Naturkatastrophe. Ein mysteriöser Fremder spielt hierbei eine zuerst undurchsichtige, dann klarer werdende Rolle. Ist er die Verkörperung des Bösen schlechthin? Die immer wieder auftauchende Botschaft „Gebt mir, was ich will, und ich verschwinde" deutet in diese Richtung.

Dass Extremsituationen immer auch die Zeit sind, in der sich das Beste und das Schlechteste im Menschen offenbart, macht dieses lesenswerte Drehbuch anschaulich und extrem spannend klar. *(J.B. 18.8.2000)*

Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen des GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit nunmehr 40 Jahren begleitet.

Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint viermal jährlich.

Hrsg.: GKS, Breite Straße 25, 53111 Bonn.

Redaktion: verantwortl. Redakteur Paul Schulz (PS), Oberstleutnant a.D., Satz und Layout; Klaus Brandt (bt), Oberstleutnant a.D., Redakteur; Helmut Fettweis (HF), Oberst a.D., Redakteur; Hauptmann Marco Schauff (MS), Redakteur

Zuschriften: Redaktion AUFTRAG c/o Paul Schulz, Postfach 3768, 51537 Waldbröl, Tel/Fax: 02291-900461 oder 02295-1044 (bt), e-Mail: GKS.Redaktion@t-online.de

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Namensartikel werden allein vom Verfasser verantwortet. Nicht immer sind bei Nachdrucken die Inhaber von Rechten feststellbar oder erreich-bar. In solchen Ausnahmefällen verpflichtet sich der Herausgeber, nachträglich geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.
Druck: Kölken Druck & Verlag GmbH, Ernst-Robert-Curtius-Str. 14, 53117 Bonn. Überweisungen und Spenden an: Förderkreis der GKS e.V., Pax Bank eG Aachen, BLZ: 391 601 91, Konto-Nr.: 1009439010.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von DM 10,– an den ausliefernden Kölken Verlag.